

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



Jahrgang 51

31. Januar 2004

Nr. 1



Zaunkönig (*Troglodytes troglodytes*) vom NABU zum „Vogel des Jahres 2004“ gekürt. (Foto: NABU/M. Delpho)

Mit diesem Bild wünscht die Heimatkundliche Vereinigung Balingen allen Leserinnen und Lesern der „Heimatkundlichen Blätter“ alles Gute fürs neue Jahr.

Als Redakteur der „Blätter“ verabschiedet sich nach 15 Jahren Tätigkeit Christoph F. Riedl und übergibt sie an seinen Kollegen Daniel Seeburger, der in der Redaktion des ZOLLERN-ALB-KURIER tätig ist und ab Heft 2/2004 auch Redakteur dieser „Heimatkundlichen Blätter“ sein wird.

## Der Zaunkönig – Vogel des Jahres 2004

Von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Naturschutzbund Deutschland, Gruppe Balingen

Ein kleiner, unscheinbarer Vogel mit braunem Gefieder und lauter Stimme bekam den Titel Vogel des Jahres. Zum dritten Mal hintereinander, nach Haussperling und Mauersegler, wählten der Naturschutzbund Deutschland und der Landesbund für Vogelschutz in Bayern gezielt auch einen Bewohner menschlicher Siedlungen. Es ist der in der Öffentlichkeit sehr beliebte Zaunkönig. Etwa 100 Namen im Volksmund wie z. B. Zaunschlüpfer, Däumling und Mäusekönig unterstreichen dies. Die Verbände werben mit dieser Wahl für den Erhalt naturnaher Bachauen, für mehr naturbelassene Parks und Gärten, für reich strukturierte Grünflächen sowie für unterholzreiche Wälder.

Der Zaunkönig erscheint in Märchen und Fabeln. Dort wird er manchmal ehrlich und sich konsequent für eine Sache einsetzend dargestellt. Es geht aber auch um List und Schläue. Sein Verhalten ist oft das Symbol für den klugen Einsatz begrenzter Mittel.

Wohl bekannt sind z. B. in den Märchen „Der Zaunkönig und der Bär“ und „Der Zaunkönig“, verfasst von den Brüdern Grimm, die Strategien zwischen den Fliegern und den Vierfüßern, die Höhenflug-Konkurrenz mit dem Adler und der Wettbewerb um den tiefsten Fall in die Erde. In mythologischen Darstellungen gilt der kleine Vogel als Glücksbringer. Brütet er am Haus, bringt er Segen. Die Zerstörung seines Nestes zieht den Blitz an und Unheil kommt auf. Fängt man den Vogel, so hat man sich auf den Tod einzustellen. Der Gesang kündigt Regen an.

**Verbreitung:** Der bei uns vorkommende Zaunkönig gelangte während des Eiszeitalters von Nordamerika über die Beringstraße zum asiatischen Festland. Von dort breitete sich die Vogelart nach Europa und Nordwestafrika aus. Das Brutareal reicht in Europa von der Iberischen Halbinsel über Frankreich, die Britischen Inseln, Island und Skandinavien bis ins osteuropäische Tiefland. In Nordeuropa sind der äußerste nördliche Waldgürtel und die Tundrenregionen von der Besiedlung ausgespart. In Mitteleuropa hält sich der Zaunkönig das ganze Jahr über auf. In den Hochalpen und in den Karpaten trifft man ihn noch in Höhen über 2100 Meter an. Die Schwerpunkte in Baden-Württemberg liegen in den wald- und wasserreichen Arealen bis 1000 Meter. Im Schwarzwald, im württembergischen Allgäu und auf der Schwäbischen Alb ist er bis in die höchsten Lagen lückenlos verbreitet.

**Kennzeichen und Gesang:** Der auffallend kurz gebaute Zaunkönig ist mit 9,5 bis 11 Zentimeter Körpergröße und einer Masse von 7,5 bis 11 Gramm nach dem Wintergoldhähnchen der kleinste einheimische Vogel. Die Oberseite beider Geschlechter ist braun, die Unterseite blass gefärbt. An den kurzen, gerundeten Flügeln und am kurzen Schwanz gibt es dunkelbraune Bänder oder Streifen.

Beine und Füße sind kräftig ausgebildet. Mit den langen Krallen kann sich der Vogel an Zweigen, Ästen, Baumstämmen und Felsen sehr gut festhalten. Der leicht nach unten gebogene, spitze Schnabel dient zur Nahrungssuche in den kleinsten Ritzen. Charakteristische Kennzeichen sind der bei Erregung steil hochgestellte Schwanz, die hohen Lagen der Lautäußerungen sowie die schnellen Tonfolgen. Die Stimme schwingt mit ungefähr 4000 Hertz und kann 90 Dezibel erreichen. Der laute Gesang besteht aus schmetternden Tonreihen, die in schneller Folge mit kurzen Rollern und Pfeiftönen abwechseln. Der Zick-Ruf kann in ein schnarrendes „Zerr“ übergehen. Diese Laute erinnern an Amsel- oder Buntspecht-Rufe. Die Gesangsphasen der Männchen beginnen während der Brutzeit schon kurz nach 4 Uhr und enden am späten Abend. Zaunkönige bilden im Gegensatz zu Meisen keine

Winterschwärme. Sie behalten, je nach Witterung, ihre Reviere bei und verteidigen diese mit ihrem Gesang.

**Wanderung und Zug:** Die Zaunkönige in unserem Raum sind überwiegend Stand- oder Strichvögel, die das ganze Jahr über in ihrem Brutgebiet verbringen oder außerhalb der Brutzeit in der näheren Umgebung zum Brutplatz umherstreifen. Insbesondere die Jungvögel, die noch nicht in der Mauser sind, beteiligen sich an den Wanderungen. Im Winter ziehen sich die Insektenfresser aus den höheren Lagen des Schwarzwaldes und der Schwäbischen Alb in die milderen Becken und Täler zurück. Verbreitungsschwerpunkte sind dann Areale am Bodensee, im Neckarbecken und in der Oberrheinebene.

Zaunkönige, die von September bis November wegziehen, fliegen hauptsächlich in SW- oder SSW-Richtung zur Mittelmeerküste Frankreichs oder nach Norditalien ab. Sie können jedoch auch in den Gebieten dazwischen überwintern. Vertreter der aus dem Norden stammenden Populationen schlagen dieselben Zugrichtungen ein und überwintern in den entsprechenden Gebieten. Dies sind somit Kurzstreckenzieher. Zugbeobachtungen und Datenerfassungen am Rand-ecker Maar weisen darauf hin, dass die Durchzügler aus Skandinavien, den baltischen Staaten, aus NW-Russland, Polen, Tschechien und aus Norddeutschland stammen. Zaunkönige ziehen fast nur nachts. Dies könnte u. a. mit der geringeren nächtlichen Anzahl an Jägern zusammenhängen. Zaunkönige sind schlechte Flieger, da sich am Ende der kurzen Flügel vermehrt bremsende Luftwirbel bilden. Die zurückgelegte Flugstrecke beträgt etwa 25 bis 40 Kilometer pro Nacht. Der Rückflug aus den Winterquartieren in die heimischen Brutreviere geschieht hauptsächlich in den Monaten März und April.

**Lebensraum und Brutbiologie:** Der wissenschaftliche Name *Troglodytes troglodytes* geht auf das griechische Wort *troglodyt* Höhlenbewohner zurück. Dies ist etwas irreführend, da die Zaunkönige selten in Höhlen nisten. Sie sind Bewohner von unterschiedlichen Waldgesellschaften, insbesondere von unterholzreichen Laub- und Mischwäldern, von nicht zu trockenem Gebüschland, von Heckenlandschaften und von Randzonen an Fließgewässern und Seen, die von Krautschichten und Schilfzonen bewachsen sind (s. Tab. 1 und Tab. 2). Im Hochgebirge kommen sie noch oberhalb der Baumgrenze in der Krummholzzone vor. In den Siedlungen können sie in Parks, auf Friedhöfen und in Gärten beobachtet werden. Gelegentlich brüten sie in Steinbrüchen, Mauern und Ruinen. Im Gebüsch bewegen sie sich hüpfend. Die kurzen Flügel sind dafür besonders angepasst. Ackerflächen, Brachen, Wiesen und Obstbaumwiesen sind als Habitate ungeeignet.

Tab. 1: Anteil der gefangenen Zaunkönige auf der Halbinsel Mettnau, aufgeschlüsselt nach wichtigen Biotopen (Fangzeitraum: Ende Juni bis Anfang November); (Daten: 1988/89; nach: Ornithologische Jahreshefte für BW, Bd. 7, Heft 1 1991)

Biotop	Anteil in %, Durchschnitt aller Stationen
Wald; Waldtypen-Zusammensetzung: Eichen - Ulmen - Pappeln; Schwarz- erlen, Pappeln - Eichen - Ulmen	23,3
Geschlossenes Gebüsch: Birken, Hartriegel	15
Offenes Gebüsch: Faulbaum, Kreuzdorn, Hartriegel	8,7
Landschilf	6,7
Wasserschilf	5,7

Bei günstigen Witterungsverhältnissen besetzen die Männchen in unserem Raum bereits im Februar die Reviere. Sie bauen danach mehrere Nester, die sie den Weibchen singend und balzend präsentieren. Es können auch alte Nester ausgebessert und wieder verwendet werden. Die Standorte befinden sich überwiegend im Wurzelwerk an Bachufern, in Wurzelsternen, in Aus-

Tab. 2: Verteilung der Zaunkönige im Winter auf verschiedene Biotoptypen (Daten: 1987/88 - 1991/92; nach: Die Vögel Baden-Württembergs, Atlas der Winterverbreitung, Ulmer 1995)

Biotope	Anteil in %
Waldbiotope	53
Ortschaften	12
Gewässer	12
Felder/Wiesen	12
Brache/Ödland	3 - 4

wüchsen an Bäumen und in Fichtenreisig. Untersuchungen im Raum Metzingen (1974 - 1996) zeigten, dass von 2716 gefundenen Nestern 68 Prozent im Wurzelbereich angelegt waren.

Das Weibchen wählt eines der kugelförmigen Nester mit seitlichem ovalem Eingang und polstert dieses mit Moos, Federn oder Haaren, welken Blättern und Halmen aus. Das Gelege umfasst vier bis acht kleine Eier mit einer durchschnittlichen Masse von 1,4 Gramm und einer Länge von 1,7 Zentimeter. Am stumpfen Ende sind sie rostrot gefleckt, sonst weiß gefärbt. Die meisten Eier werden in der ersten Maihälfte abgelegt und von den Weibchen ausgebrütet. Die Jungen schlüpfen nach etwa 15 Tagen. Bei sehr schlechtem Wetter kann die Brutdauer mehr als 20 Tage betragen. Der Nachwuchs wird mit Insekten sowie mit deren Eiern und Larven gefüttert.

Da die polygamen Männchen bei der Aufzucht helfen, aber gleichzeitig mehrere Nester betreuen, müssen manche Weibchen mehrere hundertmal am Tag Futter herbeischaffen. Fliegen, Spinnen, Motten, Weberknechte und andere Insekten stehen auf dem Speiseplan. Nach einer Nestlingszeit zwischen 14 und 17 Tagen verlassen die jungen Zaunkönige das Nest, bleiben jedoch als Verband noch einige Zeit zusammen. Sie übernachten auch gemeinsam in einem sicheren Versteck oder in einem der Wahnester, um die Wärmeverluste geringer zu halten - eine Strategie, der sich auch die Altvögel bedienen, um sich im Winter gegen Kälte zu schützen. Während dieser Phase übernimmt das Männchen die Fütterungen. Zweitbruten und Nachgelege sind möglich. Bei diesen ist die Anzahl der Eier geringer und die Bebrütung kürzer. Die meisten Jungvögel schlüpfen hier Ende Juni bis Ende Juli.

Die großen Gelege und die günstigen Schlüpfzeiten (in BW über 90 Prozent, Untersuchungszeitspanne 1949 - 1993) sind notwendig, um die enormen Verluste auszugleichen. 30 bis 40 Prozent aller Nester werden schon während der Legephase ausgeraubt. Das erste Lebensjahr erreichen weniger als die Hälfte aller Jungvögel. Altvögel können sechs bis sieben Jahre alt werden. In Städten und Ortschaften brütet der Zaunkönig an Gebäuden, Wandbegrünungen und Brennholzstapeln. Im Winter übernachtet er in Scheunen, Schuppen und Garagen.

**Verwandte, Bestand und Siedlungsdichten:** Zu der Familie der Zaunkönige zählen über 60 Arten. Davon leben sehr viele in den Tropen Südamerikas. Der einheimische Zaunkönig ist der einzige Angehörige in der Alten Welt. Die geographischen Variationen sind jedoch sehr stark ausgeprägt. Sie unterscheiden sich in der Flügelfärbung und in der Körpergröße. Dies führte zur Einteilung in Unterarten wie z. B. in diejenigen, die auf Island, auf den Färöern und auf Korsika leben.

Der Zaunkönig gehört in Europa zu den häufigsten Vogelarten. Die europäischen Gefährdungskategorien bezeichnen den Bestand, der in Mitteleuropa etwa 3 bis 6 Mio. Brutpaare umfasst, als stabil. Mit 1,5 bis 2,2 Mio. Brutpaaren ist die Art auch in Deutschland nicht gefährdet. Für Schleswig-Holstein wurden 70 000 und für Hamburg 18 000 Brutpaare ermittelt. In Baden-Württemberg steht der Zaunkönig in der Häufigkeitstabelle der Brutvögel an 17. Stelle. Sein Bestand dürfte hier im Sommer ungefähr 400 000 Individuen und 68 000 im Winter zählen.

Die Siedlungsdichten schwanken je nach Habi-

tat in unserem Raum beträchtlich wie die folgenden Daten zeigen: In einem montanen Tannen-Fichten-Buchenwald bei Isny lag die Dichte bei 3,8 Brutpaaren/10 Hektar (1983). Die waldarmen Gebiete am Bodensee, z. B. das Wollmatinger Ried und das Rheindelta, waren mit 0,9 Revieren/10 Hektar dünn besetzt. Die dortigen Waldflächen wiesen dagegen mit 4 Revieren/10 Hektar eine größere Dichte auf (1983). Am Lampertheimer Altrhein konnte in einem Kopfweidenbestand eine Dichte von 14 Brutpaaren/10 Hektar ermittelt werden (1978).

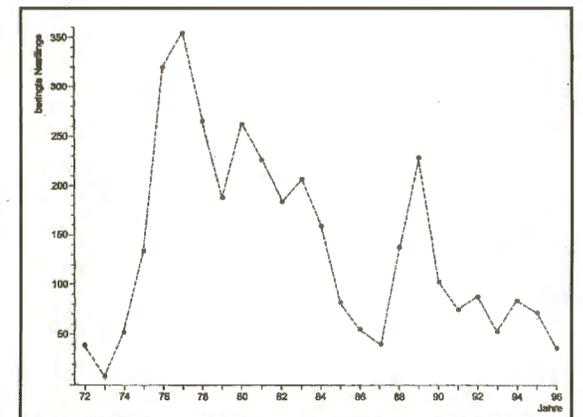
**Gefährdungen und Schutzmaßnahmen:** Extrem kalte Witterungen mit hohen Schneelagen verursachen starke Verluste, so z. B. in den Wintern 1962/63, 1978/79 und 1986/87 (s. Abb. über Populationschwankungen im Raum Metzingen). Insbesondere im Winter 1962/63 wurde der Zaunkönig-Bestand im Vorland der Schwäbischen Alb zu 80 bis 90 Prozent vernichtet. Sie sind erfroren oder verhungert. Kleinere Tiere verlieren vergleichsweise mehr Wärme als größere Tiere. In Gebieten mit stärkerem Relief waren dagegen die Verluste nicht so stark. Offenbar bieten tiefe Schluchten oder Bergländer in Kältezeiten mehr Schutz als das vergleichsweise flache Alvorland.

Weitere Bestandseinbußen gibt es durch starke Regenfälle und Hochwasser, wenn die Nester an Bachufern und Böschungen überflutet werden, durch Zerstörungen der Gelege z. B. durch Füchse, Nager, Hauskatzen und Elstern sowie durch Beseitigung des Unterholzes in Waldbiotopen. Die verstärkte Anpflanzung bachbegleitender Gehölze, nicht beseitigtes Altholz und eine vermehrte Naturverjüngung in den Wäldern haben zu besseren Lebensbedingungen und zur Ausweitung der Lebensräume geführt. Verluste konnten dadurch ausgeglichen werden. Die gegenüber dem Umland deutlich wärmeren Städte bieten dem Zaunkönig, vor allem im Winter, gute Überlebenschancen, wenn genügend strukturierte Grünbereiche vorhanden sind. Sterile Innenstädte und unterholzarme Wirtschaftswälder bieten zu wenig Nahrung und Nistmöglichkeiten. Die Verbände schlagen folgende Hilfen vor:

- Erhalt naturnaher Bachauen
- Entwicklung strukturreicher Grünflächen mit dichtem Unterholz
- Anlage von Hecken mit heimischen Sträuchern in Parks und Gärten

#### Literatur:

- H.-G. Bauer und P. Berthold: Die Brutvögel Mitteleuropas, Wiesbaden 1996  
 H.-G. Bauer, M. Boschert und J. Hölzinger: Die Vögel Baden-Württembergs, Bd. 5, Atlas der Winterverbreitung  
 P. Berthold: Vogelzug, Darmstadt 1992  
 R. Fitter: Buch der Vogelwelt Mitteleuropas, Stuttgart 1973  
 W. Gatter: Vogelzug und Vogelbestände in Mitteleuropa, Aula-Verlag 2000  
 Grzimeks Tierleben: Bd. IX, Vögel 3, Lizenzausgabe 1977  
 J. Hölzinger: Die Vögel Baden-Württembergs, Singvögel 1, Stuttgart 1999  
 Lindahl, K.: Das große Buch vom Vogelzug, Berlin und Hamburg 1982  
 NABU-Informationen, Vogel des Jahres 2004  
 Ornithologische Jahreshefte für Baden-Württemberg, Bd. 7, Heft 1, Dez. 1991  
 Bildnachweis: Foto NABU/M. Delpho



Populationschwankungen beim Zaunkönig (kalte Winter 78/79, 84/85, 85/86, 86/87) im Raum Metzingen; nach Hölzinger, J.: Die Vögel Baden-Württembergs, Ulmer 1999

# Die Onstmettinger und Philipp Matthäus Hahn

Was nicht allgemein bekannt ist – Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Die Bürger von Onstmettingen haben den Pfarramtskandidaten Philipp Matthäus Hahn seinerzeit keineswegs mit offenen Armen empfangen. So ging denn in den ersten Apriltagen des Jahres 1764 bei der Oberkirchenbehörde in Stuttgart – damals noch „Konsistorium“ genannt – folgender Brief ein:

„Onstmettingen Bahlinger Amts den 31ten Marti (März) 1764. Es ist ohne Längsten, da alhiesiger Herr Pfarrer M(agister) Henßler gestorben, der Herr Vicarius Hahn hierhero gekommen und sich in Abwesenheit alhiesigen Herrn Amtmanns bey dem Dorfsvogt Amtsverweser Michel Boßen die Ansuchung gethan, ob nicht die alhiesige Gemeynd unterthänigst suppliciren möchte, daß (er) Pfarrer alhier wähen (= werden) möchte, und deswegen 2 Männer nach Stuttgart abzuschicken verlanget, der H(err) Vicarius aber von dem Amtsverweser wegen diesem Verlangen abgewiesen worden. Allem Vernemmen nach aber er Vicarius Hahn Pfarrer alhier wähen sollte. Indemne aber hat der ganzen Burgerschafft seinen Umgängen nach bey seinem Vatter des Herr(n) Pfarrers keine Liebe und Trauen zu ihm gehabt, weilen er nur etlichen Haußhaltungen deren Zusammenkunfften Männer und Weiber in die Häußer nachgeloffen. So bitten wier unterthänig ihm Nahmen der Burgerschafft, diesen Herrn Vicarius Hahnen nicht als Pfarrer aufzugeben (= anzunehmen), doch aber gnädigster hoher Herrschafft anheim gestelt. Auch deßen (wir) keinen Vorschlag zu thun, und doch mit unserm jezigen Herrn Vicarius Witter zu einem H(ern) Pfarrer vergnügt (= zufrieden) wähen und Liebe zu ihm hatten.

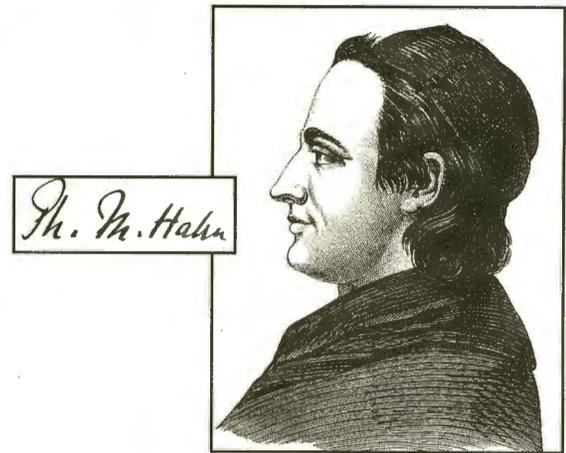
Inzwischen auch zu melden, daß die Zusammenkunfften des H(ern) Hahnen mehrentheil der Burgerschafft Ärgeruß gibet, indemne er auf Christian Schöllers Schuhmachers Angeben, so er dem Hahnen ein Glaß Wein zugebracht, der H(err) Vicarius Hahn ihm geantwortet, er drincke nicht von ihm, er Schölller seye so verdamt. Richtere und Gemeynnds Deputir(te)“<sup>1</sup>.

In modernem Deutsch heißt das: Nach dem Tod des Onstmettinger Pfarrers Hensler kam der Vikar Hahn nach Onstmettingen, suchte den

Dorfvogt<sup>2</sup> auf, teilte diesem mit, dass er die Stelle des verstorbenen Pfarrers einnehmen wolle, und bat ihn, zwei Männer nach Stuttgart zu schicken, die sich für ihn einsetzen sollten. Der Vogt lehnte ab. Die ganze Bürgerschaft Onstmettingens habe nämlich keine Liebe und kein Vertrauen zu Hahn, denn man kenne ihn noch aus der Zeit, da Hahns Vater Pfarrer in Onstmettingen war (1756 bis 1763). Damals sei dieser ausschließlich einigen Familien nachgelaufen, die in Privathäusern ihre Zusammenkünfte abhielten (also „Stundenleute“ waren). Außerdem habe Hahn es abgelehnt, ein Glas Wein zu trinken, das ihm der Schuhmacher Christian Schölller angeboten hatte, und zwar mit der Begründung, er, der Schölller, sei verdammt.

## Wie es zu diesem Schreiben kam?

Philipp Matthäus Hahn hatte 1760 sein Theologiestudium mit dem Dienstexamen abgeschlossen. Formal erfüllte er damit die Voraussetzung, um eine Pfarrstelle zu bekommen. So kam es ihm denn sehr gelegen, als sein Vater 1763 nach Ostdorf versetzt wurde – er bewarb sich als Nachfolger seines Vaters in Onstmettingen, war aber sehr enttäuscht, als man ihm Christoph Gottfried Hensler vorzog. Hensler starb jedoch schon nach einem Jahr, und Philipp Matthäus Hahn machte sich erneut Hoffnungen auf die Stelle. Er muss wohl gedacht haben, er sei bei den Onstmettingern sehr beliebt, und um diesen vermeintlichen Pluspunkt auszunutzen, besuchte er den Dorfvogt, wie eingangs beschrieben. Hahn fiel offenbar aus allen Wolken, als der Vogt ihm seine Bitte brüsk abschlug, und der Dorfvogt hinwiederum muss recht verärgert darüber gewesen sein, dass der von ihm offensichtlich wenig geschätzte Hahn nicht nur in Onstmettingen Pfarrer werden



wollte, sondern obendrein auch noch ihn bat, diese Absicht zu unterstützen<sup>3</sup>.

Zwei Kritikpunkte werden gegen Hahn ins Feld geführt: Erstens, er habe bisher seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf eine kleine Gruppe innerhalb der Gemeinde gerichtet, auf die Pietisten. Damit kommt die Sorge zum Ausdruck, die übrige Gemeinde könne vernachlässigt werden. Der zweite Punkte betrifft einen Einzelfall: Durch die Ablehnung des Weintrunks hat Hahn den Schuhmacher Schölller auf das Übelste beleidigt.

Das Schreiben trägt zwanzig Unterschriften, nämlich die des Dorfvogts, dann die von neun Richtern und schließlich noch die von zehn Deputierten. Damit stand die große Mehrheit der politischen Elite des Dorfs hinter der Eingabe – bestand doch das Altwürttembergische Dorfgericht von alters her aus zwölf Richtern; und neben dem Gericht bestanden in der Regel noch zwei Ausschüsse, nämlich das Waisengericht und die Untergänger. Die Mitglieder der Ausschüsse werden hier „Deputierte“ genannt<sup>4</sup>.

Fortsetzung folgt

## Aktuelles

# Der Übergang der Herrschaft Schalksburg von Zollern an Württemberg im Jahre 1403

Vortragsveranstaltung erbrachte zahlreiche neue Erkenntnisse zur mittelalterlichen Geschichte im Zollernalbkreis / von Dr. Andreas Zekorn, Kreisarchiv Zollernalbkreis

Am Freitag, 24. Oktober 2003, fand in der Stadthalle Balingen mit nahezu 500 Gästen der Festakt und Abendvortrag anlässlich des 600. Jahrestages des Übergangs der Herrschaft Schalksburg von Zollern an Württemberg statt. Zu der Veranstaltung luden der Zollernalbkreis, die Städte Albstadt und Balingen sowie der Hohenzollerische Geschichtsverein und die Heimatkundliche Vereinigung Balingen ein.

Konzipiert und organisiert wurde die Vortragsveranstaltung gemeinsam vom Kreisarchiv Zollernalbkreis sowie den Stadtarchiven Albstadt und Balingen. Die Veranstaltung steht in der Fortsetzung der vom Kreisarchiv Zollernalbkreis organisierten Vortragsveranstaltungen, insbesondere der Tagung zu Graf Albrecht II. von Hohenberg und der hohenbergischen Geschichte 1998. Es ist wiederum geplant, alle Vorträge in einer eigenen Publikation zu veröffentlichen. Im Folgenden seien einige Ergebnisse der Vorträge festgehalten.

Für unsere Gegend hat der Verkauf eine zentrale Bedeutung. Eine der bedeutendsten Spätfolgen des Verkaufs war z. B. die konfessionelle Spaltung unserer Gegend. Bedingt durch den Übergang an Württemberg wurde auch im Gebiet der ehemaligen Herrschaft Schalksburg im 16. Jahrhundert die Reformation durchgeführt. Es erschien deshalb mehr als angemessen, wenn diesem Ereignis der Veräußerung der Schalksburg herrschaft eine entsprechende Tagung gewidmet wurde, zumal die Forschungsliteratur überwiegend älteren Datums ist.

Professor Dr. Dieter Mertens, Freiburg, sprach beim Festakt am Freitag zur Schalksburgsage, zur literarischen und volkstümlichen Verarbeitung des Übergangs der Herrschaft Schalksburg an Württemberg. Diese Sage kam den Zollern, die stets den Kauf anfochten, sehr gelegen. Schon kurz nach dem Verkauf der Herrschaft an Württemberg durch die Linie Schalksburg klagten sie nämlich vor dem Hofgericht in Rottweil und wollten den Verkauf rückgängig machen. Von zollerischer Seite wurde nun immer wieder angeführt, dass der Kaufpreis viel zu niedrig gewesen sei. Vergleicht man den Preis von 28 000 Goldgulden, den Württemberg zahlte, mit dem Verkaufswert anderer Herrschaften, so erscheint der Preis durchaus als adäquat. Dennoch hielt sich in der Folgezeit das Gerücht vom allzu niedrigen Preis, und es bildete sich eine mündliche Erzähltradi-

tion über den Kauf heraus.

Auch der zeitweilig als Hofchronist der Zollern fungierende Jakob Frischlin förderte diese Ansicht, als er Anfang des 17. Jahrhunderts die Hirschguldensage schriftlich festhielt. In dieser Sage wird der Verkauf auf einen Familienzweist zurückgeführt. Gustav Schwab und Wilhelm Hauff griffen die Sage im 19. Jahrhundert wieder auf und veränderten sie zum Teil in dichterischer Freiheit. Vor allem hatte sich nun der „elende Hirschgulden“ in die Sage eingeschlichen. Der Hirschgulden war eine Münze, die nur in den Jahren 1622/23 in Württemberg geprägt wurde. Damals, in der sogenannten „Kipper- und Wipperzeit“ prägten viele Landesherrn schlechte Münzen mit einem geringen Metallwert. Die Münzen waren deshalb nicht sehr viel wert und wurden, wie der württembergische Hirschgulden, alsbald nicht mehr als Zahlungsmittel akzeptiert. Der Hirschgulden muss folglich nach 1623 in die Sage eingearbeitet worden sein, ohne dass wir wissen von wem. In den Sagenversionen von Schwab und Hauff ist die zollerische Version des allzu geringen Kaufpreises nun der-artig zugespitzt, dass der Verkauf der Herrschaft Schalksburg um einen „elenden Hirschgulden“ geschah, der, bei Hauff, über Nacht sogar völlig entwertet wurde, so dass die geprellten zollerischen Vettern nicht einmal mehr ihre Zeche für den Wein bezahlen konnten, mit dem sie ihren Kummer ertränken wollten.

Nach der Aufarbeitung der Historie der Sage gab es am Samstag, 25. Oktober 2003, fünf Vorträge in dem schönen Ambiente des Stauffenberg-Schlusses Albstadt-Lautlingen. Als erster Redner sprach Prof. Dr. Wilfried Schöntag, Präsident der Landesarchivdirektion, zum Thema „Die Herrschaft Schalksburg im Spannungsfeld zwischen Hohenzollern und Hohenberg im 13. Jahrhundert“. Schöntag konnte u. a. aufzeigen, dass die Zollern im 13. Jahrhundert politisch zweimal auf der falschen Seite standen: Um 1235 befanden sie sich zusammen mit den Grafen von Urach auf der Seite Heinrichs (VII.) bei dessen Auseinandersetzungen mit seinem Vater Kaiser Friedrich II. Der Sohn unterwarf sich 1235 seinem Vater. Wohl in diesem Zusammenhang kam es zur Teilung des Uracher Besitzes, zu dem unter anderem Balingen gehörte. Der Ort konnte 1255 von den Grafen von Zollern erworben werden, die das Dorf zur Stadt und zu einem neuen Zentrum machten.

In der Folgezeit kam es zu Kämpfen zwischen Zollern und Hohenbergern, deren Streit auf Reichsebene verlagert wurde, als die Zollern im württembergischen Lager gegen König Rudolf von Habsburg standen, zu welchem die Hohenberger hielten. 1283 wurden die Zollern aber wieder in die Huld des Königs aufgenommen. So geschah die Teilung der zollerischen Herrschaft im Jahre 1288 nicht auf politischen Druck hin bzw. in der Auseinandersetzung mit Hohenberg, wie bisher angenommen wurde, sondern die Bildung einer Linie Zollern-Schalksburg, welche die Herrschaften Schalksburg und Mühlheim erhielt, war eine durchaus gängige Besitzteilung innerhalb einer Familie.

Dr. Casimir Bumiller, freiberuflich tätiger Historiker und Publizist, befasste sich daran anschließend mit dem „schalksburgischen“ Jahrhundert in der hohenzollerischen Geschichte, also mit der Linie Zollern-Schalksburg und den näheren Umständen des Verkaufs der Herrschaft Schalksburg 1403. Die Teilung der Linien 1288 brachte einen Machtverlust für die Zollern mit sich. Das Haus Schalksburg hatte keine bedeutenden ritterlichen Gefolgsleute und seine Angehörigen befanden sich teils in württembergischen, teils in habsburgischen Diensten. Zudem war das Haus Schalksburg notorisch überschuldet. Als Graf Mülli 1403 die Herrschaft Schalksburg an Württemberg veräußerte, befand er sich in einer deprimierenden Lage: 1377 war der Bruder in der Schlacht bei Reutlingen gefallen,

der einzige Sohn just im Jahre 1403 verstorben. Wegen der vielen Schulden blieb Graf Mülli nichts anderes übrig als die Herrschaft zu verkaufen. Da die zollerischen Vettern kein Geld hatten und unter sich zerstritten waren, Graf Mülli hingegen selbst mit Württemberg verbunden war, verkaufte er die Herrschaft Schalksburg – übrigens mit Zustimmung Graf Täglin von Zollern – in jenem Jahr an Württemberg.

Dr. Stefan Uhl, Inhaber eines Büros für historische Bauforschung, untersuchte die Burgen Hirschberg, Schalksburg und das Zollernschloss Balingen hinsichtlich ihrer Beziehungen zu den Zollern. Zunächst stellte er die Burg Hirschberg in der Nähe von Balingen vor, deren Existenz in der Literatur zum Teil bestritten wurde. Es war eine Burgstelle des 12./13. Jahrhunderts, im 14. Jahrhundert bereits wieder abgegangen: Nachweisbare Verbindungen zu den Zollern gibt es keine. Die Schalksburg war eine 3 ha große und militärisch sehr wichtige Anlage, auf der 100 Mann Besatzung gehalten werden konnten. In württembergischer Zeit nahm die Bedeutung der Festung allmählich ab. Auch die Schalksburg war keine eigentliche Zollernburg, sondern war wohl schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts gegründet worden. An historischer Bausubstanz sind vom früheren Balingen Zollernschloss noch Balken übrig, die auf das Jahr 1372 zu datieren sind. Dieser Bau wurde in den 1930er-Jahren abgetragen und unter teilweiser Verwendung alten Gebälks wieder aufgebaut. Damit stammte das frühere Zollernschloss wohl tatsächlich aus der Zeit, als die Linie Zollern-Schalksburg die Stadt Balingen inne hatte.

Dr. Volker Trugenberger, Leiter des Staatsarchivs Sigmaringen, untersuchte den Erwerb der Herrschaft Schalksburg im Kontext der württembergischen Territorialpolitik. Württemberg war im 13. Jahrhundert bestrebt, sein Territorium gegen den Konkurrenten Habsburg auszudehnen. So erwarb es z. B. um 1305 die Stadt Rosenfeld und weiteren Besitz der Herzöge von Teck. Habsburg konnte seinerseits 1381 die Herrschaft Hohenberg für 66 000 Goldgulden kaufen. 1403 erstand Württemberg eben die Herrschaft Schalksburg für 28 000 Goldgulden. Wie sich bald bei einer Steuererhebung zeigen sollte, war das Amt Balingen recht wertvoll, denn es war finanzstark und konnte beachtliche Summen aufbringen; zudem verfügte es über eine beträchtliche Anzahl an wehrfähiger Mannschaft. Kein Wunder, dass die Zollern die Herrschaft zurückwollten. Aber sie mussten froh sein, dass ihr Herrschaftsgebiet im 15. Jahrhundert nicht selbst von Württemberg vereinnahmt wurde, als die Zollern auszusterben drohten. Erst ein relativ später Kindersegnen und die Anlehnung der Zollern an Habsburg brachten hier eine gewisse Sicherheit.

Der letzte Vortrag von Dr. Otto H. Becker, Oberarchivar am Staatsarchiv Sigmaringen und Vorsitzender des Hohenzollerischen Geschichtsvereins, befasste sich mit den Spätfolgen des Verkaufs von 1403. Die Zollern konnten sich nie mit dem Verlust der Schalksburg herrschaft abfinden. Im 19. Jahrhundert erhielt der Verkauf überregionale Bedeutung. Von den preußischen Geschichtsschreibern wurde die Herrschaft als Stammesgebiet der Zollern bezeichnet. Nach dem Deutschen Krieg 1866 gab es Pläne, die Schalksburg und das Amt Balingen als Kriegsschädigung zurückzufordern, was aber abgewendet werden konnte.

Kurz darauf änderten sich die Verhältnisse grundlegend: Württemberg bejahte die nationale Führungsrolle Preußens. So konnten sich Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts Sänger und Turner aus Balingen und Hechingen auf friedliche Weise ihrer gemeinsamen Wurzeln besinnen und zu Gauen zusammenschließen, welche die Schalksburg im Namen führten. Bei den Jubiläumsfeierlichkeiten im Jahre 1903 in Balingen anlässlich des Verkaufs der Herrschaft Schalksburg wurde dann die Bindung des Amtes

Balingen sowohl an Württemberg als auch an das Haupt des neuen deutschen Reiches, den Kaiser zollerischer Abstammung, betont. Zollerische und württembergische Tradition flossen hier zusammen.

Insgesamt konnten mit der Vortragsveranstaltung zahlreiche Aspekte der zollerisch-hohenbergisch-württembergischen Geschichte unserer Region im Mittelalter sowie der Geschichte der Herrschaft Schalksburg unter ihren zollerischen und württembergischen Inhabern, inklusive der Spätfolgen des Übergangs, behandelt und zahlreiche neue Erkenntnisse gewonnen werden.

## Dia-Rückschau Exkursion Bamberg

**Am Mittwoch, den 11. Februar 2004** wird im Landratsamt um 18 Uhr eine Diarückschau der Exkursion nach Bamberg stattfinden. Letztes Jahr führte Herr Hans Kratt die Heimatkundler im Mai über Dinkelsbühl, Ansbach und Heilsbronn nach Bamberg. Dort war auch das Hotel für die nächsten vier Nächte. Von dort aus wurden Bayreuth, das Schloss Seehof, der Felsengarten Sanspareil, Kulmbach, Plessenburg, Vierzehnheiligen und Banz besichtigt. Auf dem Heimweg wurde noch Schloss Pommersfelden, Kloster Ebrach und Wiesentheid besichtigt. Herr Kratt wird in seiner Diarückschau dies wieder aufleben lassen.

## Dia-Rückschau Exkursion Koblenz

**Am Mittwoch, den 25. Februar 2004** wird Herr Geissler im Landratsamt um 18 Uhr eine Diarückschau der Exkursion nach Koblenz zeigen. Herr Professor Roller führte letztes Jahr im Juli nach Koblenz und von dort aus wurden viele Kirchen und Klöster besichtigt: Mainz mit Dom und St. Stephan, Kiedrich, Kloster Eberbach, Johannisbach, Maria-Laach, Kloster Steinfeld, Burgstadt Reifferscheid, Saffig, Mayen, Boppard, Andernach, Sinzig, Ravengiersburg, Klosterkirche Sponheim und der Dom zu Speyer. Besonders sehenswert waren die Fenster von Chagall, Prof. Stockmeier und... Zudem wurden auch das Vulkanmuseum und die Burg Ehrenbreitstein mit dem Koblenzer Eck besichtigt.

### Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

**Dr. Peter Thaddäus Lang**  
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen

**Dr. Karl-Eugen Maulbetsch**  
Am Stettberg 9, 72336 Balingen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

#### Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14,  
Telefon 77 82.

#### Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen,  
Telefon (0 74 27) 9 10 94.

#### Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14,  
Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



## Judentum, Kirche und Staat

Schlaglichter auf ein leidvolles Thema / Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Ein eher allgemeines Thema, so hat es den Anschein. Aber durchaus eines mit einem überaus handfesten regionalen Bezug, ganz speziell auch auf den Zollernalbkreis bezogen – existierten doch bis 1941 jüdische Gemeinden in den Städten Hechingen und Haigerloch wie auch in der Gemeinde Dettensee. Seit Ende des 19. Jahrhunderts lebten jüdische Einwohner außerdem in den Städten Balingen und Ebingen, seit Beginn des 18. Jahrhunderts in Geislingen und Binsdorf, außerdem noch in Tailfingen, Tieringen und Winterlingen.

Als berühmte Persönlichkeiten aus dem Kreisgebiet zu nennen sind Karoline Kaulla (1739–1809), die Mitbegründerin der Württembergischen Hofbank, und Paul Levi (1883–1930), Jurist und Reichstagsabgeordneter. – Doch richten wir unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die weit zurückliegenden Anfänge!

### Die Spätantike

Nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem (70 n. Chr.) durch die Römer und dem jüdischen, ebenfalls von den Römern blutig niedergeschlagenen Bar-Kochba-Aufstand (132–135 n. Chr.) ging der jüdische Glaube nicht unter, sondern gewann paradoxerweise wieder an Einfluss. Das Argument, die christliche Kirche hätte den Platz Israels eingenommen, verlor darum an Überzeugungskraft. Christliche und jüdische Gemeinden rivalisierten nun miteinander, und die junge Kirche empfand das Judentum zunehmend als Bedrohung. Um dem entgegenzuwirken, versuchte die christliche Theologie, einen nichtjüdischen Jesus zu schaffen. Die seltsamsten Beweise wurden angeführt, um zu belegen, dass die Kirche schon lange vor Israel da war, ja, dass sie tatsächlich das „ewige Israel“ sei, wie es der Kirchenlehrer Tertullian (geb. um 160 n. Chr., gest. nach 220 n. Chr.) ausdrückte. Die Gefährlichkeit eines solchen Denkens zeigte sich im Dritten Reich, als Hitler für die „Deutschen Christen“ einen „arischen“, nichtjüdischen Christus proklamierte. Die Theologen der frühen Christenheit beschuldigten die Juden schon bald des Christumordes. Justin der Märtyrer (ca. 100–165) beispielsweise klagt sie an und schreibt: „Ihr habt den Gipfel eurer Verdorbenheit erreicht im Hass auf den Gerechten, den ihr getötet habt“. Hippolytos von Rom (gest. 235/236) und Origenes (geb. um 185, gest. um 254) vertreten ähnliche Standpunkte, und der Kirchenvater Johannes Chrysostomos (344/354–407) gebrauchte noch wesentlich stärkere Worte: „Die Synagoge ist eine Räuberhöhle und ein Versteck für unreine Bestien. . . Die Juden leben nur für ihre Bäu che und sind von Dämonen besessen. . . eine Pest und Seuche des Menschengeschlechts.“ Chrysostomos hielt auch dafür, das spätere Schicksal der Juden sei eine Folge des Christumordes. Wegen dieses Verbrechens, so stellt er fest, „gibt es für euch keine Besserung mehr, keine Vergebung und auch keine Entschuldigung. . . Gott hasst euch!“ Eine Auffassung, die in der Folgezeit verheerende Wirkungen erzeugte. Augustinus (354–430), Zeitgenosse von Chrysostomos, wie dieser Kirchenvater und



Ein Zeugnis jüdischen Lebens im Zollernalbkreis: Der jüdische Friedhof in Haigerloch.

FOTO: RALPH CONZELMANN

in seinen Äußerungen etwas zurückhaltender, nahm eine zwiespältige Haltung ein. Obwohl er dem Apostel Paulus zustimmte, dass man die Juden lieben sollte, teilte er die Meinung der anderen Kirchenväter, der Verräter Judas sei typisch für das jüdische Volk. In seinem „Traktat wider die Juden“ schreibt er, diese dürften nur leben, um in ihrer Erniedrigung „Zeugen ihres Unrechts und unserer Wahrheit“ zu sein. Sie sollten nicht getötet werden, weil sie wie Kain ein Malzeichen tragen: „Lasst sie leben, aber lasst sie leiden und beständig erniedrigt sein.“ – Die hier aufgeführten, spätantiken Theologen, die so genannten „Kirchenväter“, sind beileibe nicht ein abgeschlossenes Stück Theologiegeschichte, sondern sie sind auch für die moderne Theologie durchaus noch relevant – allen voran Augustinus, von dem Luthers Theologie sehr viel profitiert hat. Nachdem das Christentum im 4. Jahrhundert unter dem römischen Kaiser Konstantin (306–337) Staatsreligion geworden war, erhielt die Kirche Einfluss auf die Gesetzgebung, und die Synagoge musste drückende Einschränkungen hinnehmen. Unter Kaiser Justinian I. (483–565) wurden viele Gesetze abgeschafft, die bis dahin das religiöse Leben und die bürgerlichen Rechte der Juden geschützt hatten. Im 7. Jahrhundert ordnete der oströmische Kaiser Heraklius (610–641) aus politischen Gründen die Zwangstaufe der Juden an. Damit wollte er die religiöse Einheit in seinem Reich erreichen.

### Das frühe Mittelalter

In der Geschichte des jüdischen Volks gibt es wenige Abschnitte, in denen sie nicht verfolgt oder unterdrückt wurden. Die Epoche Kaiser Karl dem Großen (768–814) bis zu den Kreuzzügen war wohl die längste Phase der Ruhe. Die Juden blieben unbehelligt, lebten ohne soziale Diskriminierung und konnten unter diesen günstigen Bedingungen ihre eigene Kultur, ihre eigene Lebensart ohne Einschränkung pflegen und zur Blüte bringen.

### Die Kreuzzüge

Mit dem Beginn der Kreuzzüge im Jahr 1096 brachen wie nie zuvor Schrecken und Verfolgung über die Juden Europas herein. Kreuzzugsprediger riefen dazu auf, mit dem „Heiligen Krieg“ schon im eigenen Land zu beginnen und die „Gottesfeinde“, die Juden, niederzumachen. In Deutschland war vor allem das Rheinland betroffen. Rund 12 000 Juden wurden allein von Mai bis Juli 1096 niedergemetzelt, als das deutsche Kreuzfahrerheer durch Metz, Trier, Speyer, Worms, Köln, Mainz und andere Städte zog.

Insgesamt wurde etwa ein Viertel bis ein Drittel der jüdischen Bevölkerung Deutschlands und Nordfrankreichs während dieses ersten Kreuzzugs ermordet. Im Jahr 1099 hatten die Kreuzritter Jerusalem erobert

und wüteten gegen Sarazenen und Juden in gleich grausamer Weise. Dabei rühmten sie sich als Vollstrecker des Zorns und der Rache Gottes.

### Benachteiligungen und Demütigungen

Während der ersten beiden Kreuzzüge hatten die deutschen Juden die Krone um Hilfe angerufen. Im Gegenzug für den zugesagten Schutz wurden sie zu „Kammerknechten“ des Kaisers erklärt – ein Privileg, für das sie hohe Steuersummen zahlen mussten. Deshalb erwiesen sich die jüdischen Kammerknechte mit der Zeit als ergiebige Geldquelle für die Staatseinkünfte. Wie andere Rechtstitel und Einnahmequellen im Mittelalter konnten nun auch die jüdischen Kammerknechte erworben, verliehen und verkauft werden. Davon machte man regen Gebrauch, und schon bald bürgerte sich die Sitte auch in anderen Ländern ein.

Noch weitere Faktoren trugen während des Mittelalters zur Erniedrigung der Juden bei. Da sie weder Grundbesitz erwerben noch in die Handwerkszünfte aufgenommen werden durften, blieb ihnen als einzige Erwerbsquelle der Handel. Die meisten von ihnen betätigten sich als fahrende Händler und verkauften Kurzwaren. Dabei mussten sie es in Kauf nehmen, dass sie über lange Zeiträume hinweg von ihren Familien getrennt waren. Oder aber sie verdienten ihren Lebensunterhalt als Viehhändler, was sie sehr unbeliebt machte. So ähnlich wie heutzutage beim Gebrauchtwagenverkauf zeigten sich nach Abschluss des Handelsgeschäfts bei dem erworbenen Vieh nicht selten Mängel, und man unterstellte den jüdischen Händlern Betrugsabsicht („so viele Fehler wie die Judenkuh“ – noch heute in ländlichen Gegenden ein geflügeltes Wort).

Eine verschwindend kleine Zahl war als Geldverleiher tätig. Da das Zinsnehmen den Christen verboten war, konnten sich die jüdischen Geldhändler auf riskante Geschäfte einlassen und als Ausgleich dafür je nach Risiko wesentlich höhere Zinssätze verlangen. So gerieten sie in den Ruf, rücksichtslose Blutsauger zu sein. Als Händler lebten sie nicht ungefährlich: Kam es zu einem Rechtsstreit, so hielten die christlichen Richter immer wieder zu der christlichen Partei, so dass die Juden das Nachsehen hatten und finanzielle Einbußen hinnehmen mussten. Auch sind Fälle bekannt, dass Leute ein Judenpogrom anzettelten, wenn sie bei den Juden hohe Schulden hatten.

Eine gewaltige Demütigung bedeutete es für die Juden, wenn sie einen Eid leisten mussten. In manchen Gegenden wurden sie gezwungen, sich hierbei auf ein Schwein zu setzen, und zwar mit dem Gesicht zum Schwanzende hin. Nicht nur die Sitzposition als solche galt als lächerlich, sondern außerdem das Tier selbst, das die Juden als unrein verabscheuten. Eine weitere Demütigung bestand in der Vorschrift, die Juden sollten gelbe Judenhüte und gelbe Erkennungszeichen an ihrer Kleidung tragen. Die Farbe Gelb galt als überaus entwürdigend; sie diente ansonsten als Erkennungszeichen von Prostituierten. Diese Vorschrift wurde 1215 auf dem vierten Laterankonzil erlassen und in späterer Zeit immer wieder von der Amtskirche mit Nachdruck eingeschärft. Weiterhin mussten sich die Juden verstecken, wenn im Zuge einer Prozession die

geweihte Hostie zur Schau gestellt wurde. Die Bischöfe und ihre Beauftragten waren nämlich der Ansicht, der Anblick eines Juden sei für den im geweihten Brot anwesenden Christus eine Beleidigung. Wenn ein Jude eine Urkunde ausstellen wollte, so konnte in einzelnen Fällen der Notar darauf bestehen, dass das Siegel kopfunter angebracht wurde. Der Grund hierfür mag sein, dass ein Judensiegel als Beleidigung des in der Datumszeile genannten Christus aufgefasst wurde, eine Beleidigung, die wohl durch die Verdrehung vermindert wurde. Die Verdrehung selbst wirkte beleidigend, denn die verdrehte Welt war die Welt der Narren, die Welt des Karnevals.

### Die Große Pest

Als zwischen 1348 und 1350 die Schwarze Pest weite Teile Europas entvölkerte, schoben viele Christen die Schuld den Juden zu und behaupteten, die Juden hätten die Brunnen vergiftet. Es war nämlich aufgefallen, dass die Juden in manchen Fällen nicht so stark von der Pest befallen wurden wie die Christen, was jedoch ausschließlich eine Folge der strengen jüdischen Hygienevorschriften war. Von Frankreich sprang das Gerücht der Brunnenvergiftung über die Schweiz, in die Niederlande, nach Spanien und nach Polen. Nirgends jedoch wurden die Juden so gründlich und grausam vertilgt wie im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. Vergebens erließ Kaiser Karl IV. (1347–1378) Verbote, damit seinen Kammerknechten ja kein Haar gekrümmt werde. In Worms zündete die jüdische Gemeinde am 1. März 1348 ihre Häuser selbst an; am 24. Juli taten dies die Juden von Frankfurt am Main ebenfalls, in Mainz leisteten sie bewaffneten Widerstand gegen die christlichen Übergriffe. Erst als keinerlei Hoffnung mehr bestand, brachten sich die umzingelten jüdischen Familien selbst als „Brandopfer“ dar. Durch Feuer und Rauch erklangen ihre Klagehymnen. An diesem Tag, dem 24. August 1348, starben 6000 von ihnen auf diese Weise, und am selben Tag ging auch die uralte Kölner Gemeinde unter. Durch ganz Deutschland, in mehr als 350 jüdischen Gemeinden, wütete das Morden in brutalster Form. 60 große und 150 kleine Gemeinden wurden vollkommen ausgerottet.

### Ritualmord

Noch aus heidnischer Zeit stammte die ungeheuerliche Ritualmordlüge, welche die Juden in einem heimlichen Licht erscheinen ließ: Man behauptete, sie würden christliche Kinder umbringen – besonders vor Ostern –, um ihr Blut für rituelle Zwecke zu gebrauchen. 1171 wurde daraufhin in der französischen Stadt Blois die gesamte jüdische Gemeinde in einem Holzturm verbrannt. Diese so genannte Blutbeschuldigung verbreitete sich, von England und Frankreich ausgehend, bald wie eine Seuche über ganz Europa. Unaufgeklärte Morde an Christen führten zu mehr oder weniger eigenmächtigen, von Marterung, Totschlag und Plünderung begleiteten Überfällen auf die nächstgelegenen jüdischen Gemeinden. Nicht selten wurden die Leichen von ermordeten Christen heimlich in jüdische Häuser gebracht, um den Verdacht auf deren Bewoh-

ner zu lenken. Tausende von Juden in Erfurt, Colmar, Krems, Magdeburg und Weißenburg, in Paris, Bern, Würzburg und Posen, in Prag, Trient, Boppard, Budweis und vielen anderen Orten starben qualvoll als Opfer von Wahn und Aberglauben. In ganz Europa verbreitete sich ein Kult um solche angeblich von Juden ermordeten Christenkinder. Diese wurden wie Märtyrer verehrt, man erbaute Kirchen am Ort ihres angeblichen Martyriums, ja, es entstanden auf diese Weise sogar Wallfahrten – bekannt von „Simon von Trient“ oder das „Anderl von Rinn“. – Die Amtskirche tat sehr wenig, um derartige Fehlentwicklungen zu unterbinden, denn sonst hätten sie sich nicht in Einzelfällen bis in unser Jahrhundert erhalten können.

### Hostienschändung

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts tauchte eine weitere Gräueltat auf. Man erzählte, die Juden würden geweihte Hostien aus den Kirchen stehlen und sie aus Hass gegen Christus mit Messern durchbohren oder in einem Mörser zerstampfen, um dadurch den Akt der Hinrichtung Christi ständig zu wiederholen. Aus vielen derart geschändeten Hostien fließe dann Blut von wunderbarer Heilkraft. Gerüchte über solche Hostienfrevler führten 1298 in Süddeutschland zu entsetzlichen Judenmetzelen. In Röttingen (im Fränkischen, an der Tauber) erklärte ein Mann namens Rindfleisch, er sei vom Himmel berufen, Hostienschändungen zu rächen. Mit einer Horde Gleichgesinnter brachte er alle Juden in dem Ort um und zog plündernd und mordend von Ort zu Ort – durch Franken, Bayern und Österreich. Unzählige Juden nahmen sich das Leben, um Rindfleischs Anhängern zu entgehen.

### Die Inquisition

Das Schicksal der spanischen Juden ist eng mit der Jahreszahl 1492 verbunden, dem Datum der Entdeckung Amerikas. Denn die spanische Krone hatte Mittel frei für eine größere Expedition über den Atlantik nach Westen, nachdem die Araber endgültig aus Spanien vertrieben waren. Und mit der Vertreibung der Araber begann für die spanischen Juden eine schlimme Zeit, denn unter arabischer Herrschaft hatte es sich gut leben lassen, waren die Araber doch sehr tolerant – sowohl gegen Christen als auch gegen Juden. Mit Anbruch der christlichen Herrschaft jedoch wurden die Juden zur Auswanderung oder zur Taufe gezwungen. Tausende von ihnen verließen ihre Heimat und zogen nach Osten – nach Frankreich, nach Deutschland, nach Polen, nach Russland. Tausende aber ließen sich taufen, und viele von ihnen nur zum Schein, was den Amtsträgern der spanischen Kirche nicht verborgen blieb. Um die „falschen“ Christen aufzuspüren, wurde die Inquisition bemüht. Als Indizien dienten unter anderem säumiger Sakramentenempfang, Missachtung des Fastengebets, oder starke Zurückhaltung beim Genuss von Schweinefleisch. Sadistische Folterungen waren an der Tagesordnung; alle unter schrecklichsten Qualen durchgeführten Verhöre wurden fein säuberlich aufgeschrieben; sie ruhen heute noch in den Geheimfächern kirchlicher Archive. Fortsetzung folgt

# Die Onstmettinger und Philipp Matthäus Hahn

## 2. Folge / Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Mit Hilfe der Kirchenbücher<sup>5</sup> lässt sich noch mehr über die Männer sagen, die ihre Unterschrift unter die Eingabe setzten. Bei sieben der Richter ist der Beruf zu ermitteln – drei Bauern, ein Bäcker, ein Schneider, ein Weber und ein Zoller. Unter ihnen Leute, die im Dorf sicherlich großes Ansehen genießen, wie beispielsweise Georg Bosch, Bürgermeister und Sohn des Ochsenwirts, oder Johann Tritt, seines Zeichens Obermeister der Schneiderzunft. Das durchschnittliche Alter der Richter beträgt knapp 53 Jahre, wobei der älteste 66, der jüngste 41 Lenze zählt – durchweg gestandene Männer also.

Bei den Deputierten überwiegen die handwerklichen Berufe stärker: Neben einem einzigen Bauern haben wir vier Weber, einen Maurer, einen Schreiner und einen Bäcker, der außerdem das Gasthaus zum Lamm führt. Hinsichtlich des Alters ist ebenfalls ein Unter-

schied festzustellen, denn die Deputierten sind im Durchschnitt etwas jünger als die Richter; der älteste von ihnen ist 61, der jüngste 36 Jahre alt. Außerdem lassen die Kirchenbücher erkennen, dass die Amtsinhaber untereinander vielfach versippt und verschwägert sind, und nicht selten folgt im Amt der Sohn auf den Vater<sup>6</sup>.

Wenn wir die Eingabe vom 31. März 1764 genauer betrachten, so fällt auf, dass sie weder eine Anrede noch eine Grußformel oder irgendwelche Höflichkeitsskizzen enthält, welche letztere ja gerade im 18. Jahrhundert besonders ausgeprägt und schwülstig zu sein pflegten. So hat dieser Text doch recht wenig von einem Brief an sich; vielmehr erinnert er in formaler Hinsicht an ein dörfliches Gerichtsprotokoll aus dieser Zeit<sup>7</sup>. Dieser Umstand gibt Anlass zu der Vermutung, dass der oben erwähnte Vogt Michael Boß, sobald das Ge-

spräch mit Hahn beendet war, umgehend das Gericht einberief, das ja in Altwürttemberg neben den juristischen Kompetenzen viele andere Angelegenheiten der dörflichen Selbstverwaltung zu regeln hatte. Als das Gericht zusammentrat – wohl am 31. März – da verkündete der Vogt die große Neuigkeit, dass der allem Anschein nach wenig geliebte Sohn des früheren Pfarrers sich auf die Pfarrstelle beworben hätte. Bei dieser Gelegenheit dürfte der Gerichtsschreiber die Eingabe an das Stuttgarter Konsistorium – in der ihm vertrauten Art eines Protokolls – abgefasst haben. Die Anwesenden (oder zumindest fast alle davon) haben sodann in gewohnter Weise unterschrieben.

Die Hahn-Forscher<sup>8</sup> führen das Handeln des Dorfgewaltigen auf eine Intrige des damaligen Onstmettinger Vikars Christoph Bernhard Wider zurück, der sich ebenfalls für die Pfarrstelle interessierte und zunächst kei-

nerlei Zweifel daran gehegt hatte, dass er sie auch ohne Schwierigkeit erhalten würde<sup>9</sup>. Dem ist jedoch entgegenzuhalten, dass ein junger Vikar kaum in der Lage gewesen sein dürfte, die politische Elite von Onstmettingen innerhalb von wenigen Tagen in ein Intrigenspiel zu verwickeln, ein Gremium, das, wie eingangs beschrieben, aus gestandenen Männern bestand, deren Familien vielfach untereinander verbunden und verwoben waren. Zudem hätte Vikar Wider zweifelsohne dafür gesorgt, dass die Eingabe der Onstmettinger mit Anrede und sonstigen formalen Gepflogenheiten versehen wird, wenn er bei diesem Stand der Dinge das Geschehen dirigiert hätte.

**Eingabe bleibt ohne Erfolg**

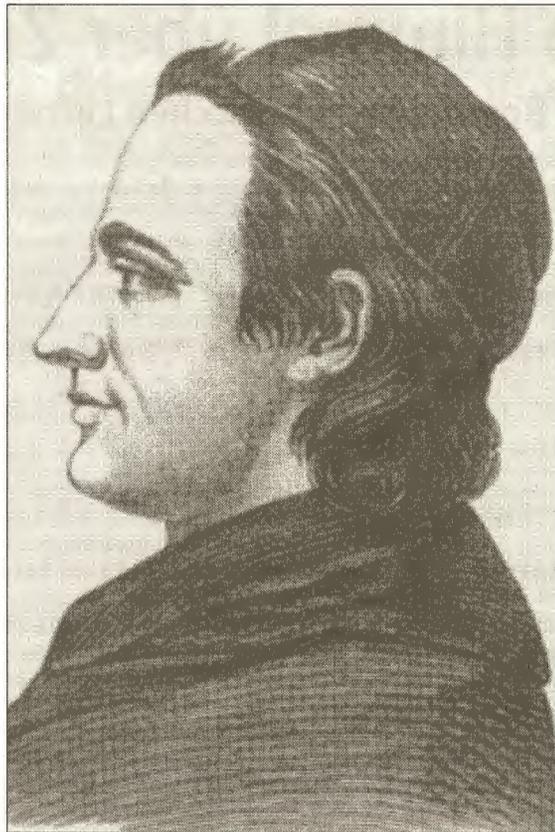
Die Eingabe der Onstmettinger hatte keinen Erfolg. Bereits am 6. April bestimmte das Konsistorium Philipp Matthäus Hahn zum künftigen Pfarrer von Onstmettingen und setzte den 6. Mai als Termin für seine Probepredigt fest<sup>10</sup>. Am Ort selbst scheint man recht spät hiervon erfahren zu haben, denn eine Reaktion wird erst am 25. April aktenkundig – es handelt sich erneut um eine Eingabe von Vogt, Gericht und Deputierten, formal in derselben Art wie zuvor und auch in derselben ungelungenen Krakelschrift<sup>11</sup>. Die im ersten Schreiben vorgebrachten Argumente werden jetzt nicht mehr vorgebracht, es wird lediglich zusammenfassend wiederholt, man habe zu Hahn keine Liebe und kein Vertrauen; deswegen bitte man darum, ihn auf eine andere Stelle zu setzen. Der Ton des Schreibens ist zurückhaltender geworden, auch haben jetzt einige der dörflichen Amtsträger nicht mehr unterschrieben. Zurückhaltung war freilich auch angesagt, denn ein zu energisches Vorgehen hätte leicht als Ungehorsam gegen die Obrigkeit aufgefasst werden können.

Mit gleichem Datum traf noch ein weiteres Schreiben aus Onstmettingen in Stuttgart ein<sup>12</sup>, inhaltlich nicht viel anders als das vorige, aber formal recht unterschiedlich. Es beginnt mit der passenden Anrede: „Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herzog und Herr“ und endet mit geschliffener Grußformel: „Gnädigster Willfahr uns unterthänigst getrösten, und in profundestem Respect ersterben, Euer Herzoglichen Durchlaucht unterthänigst gehorsamste Supplicaten“. Die Schrift entspricht dem kalligraphischen Schönheitsideal des Barock und ist mit den entsprechenden Schnörkeln versehen. Unterschrieben haben jedoch nur zwei Onstmettinger: der Richter Michael Haasis und der Deputierte Michael Luippold.

**Konzept und Reinschrift?**

Auf den ersten Blick möchte man meinen, es handle sich um Konzept und Reinschrift, doch dieser Vermutung stehen zwei gravierende Gesichtspunkte entgegen. Erstens: Das Konzept wäre nicht mit nach Stuttgart geschickt worden, sondern in Onstmettingen geblieben. Zweitens: Ein Konzept versieht man nicht mit so vielen Unterschriften. Diese wären unter der Reinschrift zu erwarten, doch dort stehen nur deren zwei. Als Erklärung für diesen unklaren Sachverhalt bietet sich der Vikar Wider an – er könnte sich an diesem 25. April 1764 ebenfalls darum bemüht haben, dass die Onstmettinger sich beim Herzog für ihn verwenden, und zwar in der gebotenen Form, die ihm als Akademiker vertraut war. So hat er möglicherweise ein formvollendetes Schreiben aufgesetzt oder aufsetzen lassen, doch konnte er nur zwei Männer zur Unterschrift bewegen<sup>13</sup>.

An der Entscheidung des Konsistoriums für Hahn änderte sich jedoch mit alledem nichts. Hahn selbst musste von der Ablehnung gegen ihn erfahren haben, bevor er seine Probepredigt abfasste<sup>14</sup>. Er nahm die Einstellung der Onstmettinger überaus ernst, und die Vorstellung, eine Gemeinde gegen sich zu haben, war ihm offensichtlich äußerst unangenehm. Das Ringen um Anerkennung durchzieht seinen Predigttext wie ein Leitmotiv. Hier einige Beispiele: „... Mein erster Wunsch ist . . ., daß mein Eingang zu euch nicht würde vergeblich seyn.“<sup>15</sup> – „Ich stelle mich gern dar zur Prüfung aus unserem Evangelio und zur Prüfung aus meiner zukünftigen Amtsführung . . . Da wird sich ergeben, ob ich ein falscher oder wahrer Hirte seye . . .“<sup>16</sup> – „ . . . allein so viel soll und kann ich zum Preis der Gnade Gottes öffentlich behaupten, daß Jesus bisher an mir



Philipp Matthäus Hahn

kräftig gearbeitet, mich tüchtig zu machen . . .“<sup>17</sup> – „lernet mich an den Früchten nach und nach erkennen und richtet mich nicht vor der Zeit“<sup>18</sup> – „ . . . Sollen Schafe einen wahren Hirten lieben“<sup>19</sup> – „Das einigte bitte ich, als die erste Bitte eines Pfarrers: Machet, daß ich mein Amt nicht mit Seufzen tun müsse . . .“<sup>20</sup> – „ . . . werdet alle meine Freunde . . .“<sup>21</sup>

Einige Wochen nach der Probepredigt meldeten sich abermals einige Onstmettinger Bürger schriftlich beim Konsistorium<sup>22</sup>, und zwar wieder der Etikette entsprechend, aber in einer anderen Schrift, weniger verschnörkelt und auch im Stil etwas schlichter. Die drei Unterzeichner gehören zu den dörflichen Amtsträgern; einer ist Richter, zwei sind Deputierte. Sie bitten erneut darum, Hahn auf eine andere Stelle zu setzen. Zur Begründung wird hier nun die Probepredigt kritisiert – Hahn habe darin fremde Lehrer neben sich verachtet und als falsch erklärt, seine eigene Erleuchtung jedoch gewaltig gerühmt. Nun hat Hahn freilich versucht, in bescheidenem Ton auf seine Qualitäten hinzuweisen, aber es gehört schon ein gerütteltes Maß an bösem Willen dazu, Hahns massives, inständiges Bitten um Vertrauen derart gröblich zu überhören. Ob es sich hier um ein letztes, verzweifertes Rückzugsgefecht des Vikars Wider gegen seinen Rivalen handelt?

**Befürworter Hahns**

Damit aber verstummten die ablehnenden Stimmen aus Onstmettingen. Im Gegenteil: Nun meldeten sich die Befürworter Hahns zu Wort. Da ist zunächst ein Schreiben von vier Onstmettinger Richtern an den zuständigen Dekan in Balingen<sup>23</sup>, unter ihnen Paul Demuth, der zuvor die erste Eingabe gegen Hahn unterschrieben und damit jetzt seine Einstellung revidiert hatte. Sie berichten von einem Onstmettinger Bürger namens Johannes Ringwald<sup>24</sup>, der Hahns Probepredigt gegenüber anderen Bürgern vehement verteidigte. Die vier sichern dem Dekan zu, dass viele mit Freude auf den neuen Pfarrer warten. Dieser Johannes Ringwald richtete auch seinerseits eine Eingabe an den Herzog<sup>25</sup> und nennt die Vorwürfe gegen Hahn wahrheitswidrig.

So kann denn der frischgebackene Pfarrer Philipp Matthäus Hahn ohne weitere Behelligung sein Amt in Onstmettingen antreten. Fehler jener Art, wie sie ihm in jenem Schreiben vom 31. März 1764 vorgeworfen worden waren, hat er allem Anschein nach peinlichst vermieden. Die Beurteilungen, die ihm anlässlich der jährlichen Kirchenvisitationen ausgestellt wurden, sind durchweg sehr positiv<sup>26</sup>. Und auch die Gemeinde lässt sich 1768 schließlich herbei, Hahns unbestreitbare Qualitäten doch noch anzuerkennen: „Die Commun

hat bezeugt, dass sie erkenne, an Pastore einen rechtschafenen Mann zu haben.“ Der Dorfvogt Michel Boß, der den zukünftigen Pfarrer zunächst besonders brüsk abgelehnt hatte, änderte seine Einstellung von Grund auf – jetzt steht er voll und ganz hinter Pfarrer Hahn. Im Visitationsprotokoll von 1768<sup>27</sup> wird dies ausdrücklich lobend hervorgehoben: „Amtsverweser Michel Boß gibt im Gottesdienst und Wandel ein gut Exempel, geht zur Hand . . .“. Den Onstmettinger Richtern spendet das Protokoll ebenfalls Lob: „ . . . sind erbare, ernsthafte Männer“. Alle Misslichkeiten zwischen Pfarrer und Amtsträgern sind ausgeräumt: „Magistratus ist mit dem Ministerio einig, das Pfarramt wird nicht hintan gesetzt.“<sup>28</sup>

**Anmerkungen**

- <sup>1</sup> Landeskirchliches Archiv Stuttgart, A 29/3481, 1, 11a, Nr. 1
- <sup>2</sup> Wie aus obigem Schreiben hervorgeht, versah Michel Boß die Stelle des Dorfvogts, ohne der Amtsinhaber zu sein. Der eigentliche Amtsinhaber war 83 Jahre alt und krank (Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 281 Kirchenvisitationsprotokolle Bü 83, Onstmettingen 1763). Der Einfachheit halber aber wollen wir Michel Boß hier Dorfvogt nennen.
- <sup>3</sup> Alfred Munz, Philipp Matthäus Hahn wird Pfarrer in Onstmettingen, Albstadt-Tailfingen 1988 (So war es in Onstmettingen 6), S. 12 – 15; ders., Philipp Matthäus Hahn, Pfarrer und Mechanikus, Sigmaringen 1990, S. 45; Julius Rössle, Philipp Matthäus Hahn. Ein Leben im Dienst am Königreich Gottes in Christus, Stuttgart 1929, S. 23; Philipp Matthäus Hahn/Christoph Ulrich Hahn (Hrsg.), Lebenslauf des ehemaligen Pfarrers Hahn, in: Philipp Matthäus Hahn 1739 – 1790, Ausstellungskatalog, Stuttgart 1989, Teil 2: Aufsätze, S. 55 – 72, hier S. 67. Einige Indizien weisen darauf hin, dass der Vater von Philipp Matthäus Hahn als Pfarrer von Onstmettingen bei der Gemeinde wohl nicht sonderlich beliebt war. So heißt es in den Synodus-Protokollen 1763, seine Predigten seien konfus und langweilig (Landeskirchliches Archiv Stuttgart A 1 Nr. 95 S. 180), und 1762, die Knappheit der Mittel (weil er elf Kinder zu versorgen hatte) nehme ihm viel von seiner Autorität (ebenda, A 1 Nr. 94, S. 181). Bei der Visitation 1763, kurz vor seiner Versetzung nach Ostdorf, heißt es „Die Commun wünscht Pastori eine baldige Promotion“, wobei mit „Promotion“ eine anderweitige Stelle gemeint ist – man will ihn also loshaben! (Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 281 Bü 83, Visitationsprotokoll 1763). – Vgl. ganz im Gegensatz dazu das geradezu überschwängliche Lob über den Nachfolger Philipp Matthäus Hahns: „ . . . (ist) ihnen ihr Pfarrer . . . lieb und werth, sie auch wünschen, dass er lang bey ihnen bleiben möge“ (Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 281 Bü 83, Visitationsprotokoll 1773). Aber auch Pfarrer Hahn senior klagt seinerseits über seine Gemeinde: „ . . . (man) muss hier wohl mercken, dass sie alle 7, 8, 9, 10 Jahr gern wieder einen neuen Pfarrer hätten, wie es alle erfahren haben und auch ich. Sie haben gerne neue Propheten, nach denen ihnen die Ohren jucken. Wans nicht seyn will, suchen sie Klag und binden an, es habe Grund oder nicht . . .“
- <sup>4</sup> Alfred Dehlinger, Württembergs Staatswesen in seiner Entwicklung bis heute, 1. Bd., Stuttgart 1951, S. 98
- <sup>5</sup> Hier verwendet in der Form des Urfamilienregisters, das im Ortsamt Albstadt-Onstmettingen aufbewahrt wird.
- <sup>6</sup> Beispiel: Der Vater des Michael Boß, Friedrich mit Vornamen, war auch schon Dorfvogt, sein Schwiegervater Balthas Schaudt war Richter.
- <sup>7</sup> Für Onstmettingen sind diese Quellen bedauerlicherweise nicht erhalten, vgl. aber beispielsweise das Gerichtsprotokoll Truchteltingen 1754–1766 im Stadtarchiv Albstadt.
- <sup>8</sup> Vgl. Anm. 3
- <sup>9</sup> Philipp Matthäus Hahn vertrat diese Vermutung selbst ebenfalls, Anm. 3. Der zuständige Dekan drückt sich bei seiner Beurteilung des Vikars Wider allerdings wesentlich vorsichtiger aus: Ihm „scheint Er (gemeint ist Wider) . . . dem confirmirten Pastori Hahnen entgegen“ (Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Synodus-Protokolle A1 Nr. 96, 1764, S. 182).
- <sup>10</sup> Ich folge hier der Darstellung von Alfred Munz, Philipp Matthäus Hahn wird Pfarrer in Onstmettingen (wie Anm. 3).
- <sup>11</sup> Landeskirchliches Archiv Stuttgart, wie Anm. 1, Nr. 2
- <sup>12</sup> Ebenso, Nr. 3
- <sup>13</sup> Geschrieben hat Wider diesen Brief mit aller Gewissheit nicht selbst. Darauf weist ein späteres Schreiben in der gleichen Schrift und mit gleichartigen Schnörkeln hin (Datum: 18. Juni 1764), unterschrieben jedoch von dem Onstmettinger Bürger Johannes Ringwald, der sich nachdrücklich für Philipp Matthäus Hahn beim Stuttgarter Konsistorium einsetzt (Landeskirchliches Archiv Stuttgart, wie Anm. 1, Nr. 5). Auf Grund der professionellen Fertigkeit dieses Schreibens kommt als Verfasser wohl am ehesten ein Schulmeister in Betracht, entweder einer aus Onstmettingen selbst oder aber einer aus dem benachbarten Tailfingen.
- <sup>14</sup> Ebenso Nr. 6; abgedruckt bei Alfred Munz, Philipp Matthäus Hahn wird Pfarrer in Onstmettingen, Albstadt-Tailfingen 1988 (So war es in Onstmettingen 6), S. 19 – 48
- <sup>15</sup> Ebenda, S. 20
- <sup>16</sup> Ebenda, S. 26
- <sup>17</sup> Ebenda, S. 36
- <sup>18</sup> Ebenda, S. 38
- <sup>19</sup> Ebenda, S. 40
- <sup>20</sup> Ebenda, S. 46
- <sup>21</sup> Ebenda, wie vorige Anm.
- <sup>22</sup> Landeskirchliches Archiv Stuttgart, wie Anm. 1, Nr. 4
- <sup>23</sup> Zitiert bei Alfred Munz, Philipp Matthäus Hahn wird Pfarrer (wie Anm. 3), S. 53f.
- <sup>24</sup> Geb. 1719, gest. 1778, von Beruf Strumpfw Weber (Ortsamt Albstadt-Onstmettingen, Urfamilienregister)
- <sup>25</sup> Vgl. Anm. 13
- <sup>26</sup> Einige Beispiele führt Alfred Munz (wie Anm. 3) S. 72 – 74 an.
- <sup>27</sup> Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 281 Bü 83, Kirchenvisitationsprotokoll 1768
- <sup>28</sup> Herr Kollege Dr. Hermann Ehmer vom Landeskirchlichen Archiv Stuttgart hat mich dankenswerterweise darauf aufmerksam gemacht, dass die hier zitierten Formulierungen nicht frei gewählt sind, sondern dass sie einem vorgeschriebenen Schema folgen, vgl. Johann Georg Hartmann, Kirchen-Geseze des Herzogthums Wirtemberg, III. Band, Stuttgart 1798, S. 140 f. Diese Wortfügungen wurden natürlich nur dann verwendet, wenn die dadurch ausgedrückten Sachverhalte einigermaßen mit der Wirklichkeit übereinstimmen.

# Krieg am Himmel über Zillhausen

Am 15. März 1944 stürzte ein Bomberg der britischen Luftwaffe ab / Von Kurt Schneider

Mittwoch, 15. März 1944, gegen 22 Uhr sternklarer Nachthimmel. Wie so oft in diesen Monaten sonores Motorengeröhrne in Höhen von 6000 bis 7000 Meter einfliegender Bomber-Verbände der Royal Air Force, US-Navy und Canadischen Bomber Group. Ganz selten in ihrer Flugbahn gestört. 863 Flugzeuge = 617 4-motorige Bomber Typ Lancaster, 230 4-motorige Bomber Typ Halifax, 16 Jagdflugzeuge Typ Mosquito, fliegen über Frankreich, fast bis zur Schweizer Grenze, drehen nach Nordosten, erreichen unseren Raum. Ihr Angriffsziel Landeshauptstadt Stuttgart. An Bord 2735 Tonnen Tod und Verderben bringende Bombenlast. Plötzlich wenige Leuchtfeuerstöße am Himmel, ein kleiner leuchtender Ball wird sichtbar, fliegt weiter gen Osten, wird immer größer und richtet seine Flugbahn nach unten. Flugmotoren werden lauter, der Feuerball vergrößert sich, rast mit hoher Geschwindigkeit den Zillhauser Gefilden zu. Ein stürzendes Flugzeug – bricht in wenigen hundert Metern Höhe in fliegenden Flammen auseinander, bohrt sich im Gewann Roschbach, unweit der heutigen Tennisanlage, metertief in den Boden. Detonationen, Motorengeräusch und Aufschlag erschrecken die meist schon ruhenden Dorfbewohner, die das herannahende Unheil nicht beobachten konnten.

## Brennendes Bachbett

Lodernde Flammen im Umkreis von 40 Metern erhellen den Nachthimmel an der Absturzstelle. Auslaufendes Flugbenzin erreicht den vorbeifließenden Roschbach, das Bachbett brennt bis zum 400 Meter entfernten Ortsrand noch Stunden nach dem Absturz.

Auf den Feldern zwischen Zillhausen und Streichen, in nördlicher Richtung, explodieren sieben Bomben des abgestürzten Flugzeuges. Ein riesiger Bombenrichter mit acht Meter Durchmesser ist im Gewann „Hägen“ bis heute sichtbar. Im Ortsteil „Uffhofen“ bis zur Dorfmitte wurden durch den Explosionsdruck an 12 Gebäuden Dächer teilweise abgedeckt, Mauerschäden sind entstanden. Laut Aufzeichnungen des Landwirtschaftsamtes Balingen vom 10. August 1944 sind im Gewann „Hägen“ ein großer Teil der dortigen Obstbäume beschädigt und eine Anzahl vernichtet worden. Im Gewann „Büchle“ waren Waldschäden zu verzeichnen. An 22 Grundstücken sind Flurschäden entstanden. Für 28½ Ar verwüstete Fläche erfolgte Vergütung durch das Landratsamt mit RM 30,- p/a. Ertragsausfall wurde erstattet: 23 Zentner Heu à 3,50 RM, 23 Zentner Stroh à 2,- RM, 5½ Zentner Weizen à 10,- RM, 6 Zentner Dinkel à 7,50 RM. 389 Stunden Arbeitsaufwand der Grundstückseigner zur Beseitigung der Flurschäden sind aufgezeichnet und mit RM 0,75 abgegolten worden. Personen sind im Ort nicht zu Schaden gekommen.

## Knapp am Inferno vorbei

Auch nur geringe Flugbahnänderung des stürzenden britischen Bomben-Flugzeuges hätte in den Ortschaften Zillhausen und Streichen ein unabsehbares Inferno bereiten können. Bewahrung. Bestimmung. Zufall?

Drei britische Flieger sind in den Wrackteilen ihrer Maschine bis zur Unkenntlichkeit verbrannt. In seiner Glaskanzel neben der Aufschlagstelle zerbarst ein vierter Soldat. Zwei englische Fliegersoldaten lagen in Teilen ihres Flugzeuges tot auf den Feldern. An seinem halbgeöffneten Fallschirm, welcher seine Rettung hätte bringen könne, wenn auch in Gefangenschaft, fand ein weiteres Crew-Mitglied den Fliegertod.

## Auf dem Weg nach Stuttgart

Ein kleines Teilstück eines übermächtigen Feindes, im todbringenden Anflug auf unser Land, war ausgeschaltet. Am Nachthimmel ziehen die Bomben-Geschwader weiter ihre Bahn, ihren vorgegebenen Auftrag, Stuttgart zu bombardieren und niederzubrennen, pflichtgetreu für ihr Vaterland zu erfüllen.

Ungünstige Winde beeinflussten die Pfadfinder-Markierung durch Leuchtbomben. Dadurch kam ein Großteil der Bombenlast im offenen Gelände südwest-

lich der Stadt nieder. Die Akademie im Zentrum wurde beschädigt und Häuser in den südwestlichen Vororten getroffen. Doch sind in dieser Angriffsnacht 88 Personen zu Tode gekommen und 203 Verletzte zu verzeichnen. Nach 12 bis 13 Stunden Flugzeit landen die Alliierten Verbände auf ihren Horsten in England. 39 fliegende Festungen kehren von diesem Einsatz nicht zurück. Zwei Lancaster-Maschinen sind in Dübendorf in der Schweiz notgelandet.

## Töten und Vernichten

Bomber Command verfügte im gesamten Krieg über 125 000 Mann fliegendes Personal. 73 741 Soldaten sind durch Tod, Verwundung und Gefangenschaft in der englischen Verlustliste enthalten. Auch die am Rande der Schwäbischen Alb, vermeintlich in treuer Pflichterfüllung, in ihrer Lancaster-Maschine zu Tode gestürzten Flieger, sind in dieser Auflistung enthalten. In England, unserem so genannten „Feindesland“, in zahllosen Familien Leid, Verzweiflung und Trauer um die Söhne, Väter, Brüder, die nicht zurückgekehrt sind. Im Feindesland der Engländer, in unserer Heimat, dieselbe Verzweiflung ob dem unbändigen Töten und Vernichten. Krieg!

Zwei Tage danach bergen Männer der OT-Organisation die sterblichen Überreste der englischen Fliegersoldaten. Auf einem der wenigen im Kreisgebiet fahrenden Lkw werden die geschundenen Leiber, mit ihrer Fallschirmseide bedeckt, zum Friedhof nach Balingen gebracht und am selbigen Tag dort beigesetzt.

## Friedhof-Verzeichnis

Laut Friedhof-Verzeichnis der Stadt Balingen sind am 17. März 1944 dort beerdigt worden: Flieger-Absturz in Zillhausen, Abteilung für Engländer  
Gr. Nr. 4 verkohlte Leiche eines Engländers, Soldat, Geb.-Datum unbek.  
Gr. Nr. 5 verkohlte Leiche eines Engländers, Soldat, Geb.-Datum unbek.  
Gr. Nr. 6 PIKE, verkohlte Leiche, Soldat, Geb.-Datum unbek.  
Gr. Nr. 7 BAROMON, Erkennungsmarke Nr. 147703, Soldat, Geb.-Datum unbek.  
Gr. Nr. 8 nicht verkohlt, ohne Erkennungsmarke, Soldat, Geb.-Datum unbek.  
Gr. Nr. 9 B. J. STOIRE, Erkennungsmarke Nr. 133485, Soldat, Geb.-Datum unbek.  
Gr. Nr. 10 W. A. MEYER Erkennungsmarke Nr. 124514 Soldat, Geb.-Datum unbek.  
Balingen, 13. Juni 1946 Der Standesbeamte: Neher

Ein Verzeichnis über ausgegrabene und überführte Leichen Alliiertes Staatsangehöriger der Kreisstadt Balingen mit Datum 25. Februar 1949 zeigt auf:  
Engländer: 9. August 1948 Ausgrabung und Überführung

1. Mc. LEIST (festgestellt durch die Überführungskommission Schottländer), Tod.Tag 17. 3. 1944
2. STARS JORKSTION MAN, Tod.Tag 17. 3. 1944
3. PIKE, Tod.Tag 17. 3. 1944
4. BAROMON, Tod.Tag 17. 3. 1944
5. BIRNINGHAM ROBERT, Tod.Tag 17. 3. 1944
6. STOIRE B. J., Tod.Tag 17. 3. 1944
7. MEYER W.A., Tod.Tag 17. 3. 1944

Der Todestag der Flugzeugbesatzung muss irrtümlicherweise mit dem Tag der Bestattung verwechselt worden sein und müsste eigentlich heißen: 15. März 1944.

Der Britische Soldatenfriedhof im bayerischen Dürnbach, nahe des Wendelsteins, ist für die bei Zillhausen abgestürzten Flieger zur endgültigen Ruhestätte geworden. Dort ruhen sie, mit allen im Luftkrieg südlich von Mannheim zu Tode gekommenen Kameraden, bedeckt mit vorbildlich gepflegtem englischen Rasen. Ihre Angehörigen haben vielleicht den Ort ihrer letzten Ruhe erfahren.

Staffel-Angehörige haben die Gräber ihrer Kameraden und auch ihre Absturzstellen verschiedentlich aufgesucht und ihnen die Ehre erwiesen. Sechs Jahrzehnte später, kein Feindgefühl mehr, kein Hass, eher Mitge-

fühl und Achtung den gefallenen Soldaten und ihrer nachfolgenden Generation.

Noch 60 Jahre nach diesem dramatischen Ereignis in Zillhausen ist nichts vergessen. Gnädigliche Bewahrung des Heimat-Tales unter Böllat und Hundsrücken.

## Quellen:

Imperial War Museum, London  
Gordon Musgrove: PATHFINDER FORCE  
Martin Middlebrook and Chris Everitt: The Bomber Command War Diaries  
Jörg Friedrich: Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940 – 1945  
Heinz Baruda: Stuttgart im Luftkrieg 1939 – 1945  
Paul Müller, Mössingen  
Stadt-Archiv Balingen, Dr. H. Schimpf-Reinhardt

## Exkursion zur Mandelblüte

Am Sonntag, 20. März, führt Professor Christoph Roller eine interessante Bus-Exkursion zur sehenswerten Mandelblüte in die Kurpfalz nach Schwetzingen mit seiner Frühjahrsblütenpracht. Auf dem Weg zu diesem Exkursions-Ort werden die Reisetilnehmer auf hoher Bergkuppe inmitten der Weinberge von Cleeborn die uralte St.-Michaels-Kirche besichtigt. Der schwäbische Dichter und Literat Eduard Mörike fühlte sich dort oben von „Der Feder des Erzengels Michael“ berührt. Eine Mittagspause wird dann eingelegt auf der Burg Steinberg aus der Zeit der Stauer. Vom Bergfried hoch über dem vulkanischen Basaltkegel schweift der Blick der Besucher weit über das Land.

## INFO

Abfahrt der Exkursionsteilnehmer ist am Busbahnhof in Ebingen um 7 Uhr und in Balingen an der Stadthalle dann um 7.30 Uhr. Rückkehr ist gegen 19 Uhr. Anmeldungen nimmt Ruth Hübner, Telefon (0 74 27) 9 10 95 oder Wolfgang Willig, Telefon (0 74 33) 1 50 97 entgegen. Gäste sind zu dieser Exkursion natürlich herzlich willkommen.

## Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

**Dr. Peter Thaddäus Lang**  
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt

**Kurt Schneider**  
Birklestraße 10, 72336 Balingen

## Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:  
Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2,  
72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94

Redaktion:  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

# Heimatkundliche Blätter

## Balingen

Jahrgang 51

31. März 2004

Nr. 3

## Von Ebingen in das Amt des Bundeskanzlers Kurt Georg Kiesinger

Von Philipp Gassert

### EDITORIAL

### Wahrheit und Wirklichkeit

DANIEL SEEBURGER

Die kontroversen Diskussionen um die Vergangenheit des ehemaligen Bundeskanzlers Kurt Georg Kiesinger zeigen ein Hauptproblem der Geschichtswissenschaften auf. Ihr fehlt die Präzision einer naturwissenschaftlichen Disziplin. Der Historiker hat keine Formeln, die überall ohne Einschränkungen gelten.

Die Krux der Geschichtswissenschaft ist der Unterschied zwischen Wirklichkeit und Wahrheit. Unter Wirklichkeit verstehe ich das, was im Lauf der Geschichte auf ein Ereignis einwirkt und dadurch den Blick auf das Geschehene, die Wahrheit, verstellt. Der Historiker kämpft mit Quellen, hinter denen Interessen stehen – und es bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Quellen zu dokumentieren und zu bewerten. Jede Bewertung aber ändert die aktuelle Wirklichkeit des Geschehenen.

Bei Kiesinger wird das besonders deutlich. Für die einen war er von 1933 bis 1945 ein Karrierist, ein Unterstützer des nationalsozialistischen Regimes. Für die anderen ein dem damaligen System kritisch gegenüber stehender junger Rechtsanwalt, der versuchte, aus einer Nische heraus die Auswirkungen des menschenverachtenden Nationalsozialismus zu mildern – ohne sich dabei selbst zu gefährden.

Wo die Wahrheit über Kiesinger liegt, darüber werden die Historiker trefflich streiten. Zu einem für alle tragbaren Ergebnis wird man nicht kommen. Eine Bewertung, egal von welcher Seite, scheitert immer an den unterschiedlichen Wirklichkeiten.

In den „Dunklen und hellen Jahren“, seinen Erinnerungen, hat Kurt Georg Kiesinger seiner schwäbischen Heimat und seiner Vaterstadt Ebingen ein Denkmal gesetzt. Hier kam er vor einhundert Jahren, am 6. April 1904, abends gegen 20.15 Uhr im Haus Kronenstraße Nr. 5, heute Museumsstraße, zur Welt. Er habe, so wird Kiesinger später schreiben, es immer als ein Glück empfunden, im schwäbischen Land geboren worden zu sein. Hier legte er die Grundlagen zu einer steilen politischen Karriere, die ihn als Nachfolger Adenauers und Erhards bis in das Amt des Bundeskanzlers trug. Damit ist er einer von nur sieben Männern, die in der über fünfzigjährigen Geschichte der Bundesrepublik Deutschland dieses wichtigste politische Amt innegehabt haben.

### Herkunft

Zwei Dinge an Kiesingers Herkunft sind bemerkenswert: Die doppelte konfessionelle und landsmannschaftliche Prägung. Ungewöhnlich für die damalige Zeit gehörten Kiesingers Eltern verschiedenen

Religionsgemeinschaften an: Der Vater, Christian Kiesinger, dessen Familie aus Hossingen zugewandert war, war ein strenggläubiger Pietist, dessen tägliche Lektüre bis ins hohe Alter die Bibel blieb. Als kaufmännischer Angestellter war er in der aufstrebenden Textilindustrie von Ebingen beschäftigt. Seine Mutter Dominika, geb. Grimm, entstammte einem katholischen Bauerngeschlecht aus dem ehemals vorderösterreichischen Bubsheim auf dem Heuberg. Sie verstarb ein halbes Jahr nach Kiesingers Geburt. Sein Vater heiratete erneut katholisch. Erst mit neun Jahren wurde Kiesinger über seine wahre Herkunft aufgeklärt, pflegte jedoch in den folgenden Jahren engen Kontakt zu seiner Bubsheimer Verwandtschaft. Kiesinger empfand es als Fügung, dass er in seinem schwäbischen Erbe die konfessionellen und stammesgeschichtlichen Gegensätze seiner engeren Heimat überbrückte. Er nannte sich einen „evangelischen Katholiken“.

Kiesinger wurde katholisch sozialisiert, das heißt, er besuchte die Institutionen des katholischen Bildungswesens und er bewarb sich, nachdem er 1919 die Abschlussprüfung des Ebinger Realgymnasiums bestanden hatte, für die katholische Lehrerbildungsanstalt in Rottweil. Zu diesem Zeitpunkt war der Erste Weltkrieg bereits zu Ende, den Kiesinger als tiefen Einschnitt empfunden hat. In seinen Erinnerungen schildert Kiesinger den Hunger der Kriegsjahre und der „verkehrten Welt“ der Inflations- und Krisenzeit der frühen Weimarer Republik, der Not und der Entbehrungen, aber auch der Enttäuschung über den verlorenen Krieg. In patriotischen Gedichten hat er die politische Situation Deutschlands beklagt, das „in Nacht und Graus gestürzt“, dem „heiß ersehnten Morgenrot“ entgegensieht.

Auch die persönlichen Hürden, die sich dem jungen Kiesinger in den Weg stellten, waren gewaltig. Er hat sie mit erstaunlicher Zähigkeit und einem unbändigen Überlebenswillen gemeistert. Als sein Vater das Schulgeld für das Lehrerseminar in Rottweil nicht mehr aufbringen konnte, wandte er sich an das Kultusministerium in Stuttgart, um eine Verlängerung seiner Sommerferien zu erreichen, damit er das nötige Geld als Werkstudent zusammenkratzen konnte. Nach dem Abschluss der Ausbildung in Rottweil legte er das Ergänzungsabitur in Stuttgart ab und studierte, seinen literarischen und historischen Neigungen nachgebend, zunächst Geschichte und Philosophie in Tübingen. Auf Anraten seines Förderers Friedrich Haux, dem Prokuristen in der Ebinger Textilfirma „Wühotri“, wechselte er zum Studium der Rechtswissenschaften nach Berlin, das er 1931 abschloss. Nach dem Referendariat ließ er sich ab 1934 als privater Rechtslehrer und Rechtsanwalt in Berlin nieder.

Erste politische Anstöße hat er, der als Bundeskanzler sagen sollte, dass er gerne „ein deutscher Dichter“ geworden wäre, schon in Rottweil und Tübingen erhalten. Entscheidend für seinen Weg ist die Mitgliedschaft in den katholischen Studentenverbindungen „Alamannia“ in Tübingen und „Askania“ in Berlin, die ihn mit führenden Zentrumspolitikern in Berührung brachte, darunter Konrad Adenauer und Reichskanzler Wilhelm Marx. Viele Freundschaften, auch zu Gerhard Müller, dem späteren baden-württembergi-



schen Ministerpräsidenten, gehen auf diese Zeit zurück.

### Im dritten Reich

Der Eintritt in die NSDAP im Februar 1933 erfolgte in der Begeisterung über den nationalen Aufbruch während der „Machtergreifung“. Beeindruckt vom Ziel einer „Volksgemeinschaft“, hatte sich Kiesingers Studentenverbindung schon vor 1933 weg vom traditionellen Verbändekatholizismus hin zu national-revolutionären Utopien bewegt. Wie viele andere glaubte der 28-jährige Kiesinger, die nationalsozialistische „Bewegung“ im Sinne eines konservativ-katholischen „Brückenbaus“ beeinflussen zu können, wie dies etwa im Reichskonkordat vom 20. Juli 1933 zum Ausdruck kam, das erstmals kirchliche Rechte und Institutionen garantierte (und das in Erinnerung an den Kulturkampf der Bismarckzeit verständlicherweise als ein großer Erfolg der Kirche gewertet wurde). Nur zu bald aber wurde deutlich, dass Hitler sich nicht an die Vereinbarungen zu halten gedachte. Die Unmöglichkeit,

die NS-Bewegung im katholisch-konservativen Sinne zu beeinflussen, wurde mit der „Niederschlagung“ des „Röhm-Putsches“ am 30. Juni 1934 offenkundig, dem auch Menschen aus Kiesingers persönlichem Umfeld zum Opfer fielen.

Kiesinger baute sich im „Dritten Reich“ eine Nischenexistenz als Rechtsanwalt und privater Rechtslehrer auf, er lehnte es ab, in den Nationalsozialistischen Rechtswahrbund einzutreten (und erlitt darob in seiner Praxis Nachteile) und er hat sich in der NSDAP nicht weiter engagiert. Der Überfall Hitlers auf Polen 1939 versetzte Kiesinger in einen Zustand tiefer Depression. Ein völlig unmilitärischer Mensch, wollte er den Dienst an der Waffe nicht leisten. Obwohl er bereits den Gestellungsbefehl in der Tasche hatte, gelang es ihm, sich mit Hilfe eines Schülers, der sich später als Mitglied einer kommunistischen Widerstandsbewegung entpuppte, in die Rundfunkabteilung des Auswärtigen Amtes verpflichten zu lassen. Dort fungierte er zunächst als Verbindungsmann zum Propagandaministerium und später in ähnlicher Kapazität zu anderen Abteilungen und Dienststellen des Regierungsapparates in Berlin. 1943 wurde er zum stellvertretenden Abteilungsleiter befördert, im Herbst 1944 wegen kritischer Äußerungen als Träger einer „liberalistischen Einstellung“ und einer proamerikanischen Haltung denunziert, die jedoch angesichts der Kriegseinwirkungen folgenlos blieb.

Aufgrund seiner Dienststellung wurde Kiesinger 1945/46 von den Amerikanern automatisch interniert. Im Rahmen der Entnazifizierung wurde er in die niedrigste Kategorie als „Entlasteter“ eingestuft. Dazu hatte er, entsprechend der Voraussetzungen des „Befreiungsgesetzes“, Widerstandshandlungen zu belegen. Das tat er unter Verweis auf seine Hilfestellung als Rechtsanwalt für Verfolgte des NS-Regimes sowie seine Mitarbeit in einem resistenten Zirkel des Auswärtigen Amtes, dem es, analog zu den Vorstellungen der Widerstandskämpfer des 20. Juli, in der letzten Kriegsphase um eine Ablösung Hitlers und eine vorzeitige Beendigung des Krieges ging. 1958, bei seiner Wahl zum Ministerpräsidenten, und 1966, bei seiner Wahl zum Bundeskanzler, wurde seine politische Vergangenheit Gegenstand eingehender interner Untersuchungen. Der spätere Bundeskanzler Helmut Schmidt hielt 1968, als die Kontroverse um Kiesinger ihren Höhepunkt erreichte, für die SPD als „eindeutiges Ergebnis“ fest, dass „dem Herrn Bundeskanzler nichts Belastendes vorgeworfen werden könne“.

Professor Martin Hirsch, ein Schüler Kiesingers in den dreißiger Jahren, der zwischen 1961 und 1971 als sozialdemokratischer Abgeordneter im Bundestag saß und danach Richter am Bundesverfassungsgericht wurde, hat zu diesem Abschnitt in Kiesingers Leben das Nötige gesagt: „Es mag sein, dass Kiesinger damals im Gegensatz zu mir gehofft haben mag, das Naziregime könne doch erträglicher werden oder gar sich selbst kurieren. Vielleicht war dies der große Irrtum seines Lebens, der ihn dann während des Krieges zu seiner Tätigkeit im Auswärtigen Amt veranlasst hat. Sicher aber ist, ein ‚Nazi‘ war Kurt Georg Kiesinger ganz gewiss nicht. Er hat den Nationalsozialismus, wenn auch aus ganz anderer Sicht, genauso verachtet, wie ich. Es mag sein, dass manche Politiker von Zeit zu Zeit eine Ohrfeige verdienen. Kurt Georg Kiesinger hat seine Ohrfeige eindeutig zu Unrecht bekommen. Ich selbst bin stolz und froh, auch heute noch, während der Großen Koalition mit ihm als Bundeskanzler in dem Bereich, für den ich damals zuständig war, das heißt in dem Bereich des Rechts, gemeinsam gewirkt zu haben! Faszinierend und klärungsbedürftig ist allerdings der Umstand, dass die zwei seiner Schüler, die später Richter des Bundesverfassungsgerichts geworden sind, nämlich die leider so früh verstorbene Frau Rupp von Brünneck und ich ‚Linke‘ waren oder sind. Für mich ist auch dies ein Pluspunkt für unseren verehrten Lehrer!“

### Bundestagsabgeordneter

In die Politik kam Kiesinger 1947/48 als Landesgeschäftsführer der CDU von Württemberg-Hohenzollern, wohin ihn Gebhard Müller als damaliger CDU-Landesvorsitzender holte. In dieser Eigenschaft machte sich Kiesinger vor allem für die politische Bildung und die Erziehung zur Demokratie stark. Der versierte Redner zog 1949 für die CDU in den 1. Bundestag, wo er bald zur Elite des Parlaments gehörte. Obwohl er dieses Mandat ursprünglich nicht angestrebt hatte, wurde er mit 75,2 Prozent der Stimmen und damit mit dem bundesweit drittbesten Ergebnis im Wahlkreis Ravensburg-Tettang-Wangen in den Bundestag gewählt. Müller, in der Zwischenzeit zum Staatspräsident von Würt-



temberg-Hohenzollern avanciert, gratulierte mit den Worten: „Du selbst bist unsere besondere Hoffnung“.

Im Bundestag zog Kiesinger bald die Aufmerksamkeit Konrad Adenauers auf sich. Unter den jüngeren Mitgliedern der Fraktion – er war einer der wenigen aus der Generation der Vierzigjährigen – galt er fortan als der „kommende Mann“. Seine größten Verdienste liegen im Einsatz für die Westbindung, wo er sich als Adenauers „Parlamentsdegen“ unentbehrlich machte, sowie in der Rechtspolitik. Das Verfahren der Richterwahl für das Bundesverfassungsgericht geht wesentlich auf Kiesinger zurück. Hier liegt vielleicht sogar einer seiner wichtigsten Verdienste um die deutsche Demokratie. Eine gescheiterte Kandidatur für das Amt des CDU-Generalsekretärs auf dem Bundesparteitag in Goslar und Auseinandersetzungen mit dem Kanzler über den richtigen Kurs gegenüber der Opposition ließen jedoch in den kommenden Jahren bei Adenauer Zweifel an der unbedingten Loyalität seines „jungen Mannes“ aufkommen sowie dem uneingeschränkten „Willen zur Macht“ Kiesingers. Die Querelen um die Gründung des Südweststaates in den Jahren 1951/52 schwächten Kiesingers Stellung in der Union erheblich: Als loyaler Statthalter Gebhard Müllers im Bundestag stellte er sich gegen die Mehrheit der CDU/CSU-Bundestagsfraktion und half unter hohem persönlichen Einsatz an entscheidender Stelle die gesetzlichen Voraussetzungen für die Vereinigung der drei südwestdeutschen Länder zu schaffen.

Als erster Vorsitzender des Vermittlungsausschusses (1950–1957) sowie als langjähriger Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses (1954–1959) hat Kiesinger im frühen Bundestag stilbildend gewirkt. In der zweiten Hälfte der 1950er Jahre wurde Kiesinger einer der großen Europäer der CDU, der in der Parlamentarischen Versammlung des Europarates eine wichtige Rolle spielte (zuletzt als Vizepräsident) und dort erste Vorschläge für eine „Europäische Politische Zusammenarbeit“ entwickelte. Zugleich machte sich Kiesinger einen Namen als Politiker, der die Gegensätze zwischen Regierung und Opposition zu überbrücken suchte, vor allem im Rahmen einer eng mit seinem Namen verbundenen „gemeinsamen Außenpolitik“ mit der SPD. Dieser Versuch eines Brückenbaus zur SPD kam jedoch in den parteipolitisch noch stark polarisierten 1950er Jahren zu früh. Dennoch entsprach es Kiesingers Auffassung eines guten parlamentarischen Stils, dass er persönlich freundschaftliche Beziehungen zu führenden sozialdemokratischen Politikern wie Fritz Erler und Carlo Schmid pflegte. Als er 1958 nach Stuttgart ging, schickte ihm Herbert Wehner das berühmte Telegramm „Bonn wird ärmer“ hinterher.

### Ministerpräsident

Der von Adenauer bei Kabinettsbildungen mehrfach übergangene Kiesinger nahm 1958 das Angebot an, als Nachfolger Gebhard Müllers dritter Ministerpräsident von Baden-Württemberg zu werden. In Stuttgart erreichte er den Höhepunkt seines Ansehens als Politiker. Er war es, der das von einer altbadischen Bewegung bedrohte Bundesland im Inneren festigte. Der Zeitpunkt für eine „lebendige Landespolitik“ war günstig. Die Staatskassen waren gefüllt, in der Zeit des Wirtschaftswunders sprudelten die Steuereinnahmen und eröffneten der Politik ungeahnte Spielräume. In Kies-

singers Regierungszeit entprovinzialisierte sich das bis dahin weitgehend agrarisch strukturierte Land und baute seine Stellung als führendes Industriezentrum in Deutschland aus. Als Landesvater übersah Kiesinger eine hektische Expansion im Straßen- und Städtebau, in der rationalen Planung und Raumordnung, die erstmals auch in spürbarem Umfang natur- und kulturge-schützerische Aspekte mit einbezog, wie an der Kontroverse um die Schiffbarmachung des Hochrheins deutlich wird. Kiesinger wurde einer der Väter des modernen „Umweltschutzes“.

Dazu, dass Kiesinger unter den Länderchefs seiner Zeit eine herausragende Gestalt geworden ist, haben nicht zuletzt seine bildungspolitischen Initiativen beigetragen. Hier setzte er sich, etwa in der gemeinsam mit Ralf Dahrendorf betriebenen „Fürstengründung“ der Universität Konstanz, als modernisierender Konservativer an die Spitze der Reformbewegung. Auch in Ulm und Mannheim wurden Universitäten gegründet. Wichtige Forschungsinstitute von internationalem Rang wie das Südasiainstitut und das Deutsche Krebsforschungszentrum in Heidelberg sind Denkmäler Kiesingers in der deutschen Forschungs- und Bildungslandschaft. Den Zenit erreicht er mit den Landtagswahlen 1964, die in parteipolitischer Hinsicht auch den Umschwung zur seither ungebrochenen CDU-Dominanz des Südwestens markiert. Seine Regierungserklärung vor dem baden-württembergischen Landtag vom 25. Juni 1964 ist ein bleibendes Dokument der hoffnungsvollen reformistischen Aufbrüche der damaligen Zeit.

Ein wenig Außenpolitiker ist Kiesinger auch in Stuttgart geblieben. Zu den glanzvollen Höhepunkten seiner Amtszeit gerieten die Staatsbesuche de Gaulles und der englischen Königin in Baden-Württemberg. Als Repräsentant eines demokratischen Gemeinwesens sah sich Kiesinger in seinem Element, wie er überhaupt mit seiner intensiven Rede- und Reisetätigkeit wesentlich dazu beigetragen hat, so etwas wie ein baden-württembergisches Staatsbewusstsein zu schaffen, das die älteren Loyalitäten und Identitäten nach und nach ablöste. Davon zeugt die endgültige Abstimmung über das Land Baden-Württemberg unter seinem Nachfolger Hans Filbinger, die eine mehr als 80-prozentige Zustimmung erbrachte. Von der baden-württembergischen Öffentlichkeit wurde es mit einem gewissen Stolz vermerkt, dass Kiesinger als Bundesratspräsident von John F. Kennedy empfangen wurde und dass er als Gast Indira Gandhis oder der französischen Regierung auf der internationalen Bühne sichtbar war. Es war kein Zufall, dass er 1963 zum ersten Bevollmächtigten der Bundesrepublik Deutschland für kulturelle Angelegenheiten im Rahmen des von Adenauer und de Gaulle geschlossen deutsch-französischen Freundschaftsvertrages (Élysée-Vertrages) gewählt wurde. Er hat dieses Amt mit großem Engagement und Selbstvertrauen geprägt.

### Bundeskanzler

Als von den Querelen um Adenauers Nachfolge relativ unbelastete „Wahllokomotive“ wurde Kiesinger in einer innen- und außenpolitischen Krisensituation im November 1966 zum Kanzlerkandidaten der CDU/CSU nominiert. Bei diesem Kampf um die Macht griffen zunächst die eigenen Parteifreunde Kiesingers

„NS-Vergangenheit“ auf, bevor sich eine „kritische Öffentlichkeit“ mit dem „Fall Kiesinger“ überhaupt zu beschäftigen begann. Tagelang rang er mit sich, ob er dem Ruf der Partei nach Bonn folgen sollte. Ein enges Netzwerk von Freunden bestärkte ihn in seiner Entscheidung, auch der Zuspruch, den er von einigen Vertretern der ehemals Verfolgten des NS-Regimes erhielt. Auch die Partei- und Fraktionsvorstände des zukünftigen Koalitionspartners SPD machten sich die Sache nicht leicht. Nach längerer Debatte fasste der SPD-Parteivorsitzende und zukünftige Außenminister im Kabinett Kiesinger, Willy Brandt, die Diskussion zusammen: „Ich sage Euch, es gibt gute Gründe, Deutschland von zwei Männern, aber nicht nur von zweien! – vertreten zu lassen, die aus ganz unterschiedlichen Lagern und Lebensbereichen kommen.“

Am 1. Dezember 1966 wurde Kiesinger zum ersten und bisher einzigen Kanzler einer Großen Koalition von CDU/CSU und SPD gewählt. Seine Wahl hat Kiesinger durchaus als eine geschichtspolitische Geste verstanden. In der deutschen Öffentlichkeit wurde die Große Koalition als ein Stück „Vergangenheitsbewältigung“ gesehen, wie dies in den Biographien ihrer führenden Politiker – und besonders symbolträchtig in dem Dreigestirn Brandt-Kiesinger-Wehner – zum Ausdruck kam, mit einem ehemaligen Emigranten, einem ehemaligen Mitglied der NSDAP und einem ehemaligen Kommunisten an der Spitze. In seiner ersten Weihnachtsansprache als Bundeskanzler im Dezember 1966 charakterisierte Kiesinger das neue Kabinett als ein Bündnis von Politikern, „deren Schicksal in den vergangenen Jahrzehnten durch das allgemeine Schicksal unseres Volkes auf ganz verschiedene Weise gestaltet“ worden sei.

Das schwierige Bündnis der Großen Koalition, das Kiesinger als „moderator germaniae“ (Klaus Harpprecht) recht erfolgreich über die Klippen der späten 1960er Jahre steuerte, hat in der historischen Erinnerung erstaunlicherweise keine tiefen Spuren hinterlassen. Dennoch wurde in den Jahren zwischen 1966 und 1969 die Wirtschafts-, Finanz- und Sozialverfassung der Bundesrepublik nachhaltig reformiert und auf rechtspolitischem Gebiet ein bedeutender Modernisierungsschub ausgelöst. Mehr als 400 Gesetzesvorlagen wurden in nicht einmal drei Jahren auf den Weg gebracht. Von keiner Regierung wurden so viele Ände-

rungen des Grundgesetzes durchgesetzt wie von der Großen Koalition (bis hin zu den Notstandsgesetzen). Auch die Außenpolitik, der Kiesingers Hauptinteresse galt, hat mit der Reparatur des Verhältnisses zu Frankreich und den USA wesentliche Voraussetzungen für die „Neue Ostpolitik“ geschaffen, deren Anfänge in Kiesingers Zeit als Bundeskanzler fallen.

Vielleicht ist Kiesingers Amtszeit als Bundeskanzler auch deshalb in Vergessenheit geraten, weil ihm die Wiederwahl zum Bundeskanzler nicht vergönnt gewesen ist. Der Koalitionswechsel der SPD stempelte ihn auch in den Augen der eigenen Partei zum Verlierer, obwohl er als Bundeskanzler hohe Popularitätswerte genoss und eines der besten Wahlergebnisse der Union eingefahren hat. Nur aufgrund einer ungünstigen Konstellation bei den kleinen Parteien FDP und NPD verfehlte er die absolute Mehrheit der Mandate knapp. Schon zuvor hatte er jedoch Schwierigkeiten mit der CDU/CSU, die teilweise gegen die vorsichtige Politik einer Öffnung nach Osten opponierte. Als Kiesinger im Juni 1967 einen Brief des ostdeutschen Ministerpräsidenten Willi Stoph annahm und beantwortete, führte dies zu tagelangen, erregten Diskussionen innerhalb der Unionsfraktion. Ähnlich erging es Kiesinger, als er im Dezember 1967 die Entscheidung zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu Jugoslawien gegen erheblichen Widerstand in den eigenen Reihen durchbohren musste.

In Kiesingers Regierungszeit fiel auch der Höhepunkt der Studentenbewegung um 1968. In seiner herausgehobenen Position als Bundeskanzler hatte er einen schweren Stand, konnte allerdings, was oft übersehen wird, die Diskussionen immer wieder auch zu seinen Gunsten zu wenden, etwa im April 1968 im baden-württembergischen Landtagswahlkampf, wo er stundenlang mit den Studenten in Konstanz und Heidelberg diskutierte. Es musste dem Kanzler als bitter Ironie erscheinen, dass er, der als Ministerpräsident unter erheblichen politischen Risiken, gegen einen für seine Sparsamkeit berüchtigten Landtag, die Gründung dreier Universitäten in Baden-Württemberg durchgesetzt hatte, nun sich Vorwürfe anhören musste, er haben nicht genügend für die Bildung getan. Zugleich wurde Kiesinger vor dem Hintergrund einer wachsenden gesellschaftlichen Polarisierung zur Zielscheibe

einseitiger, simplifizierender und daher auch ungerichteter Angriffe wegen seiner Haltung im „Dritten Reich“.

Kiesinger hat, wie jeder Politiker, Stärken und Schwächen gehabt und so manchen Fehler begangen. Sein Leben ist keine einfache Heldengeschichte, sondern bietet, von Ebingen über die Stationen der Weimarer Republik, des „Dritten Reiches“, der frühen Bundesrepublik bis in die hohen sechziger Jahre, mehr als den Stoff einer klassischen Politikerbiographie. Es ist ein Spiegel der Zeiten im 20. Jahrhundert. Er hat den demokratischen Wiederaufbau an entscheidender Stelle mitgeprägt. Er war ein Politiker, der intensiv über die Grundlagen der Demokratie nachgedacht hat und der keine Berührungsängste im Umgang mit intellektuellen Eliten besaß. Er war ein Mann, der die Symbiose von „Geist und Politik“ suchte und fand. Er hat seinen politischen Irrtum als junger Mensch bereut und er hat als einer der jüngeren Gründerväter der Bundesrepublik ein „Beispiel für Humanität“ in der Politik gegeben (wie es Richard von Weizsäcker an seinem Grabe formulierte). Man wird dem erstaunlichen Erfolg der alten Bundesrepublik nur in Anerkennung der Tatsache gerecht werden können, dass ein in ein totalitäres System verstricktes und daher notwendig politisch schuldig gewordenes Personal nach 1945 eine stabile, demokratische Ordnung schuf. Daran sollten wir denken, wenn wir heute Kiesinger ehren.

#### Literaturhinweise:

Kurt Georg Kiesinger, Ideen vom Ganzen. Reden und Betrachtungen, Tübingen 1964.

Kurt Georg Kiesinger, Dunkle und helle Jahre. Erinnerungen 1904 – 1958, Stuttgart 1989.

Günter Diehl, Kurt Georg Kiesinger, in: Hans Klein (Hrsg.), Die Bundeskanzler, Berlin 1993, S. 165 – 219.

Dieter Oberndörfer (Hrsg.), Begegnungen mit Kurt Georg Kiesinger. Festgabe zum 80. Geburtstag, Stuttgart 1984.

#### INFO

Dr. Philipp Gassert, geb. 1965, ist Wissenschaftlicher Assistent am Historischen Seminar der Universität Heidelberg und Geschäftsführer des Heidelberg Center for American Studies. Seine Biographie „Kurt Georg Kiesinger, 1904 – 1988. Kanzler zwischen den Zeiten“ erscheint im Herbst 2004 bei der DVA.

## Kurt Georg Kiesinger – Aus seiner Kindheit und Jugend in Ebingen

### Von Prälat Paul Kopf

#### Die Herkunft der Eltern

Der Kaufmann Christian Kiesinger aus Michelfeld, Gemeinde Oberdigisheim, lernte Dominika Grimm aus Bubsheim in Ebingen kennen, wohin seine Eltern arbeitsbedingt gezogen waren. Dort war Dominika im Hause seines Arbeitgebers tätig, um den „Haushalt“ zu lernen. Michelfeld und die umliegenden Gemeinden waren seit Jahrhunderten württembergisch und damit evangelisch, Bubsheim ebenso lange vorderösterreichisch und somit katholisch. Christian Kiesinger und Dominika Grimm waren beide von ihrem Glauben geprägt und standen nunmehr vor der schmerzhaften Entscheidung sich für die Trauung und Erziehung der Kinder in einer Konfession entscheiden zu müssen. Nach bischöflicher Dispens vom Ehehindernis der Konfessionsverschiedenheit heiratete das junge Paar am 10. November 1902 in der Pfarrkirche St. Jakobus Maior in Bubsheim unter Assistenz von Pfarrer Johann Becker und der Trauzeugen Anton und Magdalena Grimm, den Geschwistern der Braut. Das Glück der jungen Familie sollte nicht lange dauern. Nach kurzer Krankheit verstarb Dominika Kiesinger am 8. Oktober 1904 an einer zu spät erkannten Blinddarmentzündung in der Universitätsklinik Tübingen. Das am 6. April 1904 geborene Kind Kurt war nach einem halben Jahr ohne Mutter.

#### Kindheit und Jugend

Am 5. Januar 1905 heiratete daher der Witwer Christian Kiesinger in der Klosterkirche Beuron Karoline Victoria, Tochter von Friedrich Pfaff, Bierbrauer und Wirt in Harthausen und seiner Frau Karoline, die nach noch nicht fünf Ehejahren, am 1. Februar 1886 starb. Der Witwer Friedrich Pfaff heiratete danach bereits am 23. März 1886 in Harthausen Emilie Heinrich aus Krau-

chenwies (1859–1937). Das Paar zog 1894 mit den beiden Kindern aus erster Ehe (Johanna (1882–1962) und Karoline) nach Ebingen, wo sie den Gasthof Fuchsen übernahmen. Am 15. Januar 1908 wurden Friedrich Pfaff und seine Ehefrau Emilie in den württembergischen Staatsverband aufgenommen. Ehe die Trauung im Kloster Beuron stattfinden konnte, unterschrieb Christian Kiesinger zum zweiten Mal vor Stadtpfarrer Fleck, von 1899–1930 Stadtpfarrer in Ebingen, den Revers über katholische Trauung und Kindererziehung.

In Beuron kirchlich zu heiraten war nicht außergewöhnlich. Seit der Wiedererrichtung des Klosters 1863 wurde dies trotz seiner Auflösung im Kulturkampf von 1875–1887 zu einem Zentrum von Reform und Volksfrömmigkeit für die Katholiken in Hohenzollern, Baden und Württemberg und zu einer geistlichen Zufluchtsstätte, wozu auch die Trauung einer Mischehe oder einer Zweitheirat zählten. An diesem Tag durfte Kurt Georg seine „neue“ Mutter dankbar empfangen. Ein Leben lang wurde er von ihr leiblich und geistlich umsorgt. Bis zu ihrem Tod am 23. November 1964 war ihr der Besuch der Werktagmesse, womöglich täglich, selbstverständlich. Sie wusste wofür sie zu beten hatte.

Von 1906–1916 wurden in der Familie sieben Kinder geboren, wobei Maria, die älteste aus zweiter Ehe, nach wenigen Monaten verstarb. Die Mutter legte größten Wert auf Kirchenbesuch und religiöse Erziehung. Im Frühjahr 1910 wurde Kurt in die seit 1891 bestehende katholische Volksschule aufgenommen – den Kindergarten besuchte er zuvor bei den Schwestern im Marienheim – und kam in die Klasse von Unterlehrer K. Kneer über den er im Lebensrückblick wenig Gutes zu berichten weiß. Welcher Anteil an diesem Verhältnis ihm dabei zukam ist nicht genau zu eruieren. Da in diesem Schuljahr eine Prüfung vorgenommen wurde, bei der das gemeinschaftliche eifrige Wirken in Unterricht und Erziehung durch Lehrer und Katecheten als besonders erfreulich erwähnt wird, dürfte seine Erinnerung

schon etwas subjektiv geprägt sein. Aus 32 Jungen und 27 Mädchen bestand die Klasse, die neben dem Sonntag am Dienstag und Donnerstag den Gottesdienst besuchte. Die Religionsstunden am Montag und Donnerstag erteilte Stadtpfarrer Fleck persönlich, nicht nur in der Volksschule, sondern von 1913–1919 auch in der Realschule (Real-Reform-Gymnasium), die Kurt besuchte, mit dort etwa 10 Prozent katholischen Schülern und evangelischen oder religiös liberalen Lehrern. Trotz dieser Umstände wird bei der Religionsprüfung der 16 Knaben und dem einen Mädchen das Ergebnis als erfreulich und gut bezeichnet. Von guten Kenntnissen, reger Beteiligung und großer Aufmerksamkeit der Realschüler kann der bischöfliche Kommissär berichten.

Mit dem Abschluss der Realschule 1919 kam die Wahl oder Qual der Berufsfindung, wobei durch den württembergischen Staat zwei Berufe besonders gefördert wurden: Geistlicher und Lehrer. Dadurch konnte vielen begabten Jugendlichen, vor allem aus finanziell schwachen Familien, eine Lebensperspektive erschlossen werden. Aufgrund der konfessionellen Konstellation in der Familie kam für Kurt Georg Kiesinger katholischer Geistlicher nicht in Erwägung, obwohl er damit seiner Bubsheimer Verwandtschaft eine große Freude bereitet hätte.

Die Förderung der Lehrer- wie Geistlichen-Laufbahn war jedoch an die Bedingung einer erschwerten Aufnahmeprüfung, Konkurs bzw. Landexamen geknüpft, wodurch jährlich 30 Zöglinge aufgenommen werden konnten. In Rottweil wurde 1912 ein königlich-württembergisches katholisches Lehrerseminar eröffnet. Ein Konkurs zur Ausbildung des katholischen Klerus war schon seit Gründung der Diözese Rottenburg am Ort. Im Herbst 1913 wagte der Kandidat die Aufnahmeprüfung, die er als 16. von 73 bestand. Damit war sein Berufsweg vorgezeichnet.

Direktor Anton Moosbrugger (1880–1977), ein be-

## Exkursion in die Oberpfalz und nach Eger/Tschechien

Von Dienstag, 18. Mai, bis Samstag, 22. Mai, führt eine Exkursion der Heimatkundlichen Vereinigung in die Oberpfalz mit einer Stippvisite über die tschechische Grenze nach Eger, einer einstigen Kaiserpfalz, und ins daneben liegende Franzensbad, einem jener berühmten böhmischen Bäder mit beeindruckender Architektur. Der Standort dieser Studienfahrt ist Amberg, historische Hauptstadt der Oberpfalz, mit Mauern und Türmen umgeben und einem mittelalterlichen Stadtbild. Schon auf der Fahrt dorthin wird in Günzburg die frisch renovierte Frauenkirche besichtigt, ein Hauptwerk von Dominikus Zimmermann. Die Feste Wülzburg bei Weissenburg, die Deutschordensresidenz Ellingen, die Wallfahrtskirche Freystadt des Architekten Viscardi und die be-

deutende ehemalige Benediktinerklosterburg Kastl liegen am Weg nach Amberg, Nabburg, Pfreimd, die Klöster Michelfeld und Speinshart, die Porzellanstadt Weiden und Waldsassen mit seiner gewaltigen Barockbasilika und einem einmaligen Bibliotheksaal sind weitere Stationen dieser Reise. Nahe Waldsassen liegt die Wallfahrtskirche Kappel mit ihrem dreipassförmigen Grundriss. Sie ist ein Kabinettstück der Barockarchitektur aus der Zeit kurz vor 1700 von Georg Dientzenhofer. Der letzte Tag gilt der ehemals freien Reichstadt Regensburg, deren bauliches Erbe bis in die Römerzeit zurückreicht. Reiseplanung und -leitung hat Herr Hans Kratt. Es sind noch einige Plätze frei. Anfragen und Anmeldungen bei Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 95, Fax (0 74 27) 9 10 98.

schöne Beachtung zu schenken hatten. Die Katholische Aktion, eine in Italien erprobte eng an die Bischöfe angebundene Organisationsform von Seelsorge, sollte die Verbände unter dem Dach der Bischöfe und Geistlichen vereinen, da die Gestalt des politischen Katholizismus in Deutschland mit seiner Verbandsstruktur den römischen Vorstellungen nicht entsprach, zu eigenständig agierte. Damit war die Selbstständigkeit der politischen Verbände von höchster Stelle angefragt, die Zentrumsverbundenheit des Klerus als zu intensiv beurteilt, zumal dort nicht wenige Prälaten hohe Führungspositionen innehatten. Prälat Josef Schofer (1866–1930) beispielsweise war Zentrumsvorsitzender in Baden, Prälat Ludwig Kaas (1881–1952), Priester der Diözese Trier von 1928–1933 der Vorsitzende der Gesamtpartei. Andererseits gingen gerade von diesen Männern entscheidende soziale Impulse aus. Carl Sonnenschein zum Beispiel wurde zum Organisator der sozialstudentischen Bewegung und in Berlin von 1922–1929 gesuchter Studentenseelsorger. Von ihm erhielten viele Studenten, darunter Gebhard Müller (1900–1990) und Kurt Georg Kiesinger während ihrer Berliner Studienjahre wertvolle Impulse für ihr späteres Wirken. Der Abschluss des Reichskonkordates am 20. Juli 1933 hat das Problem gelöst. Der Heilige Stuhl war bereit den politischen Katholizismus um anderer Zusagen willen, darunter den Schutz der kirchlichen Vereine und Verbände, preiszugeben. Eine spannende Epoche des deutschen Katholizismus ging damit – allerdings anders gedacht – zu Ende.

Kurt Georg Kiesinger wurde durch das in seiner Kindheit und Jugend erfahrene Milieu verständlicherweise nicht zum ausgesprochenen Exponenten des politischen Katholizismus, sondern zum Grenzgänger mit immer wähernder Berührung seines Umfeldes. Zu seiner Pfarrgemeinde blieb er in losem Kontakt. Durch die Kolpingsfamilie, dem früheren Gesellenverein, erlebte ich ihn als deren Präses von 1956–1960 persönlich. Mit seinem Jugend- und Schulkameraden Thomas Schwarz stand er lebenslang in Kontakt. Nach der Entlassung aus dem Internierungslager Ludwigsburg war es Thomas Schwarz, der den neuen Landesvorsitzenden der CDU in Südwürttemberg-Hohenzollern, Gebhard Müller, auf den eine Aufgabe suchenden Kurt Georg Kiesinger aufmerksam machte, wie mir Gebhard Müller bei unseren Stammtischgesprächen in Ludwigsburg berichtete und Pfarrer Veremund Schwarz, Sohn von Thomas Schwarz, erst neulich wieder bestätigte. Der kirchliche Faden, manchesmal etwas locker, ist nicht gerissen. Das erlebte Spannungsfeld der Konfessionen in Kindheit und Jugend wurde vielmehr für die Politik in Baden-Württemberg und der Bundesrepublik Deutschland fast zum Glückfall.

Der Ministerpräsident von 1958–1966 und der Bundeskanzler von 1966–1969 kannte aus Studium und Erfahrung Geschichte und Gegenwart. Beides suchte er klug in die Politik einzubringen, besonders aber seine Prägung durch seine Heimatstadt Ebingen.

## Tagesexkursion Ulm

Am Sonntag, 2. Mai, unternimmt die Heimatkundliche Vereinigung eine Exkursion mit der Eisenbahn nach Ulm. Wochenendticket mit Zustiegsmöglichkeiten um 7.30 Uhr in Balingen, 7.41 Uhr in Ebingen. Rückkehr 20.18 Uhr in Ebingen, 20.30 Uhr in Balingen. Prof. Dieter Hauße, ehemals Leiter des Staatl. Hochbauamtes Ulm, führt durch Baulichkeiten der Bundesfestung Ulm und die Altstadt. Anfragen und Anmeldungen bei Hans Kratt, Telefon (0 74 33) 3 53 20 oder bei Ruth Hübner, Telefon (0 74 27) 9 10 95 bzw. Fax (0 74 27) 9 10 98.

## Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

**Vorsitzender:**  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

**Geschäftsführung:**  
Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2,  
72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94

**Redaktion:**  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

gabter Pädagoge, der erste weltliche Rektor, stand der Einrichtung von 1919–1925 vor. Eine Übungsschule für die praktische Pädagogik der 276 Studenten (1919), wozu etwa 180 Wohnung und Kost im Hause erhielten, darunter auch Kurt Georg, war dem Lehrerseminar angeschlossen. Die streng katholische Erziehung sah ein geordnetes religiöses Programm vor. Mit Morgengebet, Frühstück und Schülermesse begann der Tagesablauf. Nach sechs Jahren – Kurt Georg hatte die Examennote „gut“ in der Tasche – wurden die Absolventen nach einer Abschiedsfeier in der Hauskapelle entlassen. Ab 1920 bot der Abschluss des Lehrerseminars unter bestimmten Bedingungen auch die Möglichkeit zu einem Hochschulstudium, ein Weg den Kurt Georg Kiesinger, der im Seminar bald eine führende Rolle in seiner Klasse übernommen hatte und zum Sprecher gewählt wurde, beschreiten wollte.

## Die Organisation der katholischen Kirche

Die katholische Kirche vor 100 Jahren war eine prägende Kraft. Sie fand ihre innere Festigkeit in der dynamischen Entwicklung eines jeden Katholiken umfassenden Gemeindelebens, das von der Hierarchie gestützt in zahlreichen innerkirchlichen nach der Revolution von 1848 möglichen Vereinigungen ein differenziertes Netz der Kommunikation umfasste, den Weg in die Öffentlichkeit suchte, sich im Kulturkampf nicht erdrücken ließ, sondern durch diesen erst recht sich zu einer politischen Kraft entwickelte. So steht neben den neu entstandenen Ordensgemeinschaften, den Arbeiter- und Arbeiterinnenvereinen, dem Gesellenverein

die Zentrumspartei und der Volksverein für das katholische Deutschland als bald in fast jeder Gemeinde – auch in Ebingen – Seite an Seite. Diesem Milieu entstammen einflussreiche Politiker der Zentrumspartei mit der Bereitschaft im Deutschen Reich Verantwortung zu übernehmen. Die Minderheit – 1/3 der deutschen Bevölkerung gehörte der katholischen Kirche an – schloss sich zusammen und agierte selbstbewusst.

Diese Erstarbung erforderte auch eine politische Vertretung. Nach diversen in verschiedenen Landtagen offiziell erfolgten Zusammenschlüssen wurde 1870 die Zentrumspartei auf Reichsebene gegründet. Bei der Wahl 1871 erhielt sie 16,5 Prozent der Stimmen und 63 Mandate und wurde bereits 1878 mit 103 Abgeordneten stärkste Fraktion im Reichstag. Bis zur 1933 erzwungenen Auflösung nahm sie zumeist Regierungsverantwortung wahr, bekam im Durchschnitt 25 Prozent der Stimmen und zirka 100 Mandate, wobei Schlesien und die Rheinlande Schwerpunkte bildeten. In Hohenzollern – woher viele Ebingen Katholiken stammten – bisher durch die Liberalen im Reichstag vertreten, errang die Partei in der Regel über 70 Prozent der Stimmen (1912 72,5 Prozent, 1920 71,8 Prozent) und war ab 1875 unschlagbar. Der Pfarrer von Straßberg, Karl Georg Vogel (1918–1951), übernahm 1920 den Vorsitz der hohenzollerischen Zentrumspartei und wurde damit einer der einflussreichsten Politiker dieser preußischen Lande, zumal er von 1926–1933 auch Direktor der hohenzollerischen Landeskommunalverwaltung in Sigmaringen war. Dem Kommunallandtag gehörte er bereits ab 1922 an. Die Zentrumspartei war in den katholischen Gemeinden Hohenzollerns und vor allem im Klerus zutiefst verankert. In Ebingen bot die politische Landschaft ein anderes Bild. Doch 1919 gelang es den Katholiken erstmals mit zwei Mandaten eine eigene Vertretung in den Gemeinderat zu entsenden. Von den 20 Sitzen entfielen auf DDP (Deutsche Demokratische Partei) und Mittelstandsvereinigung 10 Sitze und 8 auf die SPD. Um die Zahl der Zentrumsmandate steigern zu können, bat 1928 dessen Vorstand Dekan Fleck bei der anstehenden Gemeinderatswahl zu kandidieren. Nach reiflicher Überlegung und Rücksprache beim Bischöflichen Ordinariat nahm der Geistliche das Angebot, um in keine seelsorgerischen Konflikte in der Pfarrgemeinde zu kommen, nicht an.

## Reaktionen – Interventionen

Die Zeit der Weimarer Republik brachte für die katholische Kirche bedeutende Veränderungen. In der Weimarer Verfassung vom 11. August 1919 wurde der Status der Kirchen nach harten Auseinandersetzungen so festgeschrieben wie er heute noch im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland vom 23. Mai 1949 in Artikel 140 (= Artikel 136–141 der Weimarer Verfassung) steht. Im Rückblick gesehen dürfte dabei ein Maximum der angestrebten Möglichkeiten erreicht worden sein. Jedoch auch die Kirchenmusik war im Umbruch. Der so genannte politische Katholizismus wurde zu Recht wegen seiner engen Verflechtung von Kirche und Politik angefragt. Innerkirchliche Bewegungen, allen voran die katholischen Jugendbünde zu denen Kurt Georg Kiesinger als Rottweiler Student in Kontakt kam und die dortige Gruppe Neudeutschland (ND) ohne sich verëinnahmen zu lassen, zeitweise leitete, artikulierten sich. Romano Guardinis (1885–1968) Programm: „Die Kirche erwacht in den Seelen“ begeisterte vor allem diejenigen, welche den Kurs einer Verinnerlichung der Kirche anstrebten. Zudem kamen immer häufiger römische Ermahnungen, denen die Bi-

## Exkursion zur Mandelbaumblüte

Mandelblüte pur beglückte die über 50 Damen und Herren im Schlosspark zu Schwetzingen direkt neben der Moschee mit ihrer Gartenanlage und den kreuzgangähnlichen filigranen Wandelgängen. Kurfürst Karl-Theodor von der Pfalz ließ diese Anlage 1777–1795 durch seinen Architekten Pigage erbauen. In der Vorhalle zur Moschee, mit Blick zu den Mandelbäumen, wurde der Kantus „Freunde, laßt der Mandelzweig wieder blühen und treibt...“ (Ben-Chorin-Schalom) angestimmt. Anschließend rezitierte Ingeborg Dannenhaus aus der Mystik des Sufismus und schuf eine geistige Brücke zur Sinnfindung in heutiger Zeit. Zum Abschied erklang in die Arabesken der Wandelgänge der Kantus: „Mit Freuden will ich singen...“ (Johann Valentin Andreae). In der Stauferfestung St. Michaels-Berg bei Cleeborn, hoch über den Weinbergen, faszinierte nicht nur der Blick in weite Ferner, sondern auch die großartige Renovierung der uralten Berg-Kirche aus Zeiten der Romantik und Gotik und moderner Glasmalerei der Fenster. Nicht nur Eduard Mörike, Pfarrer und Dichter, fühlte sich dort oben von einer Feder des Erzengels Michael berührt. Dieser Tag war eine Harmonie besonderer Art. Die Organisation und Leitung hatte Professor Christoph Roller.



## Ein Brief von Johann Tobias Beck

Ein Beitrag zu seinem 200. Geburtstag – Von Dr. Wilhelm Foth

Im Balingen Stadtarchiv liegen zwei Originalbriefe von Johann Tobias Beck, die er im Jahre 1847 aus Tübingen, wo er Professor der Theologie war, an seine Eltern in Balingen und an Herrn Walter, den Leiter der Balingen Suppenanstalt, die im Notjahr 1847 für die Armen der Stadt eingerichtet worden war, geschrieben hat. Der Brief an seine Eltern in der Originalorthographie Becks lautet wie folgt:

Tübingen, den 22. Jun. 47.

Liebe Eltern!

Sendet mir noch eine Parthie Balingen Predigten am Donnerstag durch den Boten; ich habe 20 nach Basel gesandt, und dort wollen sie noch mehr, – für jene 20 haben sie gegen 10 fl geschickt. Wegen der Deckung der Druckkosten braucht also Herr Walter mit der Verwendung des bisherigen Erlöses nicht mehr zu warten, ich bitte vielmehr, es jetzt zu thun, da es später weniger nöthig seyn wird. Ich wünsche aber, daß das Geld nicht zum ordinären Betrieb der Suppen=Anstalt verwendet wird, sondern daß es als besondere Zugabe zum besten der Armen, sey es in Brod, Mehl oder Vertheilung von mehr Portionen Suppen, als gewöhnlich Einem gegeben wird, gebraucht werden, wie es aber am besten anzubringen ist. Eine öffentliche Danksagung will ich auch nicht.

Von meiner Tübinger Rede ist längst Alles weg, u. diese Woche werden 500 neue Exemplare fertig; ich werde dann womöglich auch noch eine Anzahl hinaufsenden, die wie die Balingen für die Armen verkauft werden können. Am Betttag traf mich hier die Predigt auch wieder; da war die Kirche so voll, daß die Gänge besezt waren; von mehreren Seiten wünscht man sie auch wieder gedruckt, allein ich habe es nicht im Sinn, es könnte auch falsch ge- deutet werden. Ich habe heute noch Vieles zu schaffen, u. muß schließen – gesund sind wir Gottlob Alle.

Herzl. Grüße von uns Allen  
Euer J. T. Bk

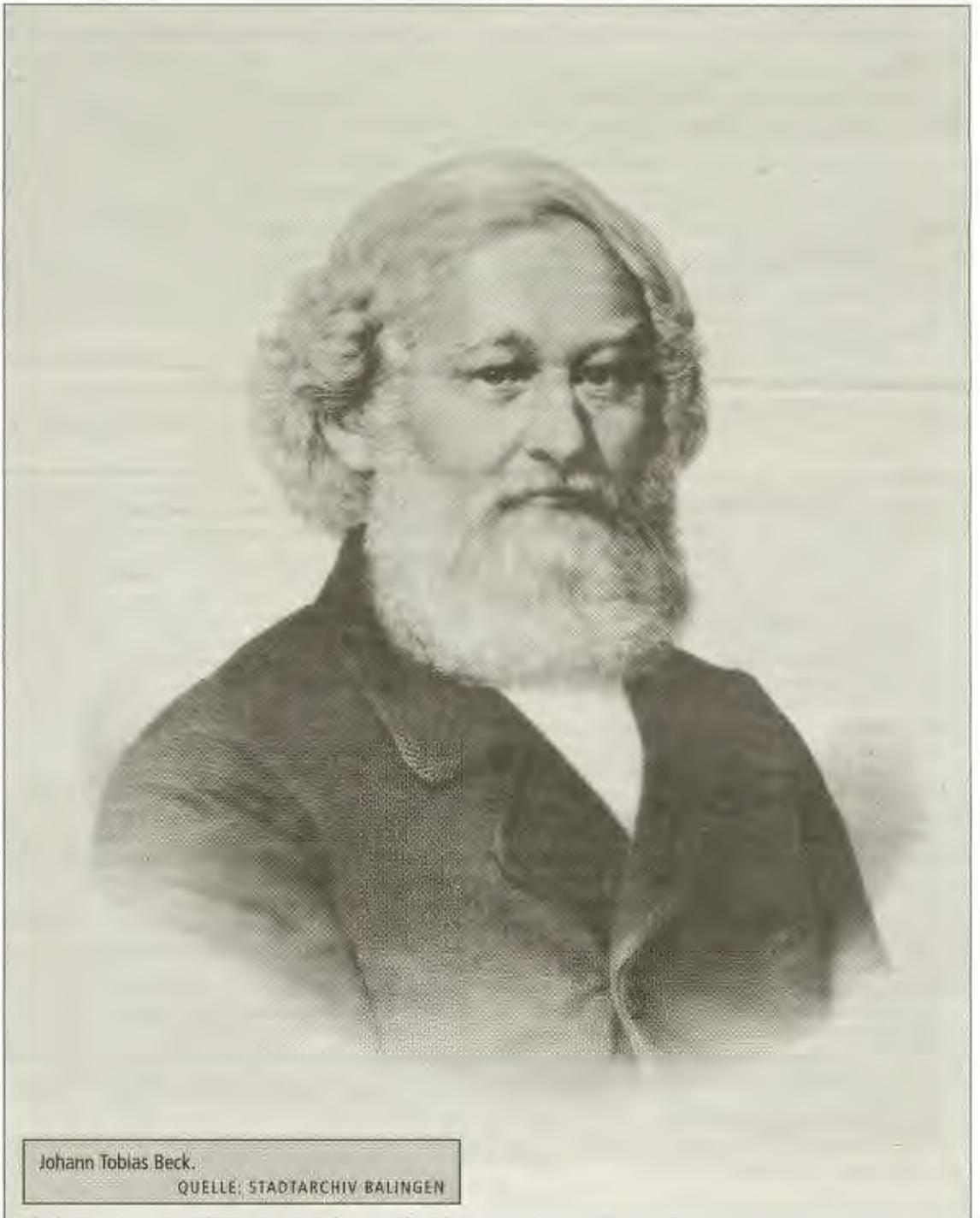
(Einige Erklärungen: fl = Gulden, die damalige Wäh- rung; die Unterstreichungen stammen vom Verfassen).

Dieser Brief ist für uns aufschlussreich in vielerlei Hinsicht: J. T. Beck unterhielt auch als Professor in Tü- bingen rege Beziehungen zu seiner Heimatstadt Balingen. Diese galten nicht nur seinen Eltern, mit denen er einen regen brieflichen Kontakt hatte, sondern der ganzen Kirchengemeinde.

Ab und zu kam er mit der Postkutsche – ein anderes Verkehrsmittel gab es damals noch nicht. Dann hielt er auch Predigten in der Stadtkirche, worauf schon die Bezeichnung „Balingen Predigten“ in obigem Brief hin- weist. Diese fanden offensichtlich so großen Zuspruch, dass Beck sie drucken ließ und für wohltätige Zwecke verkaufte.

J. T. Beck, der immer wieder die sozialen Verhältnisse seiner Zeit kritisierte, vermachte den Erlös aus dem Verkauf der Balingen Suppenanstalt, die in der Notzeit des Jahres 1847 Essen an die Armen der Balingen Bevöl- kerung ausgab. Er wollte aber, dass dieser Betrag nicht in die allgemeine Kasse floss, sondern dass mit ihm ent- weder die Qualität des Essens verbessert oder die An- zahl der Portionen Suppe erhöht werde. Das war ihm so wichtig, dass er es im Brief extra unterstrichen hat. Be- zeichnend ist auch, dass Beck eine öffentliche Danksa- gung ausdrücklich ablehnte.

Auch seine Tübinger „Theuerungs-Predigt“, wie er sie in seinem Brief an Walter nennt, hatte er drucken lassen. Der Erlös von 40 Exemplaren, die er nach Balingen senden wollte, sollte ebenfalls den Armen zugute kommen.



Johann Tobias Beck.

QUELLE: STADTARCHIV BALINGEN

Im weiteren Verlauf seines Briefes an seine Eltern be- richtet er von einer Predigt in Tübingen, die so viele Zu- hörer angezogen hatte, dass die Stiftskirche (dort war Beck „Frühprediger“) so voll war, dass sogar die Gänge besezt waren. Obwohl eine ganze Anzahl Zuhörer auch deren Druck wünschte, wollte er davon absehen, um Missdeutungen zu vermeiden.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Johann Tobias Beck war ein heimatverbundener Gelehrter, der seine Vaterstadt immer wieder aufsuchte, ihr das Evange-

lium predigte und die Armen materiell unterstützte. Er war ein begnadeter und gesuchter Prediger. Er war ein Mann, der die christliche Nächstenliebe nicht nur pre- digte, sondern praktisch vorlebte, wobei er alles Aufse- hen vermeiden wollte.

Johann Tobias Beck ist ein Mann, den man in Balingen mit Recht in Ehren hält.

NB: Auf welcher Balingen „Bühne“ befindet sich noch eine der „Balingen Predigten“? – Das wäre ein uner- messlicher Schatz für das Johann-Tobias-Beck-Haus und für das Stadtarchiv!

# Judentum, Kirche und Staat

## Schlaglichter auf ein leidvolles Thema – Teil 2 – Von Dr. Peter Thaddäus Lang

### Frühneuzeit: Vertreibung

Bedingt durch die Vertreibung aus Spanien stieg die Zahl der Juden in Mitteleuropa sprunghaft an. Die christlichen Machthaber befürchteten, die vielen – wie sie zu meinen vorgaben – skrupellosen Geldverleiher könnten sich auf das Wirtschaftsleben nachteilig auswirken. Deshalb verboten ihnen sämtliche deutsche Reichsstädte mit dem Jahreswechsel 1499/1500 auf einen Schlag den Aufenthalt. Wohlgermerkt: Die Reichsstädte sahen sich gegenüber ihren Untertanen als von Gott gesetzte Obrigkeit. In Süddeutschland gehörten zu diesen Städten unter anderem Wimpfen, Esslingen, Reutlingen, Weil der Stadt, Ulm, Biberach, Ravensburg, Leutkirch, Isny, Überlingen und Lindau. Dieses Aufenthaltsverbot entzog sehr vielen Juden die Existenzgrundlage, da sie auf den Handel angewiesen waren, und der lässt sich in den Städten leichter treiben als auf dem Land.

Als der Herzog von Württemberg sie etwa zur gleichen Zeit aus seinem Gebiet vertrieb, mussten sie aber auch dort großflächig weichen. Es blieben ihnen nur noch wenige kleinere Gebiete: die wichtigsten im deutschen Südwesten sind die hohenzollerischen Grafschaften und im Osten die Markgrafschaft Burgau. Wenn sie trotz des Verbots in Württemberg und in den Reichsstädten Handel treiben wollten, mussten sie eine Art Aufenthaltsgebühr entrichten, das so genannte „Judengeleit“. Es nimmt also nicht Wunder, dass die Zahl der Juden beispielsweise in Hechingen während dieser Zeit merklich zunahm: Während dort im ausgehenden 15. Jahrhundert nur einige vereinzelte Juden lebten, waren es 1544 zehn Judenfamilien und in den umliegenden Dörfern weitere sieben Familien. Entsprechend gestaltete sich die Entwicklung in Haigerloch.

### Luther

Martin Luther (1483–1546) war den Juden gegenüber zunächst wohlwollend eingestellt. Er hoffte, sie durch seine neue Lehre für den christlichen Glauben gewinnen zu können. Ja, er pries sie sogar als „Vettern und Brüder des Herrn“. Als er erkennen musste, dass sich die Juden nicht in dem Maße bekehrten, wie er sich das vorgestellt hatte, schwenkte er vollkommen um. „Zweifelt nicht, in Christus Geliebte, dass ihr nach dem Teufel keinen bittereren, gewalttätigeren Feind habt als den richtigen Juden . . . die Juden sind rechte Lügner und Bluthunde . . . sie sind giftige Schlangen, Meuchelmörder und Teufelskinder.“ Im Jahr 1543, also kurz vor seinem Tod, als er bereits sehr stark von Altersstarrsinn und Unduldsamkeit geplagt wurde, schrieb er den Traktat „Von den Juden und ihren Lügen“. Dort forderte er seine Mitchristen auf, mit den Juden nicht viel Federlesens zu machen: „Verbrennt ihre Synagogen . . . brecht ihre Häuser auf und zerstört sie . . . nehmt ihnen alle Gebetbücher und Talmude fort . . . verbietet ihren Rabbis, zu unterrichten . . . verbietet ihnen das Reisen . . . verbietet allen Wucher . . . Denn Gottes Zorn ist groß über sie, dass sie durch sanfte Barmherzigkeit nur ärger und ärger, durch Schärfe aber besser werden. Drum immer weg mit ihnen!“

Mit diesen Aussagen Martin Luthers hatte die Reformation eine große Chance verpasst. Die Chance nämlich, von der antijüdischen Einstellung der mittelalterlichen Kirche wegzukommen und zu einem positiven Verhältnis zum Judentum zu finden.

### Das Zeitalter der Aufklärung

Unter „Aufklärung“ ist eine Geistesbewegung gemeint, die sich im Denken und Handeln auf die Vernunft beruft und sich als Selbstbefreiung von aller Bevormundung durch Tradition oder kirchlicher Autorität versteht. Das bedeutet also im Klartext, dass diese Bewegung sich nicht nur weitgehend außerhalb des kirchlichen Bereichs bewegt, sondern sich darüber hinaus teilweise massiv gegen die Kirche richtet. Das betrifft auch das Verhältnis zum Judentum. Die Aufklärung nahm im 17. Jahrhundert in den Niederlanden und in England ihren Ausgang, setzte sich danach in Frankreich durch und beherrschte im 18. Jahrhundert auch das geistige Deutschland. Für das Judentum bildet hier das Theaterstück „Nathan der Weise“ von

Gotthold Ephraim Lessing (1729 – 1781) aus dem Jahr 1779 einen Markstein, denn dort werden die drei großen Buchreligionen der Welt gleichberechtigt nebeneinander gestellt, nämlich Judentum, Christentum und Islam. Eine handfeste politische Dimension erreichte die Aufklärung erstmals in der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika vom 4. Juli 1776: „All men are created equal“ heißt es dort unmissverständlich, „alle Menschen sind gleich geboren“. Die Gleichheit aller Menschen bedeutet im Alltagsleben der Juden nicht mehr und nicht weniger als eine uneingeschränkte Gleichberechtigung. Die Gleichheit aller Menschen gehört zu den wesentlichsten Grundsätzen der Französischen Revolution und man muss nicht lange in französischen Gesetzestexten suchen, um einen Beleg hierfür zu finden: Das geflügelte Motto „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ besagt schon alles.

Das 19. Jahrhundert sollte anbrechen, bevor sich die deutschen Staaten nach Ende der Napoleonischen Kriege nach und nach dazu bequemen, sich mit Verfassungen zu versehen. Über diese Verfassung erhielten nun auch verschiedene Menschenrechte Gesetzesrang. Im neu geschaffenen Königreich Württemberg werden die Juden somit 1828 den anderen Staatsbürgern gleich gestellt, doch bleiben für sie einige Beschränkungen in Handel und Gewerbe bestehen. Eine vollkommene Gleichberechtigung tritt erst 1864 ein.

Nun sind die Juden nicht mehr auf die klassischen „Judenorte“ beschränkt. Zunächst noch eher zögerlich, dann in immer größerer Zahl wandern sie in die großen Städte, weil sie dort größere Möglichkeiten für ein berufliches Fortkommen sehen.

### Der Fall des Nehemias Berlitzheimer

Mit welchen Schwierigkeiten dies im Einzelfall verbunden war, zeigt das Beispiel des Mühringer Juden Nehemias Berlitzheimer, der sich 1857 in Ebingen niederließ, um dort einen Betrieb zu eröffnen, den er der zeitüblichen Sprache gemäß „Zündholzfabrik“ nannte. (Es ist in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, dass noch weit bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts jeder erfolgreiche Handwerksmann sich gerne „Fabrikant“ nannte.) Trotz eines Verbots begann Berlitzheimer 1858 mit der Produktion. Die Ebinger Stadtväter ließen ihn dennoch gewähren. Ungehindert mietete er sich im Norden Ebingens ein Haus, um dort seine Produktionsstätte einzurichten. Als Berlitzheimer jedoch um die Aufnahme in das Bürgerrecht nachsuchte, stellten sich die Stadträte quer. Obwohl Berlitzheimer sehr hartnäckig sein Ersuchen mehrfach wiederholte und dabei auch auf die gesetzliche Regelung von 1828 verwies, blieb das Ebinger Stadtparlament bei seiner Ablehnung, unter anderem auch mit dem Hinweis auf seinen unsoliden Lebenswandel, seine Schulden wie auch auf seine Unfähigkeit, seine Geschäfte ordnungsgemäß zu führen. Nach zwei Jahren in Ebingen kehrte Berlitzheimer wieder nach Mühringen zurück, wo er einige ebenfalls wenig geglückte Geschäftstransaktionen für seine dortige Verwandtschaft unternahm. Seine Zündholzfabrik kam währenddessen an einen Konkursverwalter, der den Betrieb dann stilllegte. 1862 finden wir Nehemias Berlitzheimer in den Vereinigten Staaten bei seinem älteren Bruder Samson. Über seine weiteren Geschäftsunternehmungen ist nichts bekannt; es wird aber zu vermuten sein, dass ihm sein Bruder Samson streng auf die Finger geschaut haben dürfte.

Es sollten noch einige Jahrzehnte ins Land ziehen, bis sich einige jüdische Familien definitiv in Ebingen niederlassen konnten.

### Nationalsozialismus

Obwohl der Nationalsozialismus durch und durch antichristlich war, brachte erst der christliche Antisemitismus den Nazis die entscheidenden Argumente – der NS-Antisemitismus ist nämlich aus dem antijüdischen Gedankengut sowohl der katholischen wie auch der evangelischen Kirche zusammengebastelt. Dazu kamen freilich noch allerlei andere Ingredienzien, wie zum Beispiel der Sozialdarwinismus. Die beiden großen Konfessionskirchen und die allermeisten ihrer Amtsträger distanzieren sich viel zu selten von den Nazis. Zahllos sind die Beispiele von Glockenläuten

und Kirchenfahnen an Hitlers Geburtstag, von hitlergrüßenden Geistlichen, von Hakenkreuzen und braunen Uniformen in Gotteshäusern. Kirchenleitungen erließen gemeinsame Erklärungen, in denen sie die menschenverachtenden Gesetze der Nazis ausdrücklich billigten und sich dabei teilweise auch auf Luther beriefen.

Als deutsche Kirchenmänner 1936 persönlich bei Hitler gegen die Misshandlung der Juden protestierten, wurden sie kurz abgefertigt: „Was beschwert ihr euch? Ich befolge nur, was ihr jahrhundertlang gelehrt habt!“ In jener Nacht, die als „Reichskristallnacht“ in die Geschichte einging, verwirklichten die Nazis in einer sorgfältig geplanten und groß angelegten Aktion, was Luther einst in seinem Traktat „Von den Juden und ihren Lügen“ empfohlen hatte. Wenn auch immer wieder einzelne Christen den Juden halfen (auszuwandern oder sich zu verstecken), die beiden Großkirchen taten es höchstens recht halbherzig. Als leuchtendes, positives Beispiel sei hier die griechisch-orthodoxe Kirche gerühmt: Während der Besetzung Griechenlands durch die Deutschen wies der Metropolit die griechischen Mönche an, die Juden in den Klöstern vor den Nazis zu verstecken.

### Der Zweite Weltkrieg

Selbst als der Nationalsozialismus die Höhe seiner Macht erreicht hatte und unaussprechliche Gräueltaten offenbar wurden, stand nur eine beschämend kleine Minderheit den Juden zur Seite. Sie waren allein gelassen in der Stunde ihrer größten Not. Auch die meisten Staaten unternahmen offiziell nichts – man wolle die Juden nicht. Jahrhundertelanger Antisemitismus forderte seinen Tribut. Beim Ulmer Einsatzkommando-Prozess (1958) wurde ein ehemaliger litauischer Pfarrer gefragt, warum er zu den entsetzlichen Erschießungen, die er miterlebte, geschwiegen habe. Er sagte, er habe gemeint, nun „erfülle sich an den Juden das Wort: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.“

So erschreckend es ist, dass diese Bibelstelle gebraucht werden konnte: Um solche Gefühlskälte zu rechtfertigen, haben auch Christen anderer Nationalität ähnliche Gedanken zum Ausdruck gebracht. Ein päpstlicher Nuntius, der gebeten wurde, gegen die Deportationen aus der Slowakei nach Auschwitz einzuschreiten, weil so viel unschuldiges Blut jüdischer Kinder in der Welt vergossen wurde, antwortete ungerührt: „Alles jüdische Blut ist schuldbeladen. Ihr müsst sterben. Das ist die Strafe, die ihr durch diese Sünde (die Kreuzigung Jesu) auf euch geladen habt.“

Als man den wohl schlimmsten Judenhasser des Dritten Reiches, Julius Streicher, beim Prozess vor dem Internationalen Gerichtshof in Nürnberg vernahm, sagte er: „Dr. Martin Luther säße heute an meiner Stelle auf der Anklagebank, wenn dies Buch von der Anklagevertretung in Betracht gezogen würde. In dem Buch „Die Juden und ihre Lügen“ schreibt Dr. Martin Luther „die Juden seien ein Schlangengezüchte, man solle ihre Synagogen niederbrennen, man solle sie vernichten . . . Genau das haben wir getan!“ Die Schweiz schloss ihre Grenzen, Kanada und die USA hatten so strenge Einwanderungsbestimmungen, dass vielen Juden der Weg dorthin verschlossen war. Die britische Regierung nahm die 1917 in der Balfour-Erklärung gegebene Zusage zurück, den Juden im damaligen Mandatsgebiet Palästina eine nationale Heimstätte zu schaffen. Tausenden von fliehenden Juden, die während des Dritten Reichs oder kurz danach im Land ihrer Väter Zuflucht suchten, blieben die Türen verschlossen. In diesem Zusammenhang muss auch die Tragödie der „Struma“ erwähnt werden. Weil die Briten das voll besetzte Schiff nicht in Palästina landen ließen, musste es abdrehen und geriet im Winter 1942 im Schwarzen Meer unter Torpedobeschuss. Nur ein einziger der 769 Flüchtlinge an Bord überlebte.

### Gleichgültig und passiv

Es ist traurig, aber nach 2000 Jahren Christentum ist so gut wie jeder mitbetroffen. Die Gleichgültigkeit und Passivität fast aller Nationen am Vorabend des Zweiten Weltkrieges haben entscheidend dazu beigetragen, dass Hitler die von ihm geplante Massenvernichtung der Juden ungehindert durchführen konnte.

Im Juli 1938 hatte Präsident Roosevelt eine Flücht-

lingskonferenz nach Evian-les-Bains in Frankreich einberufen, um über das Schicksal der europäischen Juden zu beraten. Das Ergebnis war enttäuschend: Von den dreißig dort vertretenen Nationen waren im Grunde nur Dänemark und die Niederlande bereit, einige tausend Juden aufzunehmen. Alle anderen stellten so viele Bedingungen, dass kaum einer der Flüchtlinge sie erfüllen konnte. Nazi-Spione ließen Hitler wissen: „Machen Sie mit den Juden, was sie wollen; niemand will sie haben.“ Vier Monate später begann die entsetzliche Verfolgung, die sechs Millionen Juden das Leben kostete. Allein von den im Gebiet des heutigen Baden-Württemberg lebenden 35 613 Juden sind 10 488 umgekommen. Im Bereich des heutigen Zollernalbkreises war das jüdische Leben nahezu vollkommen ausgeradiert worden; die jüdischen Gemeinden in Haigerloch und Hechingen existierten nicht mehr; aus Balingen, Ebingen, Tailfingen und Winterlingen waren die jüdischen Mitbürger vertrieben worden.

#### Quellen:

Stadtarchiv Albstadt, Bestand Stadt Ebingen  
– Gemeinderatsprotokolle 1857–1859

– Gewerbesteuerkataster 1835 ff, S. 363  
– Kaufbücher 1857–1869  
– Unterpfandbücher 1857–1859

#### Literatur:

Eberhard Blum/Peter Thaddäus Lang, Juden in Ebingen? In: Heimatkundliche Blätter 1988, S. 662 f.  
Wilhelm Josef Doetsch, Württembergs Katholiken unterm Hakenkreuz. Stuttgart 1969  
Eberhard Gönner/Günther Haselier, Baden-Württemberg. Geschichte seiner Länder und Territorien. 2. Auflage, Freiburg/Würzburg 1980  
Joachim Hahn, Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg. Stuttgart 1988  
Utz Jeggle, Judendörfer in Württemberg. Erweiterte zweite Auflage, Tübingen 1999  
Ders. (Hrsg.), Erinnerungen an die Haigerlocher Juden. Tübingen 2000  
Art. Judentum, in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. 3. Auflage, Tübingen 1986  
Rolf Kießling/Sabine Ullmann (Hrsgg.), Landjudentum im deutschen Südwesten während der frühen Neuzeit. Berlin 1999  
Peter Thaddäus Lang, Die Reichsstadt Ulm und die Juden, 1500–1803. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 8, 1989, S. 39–48

Ders., Die Vertreibung der Juden aus Ebingen. In: Heimatkundliche Blätter 1989, S. 713 f.  
Eberhard Naujoks, Obrigkeitgedanke, Zunftverfassung und Reformation. Studien zur Verfassungsgeschichte von Ulm, Esslingen und Schwäbisch Gmünd. Stuttgart 1958  
Emily C. Rose, Als Moises Kaz seine Stadt vor Napoleon rettete. Stuttgart 1999  
Paul Sauer, Die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs während der nationalsozialistischen Verfolgungszeit 1933–1945. Stuttgart 1969  
Hans Schimpf-Reinhardt, Nationalsozialismus in einer kleinen Stadt – Balingen 1933–1939. In: Konrad Flegr/Andreas Zekorn (Red.), Verblendung, Mord und Widerstand. Aspekte nationalsozialistischer Unrechtsherrschaft im Gebiet des heutigen Zollernalbkreises von 1933–1945. Hechingen 1995, S. 27–38  
Margarete Steinhart, Balingen 1918–1948. Kleinstadt im Wandel. Balingen 1991  
Beitrag von Andreas Zekorn in: Möglichkeiten des Erinnerens. Orte jüdischen Lebens und nationalsozialistischen Unrechts im Zollernalbkreis und im Kreis Rottweil. Hechingen 1997  
Charles Zika, Exorcising our Demons. Magic, Witchcraft and Visual Culture in Early Modern Europe. Brill 2003  
Hugo Zwetsloot, Kirche und Kultur in Europa. Greifswald 1931  
Unter Verwendung eines Textes der Evangelischen Marienschwesternschaft

# Osterbrauchtum im Laufe der Jahrhunderte

## Christlicher Glaube und vorchristliche Kultur – Von Anton Georg Grözingen

Aus alten Kulturen ist überliefert, dass unsere frühen Vorfahren davon überzeugt waren, dass sich ihre Gottheit zum Zeitpunkt der Wintersonnenwende schlafen legte. Zur Frühlings-Tagundnachtgleiche wurde mit Zeremonien wie Tanz und Musik die Frühlingsgottheit erweckt. Das Frühlingsfest war das Fest der „Fruchtbarkeitsgötter“. Es war ein rauschendes, fröhliches Fest voller Sinnesfreude, das zwischen Mitte März und Mitte April gefeiert wurde. Hier wurden die Wanen, Donar und Ostara angerufen und um ein fruchtbares Jahr für Menschen, Tiere, Äcker, Wiesen und alle Fruchtpflanzen gebeten. Es war mit Umzügen, Tänzen und Liedern verbunden. Im Mittelpunkt stand allerdings wie bei jedem Kultfest das Opfer an die Götter und das anschließende Opfermahl. Das Wiedererwachen der Natur wurde sinngemäß im Fest der „Auferstehung Christi“ an „Ostern“, von der Kirche Roms zur höchsten Feierlichkeit im Jahreslauf gekürt, dies bezeugt die unverwundliche Beliebtheit dieser germanischen Göttin. Ihr heiliges Tier war der Hase.

Osterfeierlichkeiten sind ein Überbleibsel aus uralter Zeit, als noch das Frühlingsfest ein Fest der „Fruchtbarkeitsgötter“ war. In vielen Kulturen wird der Hase verehrt und den Mondgottheiten zugeordnet. In dieser Stellung steht er für Wiedergeburt. Der Hase begleitet auch in griechisch-römischer Zeit die Liebesgöttin Aphrodite. Ostara war eine germanische Erd- und Frühjahrgöttin, Sinnbild der Fruchtbarkeit. Man schenkte einander und aß „zu Ostern“ bemalte Eier, auch sind sie „Fruchtbarkeitssymbole“: So kam es zum Osterer legenden Hasen. Einem zoologischen Monstrum.

Der Name „Ostern“ gelangte aus dem angelsächsischen in die christliche Festtradition. Ostara (ahd. Eastre (aengl.) war die teutonische Göttin der Fruchtbarkeit. Göttin des Frühlings, Gottheit des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichts, eine freudige, heilbringende Erscheinung. Das Volk schenkte ihr Maiblumen. Maifeuer dienten ihrer Verehrung.

In der „baskischen Sprache“ heißt „Ostara“ Mai, Zeit des Blühens. Dies scheint von besonderer Bedeutung zu sein. Denn die baskische Sprache ist grammatisch in die europäische Sprachengemeinschaft (Sanskrit) nicht einzuordnen. Es ist weder Ethnologen noch Linguisten seither gelungen, die Herkunft der Basken aufzuklären. Der Ursprung des Wortes „Ostara“ ist demnach der frühen boreischen Ursprache zuzuordnen, die sich vor etwa 6000 Jahren in zwei Richtungen bewegte.

Der Hase, ein Sinnbild der Fruchtbarkeit, war ein Begleiter der Göttin Ostara. Die Frühlingsgöttin versinnbildlichte das Erwachen der Natur. Der christlichen Kirche war der Hase jedoch durch seine Nähe zu den Göttern nicht geheuer. Der christliche Glaube war noch immer tief im heidnisch-Barbarischen verwurzelt und einer Religion, die im deutschen Sprachgebiet ihr höchstes Fest – das der Auferstehung Christi – wie selbstverständlich nach der sächsischen Göttin Ostara benannte. Es verschlingt sich der kirchliche Ritus mit der heidnischen Frühlingsgöttin, die sogar häufig „Frau Faste- oder Osterjungfer“ heißt. Es besteht auch

eine historische Verbindung mit der indischen Göttin „Ushas“ – der indischen Ostara.

In der Osterzeit spielen die Osterer eine wichtige Rolle. An ihnen können wir so recht beobachten, wie sich der lebendige Glaube durch die symbolische Handlung in die Sitte flüchtet, diese aber im Laufe der Zeiten verflacht. Während es in früheren Jahrhunderten Pflicht der Männer war, im Frühjahr vor Beginn der Feldarbeit Eier zu genießen und die Schalen auf das Feld zu streuen, um dies durch „symbolische Handlungen“ fruchtbar zu machen.

Bereits um 300 n. Chr. interpretierte der Kirchengelahrte Hesychius die Bibelstelle so: „Mit Hasen meint David die Heiden; denn diese haben die Kirche als den geistigen Felsen zur Zuflucht, kommen durch die Kirche zu Kraft und werden durch sie gereinigt.“ In Folge der Missionierung der nördlichen Länder wurde das Osterfest auf dem Konzil von Nicäa, Anno 325, auf den ersten Sonntag nach Frühlingsvollmond festgelegt.

Auch der mailändische Bischof (374) und Kirchenlehrer, der heilige Ambrosius (333–397) sah in dem Hasen ein „Auferstehungssymbol“, weil er angeblich die Fähigkeit zur Verwandlung habe. In den Predigten des Kirchenlehrers Augustin erschien der Hase als Sinnbild des „sündigen Menschen“. Auf Grund dessen verbot im Jahre 751 Papst Zacharius den Verzehr von Hasenfleisch, damit niemand durch das Essen von Hasenbraten zur Unmoral ermutigt werde.

Im achten Jahrhundert schrieb der angelsächsische Autor Bede Venerabilis, man habe für die Göttin Eostra Frühlingsfeste gefeiert. Geschichtsschreiber Eginhart erwähnt, dass Karl der Große (742–814) dem Monat April den Namen „Ostermanoth“ beigelegt habe. Jakobelli hat die Liturgie des „risus paschalis“ auch Osterergelächter oder Isaaklacher genannt. Es handelt sich um ein gesamteuropäisches Fest, in dem österliche Passion, obszöne Messe und Frühlingsanfang zusammenfielen. Das legt nahe, alles Obszöne in der Kirchenkultur entweder als „allgemeinmenschliches Bedürfnis“ oder als Überrest von solchem Heidentum in einer synkretischen Kirchenkunst zu deuten.

Im Kloster Marchtal forderte ein Mönch in seiner Predigt die Männer auf: Wer in seinem Hause die Herrschaft habe, solle das Osterlied anstimmen: „Christi ist erstanden!“ Kein Mann getraute sich's. Als nun der Mönch befahl, die Weiber, welche die Hosen anhätten, sollten das Lied anstimmen, so stimmten diese insgesamt und mit großer Macht das Osterlied an.

Das Mittelalter ernannte den Hasen wegen seiner Wachsamkeit zum Gottessymbol. Man schrieb ihm die Eigenschaft zu nie zu schlafen, weil er keine Augenlider habe. Noch während des Mittelalters spielten Kirchenfeste wie Weihnachten keine überragende Rolle, eher Silvester, und das wichtigste christliche Datum war, wie im Einflussbereich der Orthodoxie bis heute, das Osterfest.

Hasenfett benutzten angeblich die Hexen, um sich einzufetten, damit konnte sich die Hexe in einen Hasen verwandeln. Diese verwandelte „Hasen-Hexe“ war jedoch gut zu erkennen an der Größe und daran, dass sie gerne auf den Hinterbeinen stand und selbstverständ-

lich auch sprechen konnte. Wurde in der Feldflur ein aufrecht stehender Hase gesichtet, befahl die Bauersleute die panische Angst. Besonders auffällig war jedoch die Verfärbung der Beine: weiß, schwarz und feurig. Gegen Zahnweh trug man Hasenzähne bei sich, pulverisierte Hasenohren wirkten Wunder bei schlechtem Schlaf. Junge Männer, die sich jeglichem Militärdienst fern halten wollten, schützten sich vor der Rekrutierung, indem sie die Pfote eines „flüchtigen Hasen“ bei sich trugen.

An vielen Orten werden noch heute heidnische Bräuche gepflegt. Vor allem aber in ländlichen Gebieten. Große, hell lodernde Feuer, die die Finsternis vertreiben und den Frühling herbeirufen, finden sich sehr zahlreich. Das Osterfeuer ist überwiegend dem nördlichen Deutschland zu eigen.

Auf vielen Anhöhen finden sich Osterfeuer. So auch im Harz, in Braunlage, Bockenheim, Wildemann, Altenau. Auch im Mummenschanz und Schabernack warten die Harzer zu Ostern auf. Weiblichen Zuschauern kann es geschehen, dass sie mit „geschwärzten Gesichtern“ heimkehren – so soll die „Fruchtbarkeit“ geweckt werden. Es handelt sich dabei um uraltes heidnisches Brauchtum.

Beim Eierspringen in Karsau bei Rheinfeldern passen Kaminkehrer auf, dass keine Eier verschwinden. Zuschauern, die beim „erwünschten Diebstahl“ erwisch werden, schmieren die Schornsteinfeger Ruß ins Gesicht. Der Kaminkehrer ist ein Glücksbringer. Am Eichener See bei Schopfheim schlagen die Buzzimummel-Gestalten mit Saublodern auf die Zuschauer ein, die versuchen, die ausgelegten Eier zu klauen.

Weit über Westfalen hinaus bekannt sind die Osteräder von Lüdge. Schon Tage vor Ostern legt man die schweren Räder in das Wasser der Emmer, damit das Holz nicht verbrenne. Es werden Weiden gedreht, mit denen Stroh in die Speichen gebunden wird. Samstag vor Ostern holt man die sechs Räder aus dem Wasser. Am Ostersonntag werden in jedes Rad 16 Bund Stroh gestopft. Eine sechs Meter lange Stange verhindert das Umfallen des Rades. Weithin hörbare Böllerschüsse, die den Dämon Winter vertreiben, dröhnen durchs Land. Nacheinander werden die Osterräder (ein Symbol der Sonne) angezündet und den Berg hinabgestoßen. Dieser Brauch gehört zu den einst in fast ganz Deutschland und darüber hinaus verbreiteten Jahresfeuern. Dies bezeugen in unserem Raume noch viele erhaltene Flurnamen (zum Beispiel: Scheibenbühl). Nach alter Meinung brachte das Feuer den Feldern Fruchtbarkeit, die sein Schein berührt. Sehr turbulent geht es im sauerländischen Hallenberg zu. Dort formiert sich in der Osternacht ein Umzug mit Fackeln. Dabei erhebt sich ein ohrenbetäubender Lärm aus Ratschen. Es steckt hinter diesem noch selten an „Ostern“ gepflegten Brauch der Glaube, „dass Lärm die bösen Geister vertreibt.“ So gehen die Wurzeln tatsächlich bis in heidnische Vorzeiten zurück.

In Osterode im Harz wird in der Nacht zum Ostersonntag das Osterfeuer entzündet. In Adorf (Thüringen) war bis vor wenigen Jahren das „Aufpeitschen“ noch üblich und auf den Dörfern in der dortigen Ge-

gend ist es auch jetzt noch unter den miteinander bekannten jungen Leuten im Brauch. Am frühen Morgen des ersten Feiertages begeben sich die Burschen mit frischen Ruten an die Betten der Mädchen und „peitschen“ (erwecken der Fruchtbarkeit) sie buchstäblich auf und aus dem Bette. Ein Eierritt wird in Haid bei Saulgau aufgeführt. Ein Ostermann wird in Giggenhausen bei Freising und in Aufkirchen bei Erding verbrannt.

In Vorarlberg wird das Ostersingen gepflegt. In Lengries und in Kochel gibt es das Osterfeuerlaufen: Buben entzünden am Osterfeuer trockene Baumschwämme, trugen damit das Feuer von Haus zu Haus und legen dort Stückchen des glimmenden Schwammes in das Herdfeuer. Die Buben werden dabei häufig mit gefärbten Ostereiern oder ein wenig Taschengeld beschenkt.

### Osterfeuer in Schömberg

Am Karsamstag wurde in Schömberg noch vor Tagesanbruch neben der Kirche ein Osterfeuer entzündet, das vom Stadtpfarrer geweiht wurde. Jugendliche trugen das nötige Holz herbei. Rechtzeitig löschte der Mesner das angekohlte Holz. Sofort stürzten sich die Jugendlichen auf die verkohlten Holzstücke, die auf dem obersten Dachboden (mundartlich: Giebel oder Gräch) ausgelegt wurden. So konnte das Haus gegen Blitzschlag und Brand geschützt werden.

Eierwerfen und Eierlesen wird in rund 30 Orten des deutschsprachigen Raumes an Ostern gepflegt. Dazu gehören Sigmaringendorf, Kirchzarten, Karsau und Schopfheim. Das Eierlesen selbst ist im Grunde ein sportlicher Wettkampf, bei dem zwei unterschiedliche Aufgaben zu erfüllen sind. Dieses Brauchtum hält sich zum Beispiel in Kiebingen bis heute. Das „Wettspiel“ wird dort alle zwei Jahre am Ostermontag zwischen den beiden Jahrgängen der 19- und 20-Jährigen ausgetragen. Auf einer Wiese in gerade Linie, im Abstand von 85 Zentimetern, werden 96 Eier ausgelegt. An die Stelle des 97. Eies wird ein Maien in den Boden gesteckt, den die weibliche Jugend mit Siegerpreisen behängt hat. Während nun der „Leser“ die 96 Eier einzeln je aus 20 Metern Entfernung in eine mit Sägemehl gefüllte Saatanne werfen muss, die der „Fänger“ ihm hinhält, hat der „Läufer“ die Aufgabe, von der Festwiese in das drei Kilometer entfernte Rottenburg zu laufen, dort in einem Geschäft ein Päckchen in Empfang zu nehmen und dies auf den Festplatz zurückzubringen. Wer zuerst seine Aufgabe erfüllt hat, hat gewonnen und darf stolz den Maibaum in Empfang nehmen.

Ein artverwandtes Brauchtum wird am Ostermontag in Egesheim, Kreis Tuttlingen, mit dem „Eierschupfen“

gepflegt. Dort sind es die 20-Jährigen, die diesen Brauch ausüben. Um 10 Uhr beginnt der Spaß. Ein „Läufer“ muss 2100 Meter zurücklegen. Der „Schupfer“ nimmt in dieser Zeit 45 rohe Eier, die genau eine Elle (württembergische Elle 0,61424 Meter) von einander entfernt liegen, auf. Die Eier werden von einer „Schupfmarke“ aus in den 15 Ellen enternten, mit Spreu gefüllten Fangkorb (Weidenkorb) geschupft.

Dr. Erich Schwabe nennt „Ei und Hase“ alte Symbole der Fruchtbarkeit. Er befasst sich in der Lektüre Schweizer Volksbräuche mit dem „Eiertütchen oder -töpfen“, dem „Eiertrölen“. Diese Bräuche sind über große Gebiete in der Schweiz bekannt. Das Spiel des „Eierleset“ ist ein sehr beliebtes traditionelles Element der Oster- und Nachostertage. Dieses findet sich vom Aargau und besonders vom Baselgebiet über einen großen Teil des Kantons Bern und ist bis weit in die Westschweiz hinein heimisch; ein zweites Gebiet, in dem es vorkommt, erstreckt sich über die äußerste Nordostschweiz, vom Thur- bis ins Rheintal. Es handelt sich um ein Wettspiel zwischen zwei Parteien, deren eine den oder die „Leser“, die andere den oder die „Läufer“ stellen. Dem „Leser“ fällt die Aufgabe zu, eine bestimmte Zahl von Eiern, die der Reihe nach ausgelegt sind – bis zu 100 oder gar mehr – nacheinander einzusammeln und in eine mit Spreu gefüllte Wanne zu werfen. In der gleichen Zeit hat der „Läufer“ über eine bestimmte Strecke, in der Regel ins Nachbardorf und von dort wieder zurück, zu eilen. Die Partei, die zuerst ihr Ziel erreicht, ist Sieger. Die groteske Gestalt, des „Strau-Muni“, der Effinger „Eierleser“, kann leider nicht wiedergegeben werden.

Kämpfe zwischen zwei Parteien desselben Ortes sind uralte „Fruchtbarkeitsrituale“. Weitgehend unbekannt ist der „Ostervogel“, der „Kuckuck“. Nachhaltig und tief war zu jeder Zeit der Eindruck, den der erste Ruf des Vogels, den schon Aelian einen Boten des Frühlings nannte, auf die Gemüter machte. Man grüßte ihn stets freudig als Lenzverkünder. Es geht frische des Leibes und des Geistes vom Kuckuck oder dem in ihm wohnend gedachten Gott aus. Sein Erscheinen wirkte schon auf die Indogermanen der nördlichen Länder auflebend und anregend, deshalb lautet ein uraltes deutsche Mailed:

der guckuck mit seinem schreien,  
macht frolich jedermann,  
des abends frolich reyen  
die meidlein wolgetan,  
spaziren zu dem prunnen  
pflieg man zue dieser zeit  
alle welt sucht freud und wunne  
mit reisen ferne (150,III).

In den Kantonen Zug und Luzern knüpft sich an die Eigenschaft des Kuckucks als Frühlingsbote der Glaube, dass er gleich dem Osterhasen oder an seiner Stelle den Kindern bunte Eier in das Nest lege, das ihm aus ersten Blumen und Gräsern die Kinder bereitet haben:

U z' Ostere vor 'em erste Glüt,  
Wenn also no i de Federe lit,  
So flügst du still zu jedem Hus  
Und chramist schöni Eier us (125,I).

Leider ist der Ruf des Kuckucks seit Jahren bei uns verstummt. Einen liebenswürdigen Aufruf der Kinder an den Osterhasen kennen wir aus Gerabrönn.

Has', Has', sitz ins Nest,  
Jetzt kommt bald das Osterfest.

#### Literaturhinweise

Alte Bräuche, frohe Feste  
Das Altdeutsche Lesebuch  
Das deutsche Volk in Sitte und Brauch  
Das Mittelalter – Die Welt der Bauern, Bürger, Ritter und Mönche  
Der Glaube der Ahnen  
Der neue Herder  
Deutsche Mythologie – Jakob Grimm  
Die Germanen – Legende und Wirklichkeit von A - Z  
Die Vögel im Volksglauben  
Liebesfreuden im Mittelalter  
Mythologie der Germanen  
Osterei Museum, Sonnenbühl-Erpfingen – Ausstellungsheft  
Reschke Wolfgang, Albstraße 17, Egesheim  
Ritter-, Mönch & Bauersleut  
Schwäbisches Immergrün  
Schwäbisches Wörterbuch – Fischer – I ABP.  
Schweizer Volksbräuche  
Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg  
Von Amtsstuben, Backhäusern und Jahrmärkten

## Exkursion zum Atelier für Glasmalerei

Am Samstag, 5. Juni, wird die Exkursionsgruppe der Heimatkundlichen Vereinigung exklusiv empfangen zum Gespräch im Atelier Schloss Waldenburg vom weltweit tätigen Künstler-Ehepaar Professor Hans Gottfried von Stockhausen und Ada Isensee. Den Ausklang des Tages bilden die von Stockhausen geschaffenen Chorfenster der ehrwürdigen Stiftskirche Beutelsbach. Mittagsrast ist in Weinsberg mit Burg Weibertreu, Stauferkirche und Justinus-Kerner-Haus. Organisation und Leitung hat Professor Christoph Roller. Anmeldungen nimmt Ruth Hübner, Telefon (0 74 27) 91 095 oder Fax (0 74 27) 91 098 oder Wolfgang Willig, Telefon (0 74 33) 15 097. Bus-Abfahrt ist in Ebingen am Busbahnhof um 7 Uhr, Stadthalle Balingen um 7.30 Uhr, Rückkehr gegen 19 Uhr. Zustieg bei Stuttgart wäre möglich. Interessierte Gäste sind willkommen.

### DAS AKTUELLE BUCH

## Mittelalter in kompaktem Handbuch

Eine umfassende Darstellung der Zeit zwischen 500 und 1500

„Fürsten, Ritter, Bürger, Bauern, Mönche“ – Die politischen und sozialen Entwicklungen des Mittelalters reichen bis weit in die Neuzeit hinein, das von der Karolingerzeit bis zur Entdeckung Amerikas entstandene Staatensystem prägt Europa bis heute. Nach dem Ende der Völkerwanderungszeit entwickelten sich Dörfer und Stämme zu Städten und Staaten, die sich eigene Territorien schufen und in unzähligen Konflikten gegeneinander abgrenzten. Neben Kaisern und Königen war die römische Kirche eine zentrale Macht. Die Geschichte des Mittelalters ist geprägt von den sozialen Gegensätzen zwischen Fürsten und Bürgern, Rittern und Mönchen, Bauern und Städtern, Handwerkern und Kaufleuten.

„Das Mittelalter in einem kompakten Handbuch und Nachschlagewerk“, reich ausgestattet mit Bildern, Karten und Grafiken beleuchtet der Band eingehend das europäische Mittelalter. Von etwa 500 bis zirka 1500, vom Ende des (west-) römischen Reiches bis zum vielfach gegliederten Europa des Spätmittelalters wird der Bogen geschlagen. Eingeschlossen sind u. a. das Werden des Frankenreiches, die Entwicklungen in der Peripherie des Kontinents, das oströmisch-byzantische Reich, der Aufstieg des Papsttums und die Entwicklung beider Kirchen, das Aufkommen des Bürgertums und

die vielfältigen Wandlungen und Verwerfungen im Bereich von Gesellschaft und Wirtschaft.

Breiter Raum ist der politischen Geschichte gegeben, wobei sich die Entwicklungen hin zu „Staatlichkeit“ auf diesem Kontinent teilweise tief greifend unterscheiden. Damit ist ein zentrales Thema des Bandes erwähnt, nämlich der keineswegs linear verlaufene Weg zu den spätmittelalterlichen „Staaten“, verbunden mit der Entwicklung von Gesetzgebung, der Herausbildung zentraler Institutionen und der davon doch häufig verschiedenen Praxis des Regierungshandelns. Darüber hinaus werden die Tendenzen hin und die Abgrenzung von der Moderne sichtbar. In die Kapitel eingearbeitet sind zudem die kulturellen und religiösen Entwicklungen. Interessante Einzelaspekte werden in zahlreichen Themenkästen exemplarisch erläutert.

#### INFO

Das Mittelalter. Von Arnold Bühler, Ulf Dirlmeier, Harald Ehrhardt, Bernd Fuhrmann, Wilfried Hartmann, Edgar Hösch, Uri R. Kaufmann, Hans-Rudolf Singer. Reihe „Theiss illustrierte Weltgeschichte“. 360 Seiten mit 550 meist farbigen Abbildungen, Karten und Skizzen. Gebunden. Einführungspreis bis zum 31. 12. 2004 29,90 €, 52,20 sfr, danach 36,00 €, 62,10 sfr. ISBN 3-8062-1857-9, Theiss Verlag, Stuttgart.

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

**Dr. Wilhelm Foth**  
Lisztstr.35, 72336 Balingen

**Dr. Peter Thaddäus Lang**  
Johannesstr.5, 72458 Albstadt

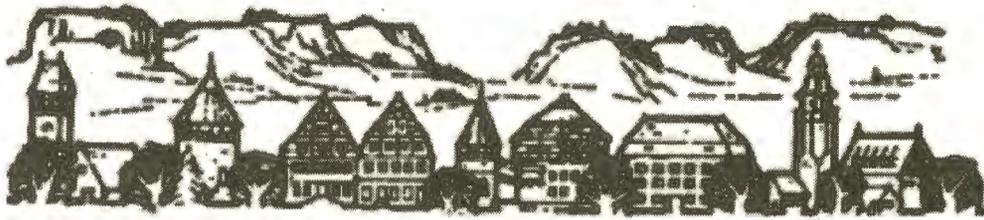
**Anton Georg Grözinger**  
Schillerstr.17, 72355 Schömberg

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

**Vorsitzender:**  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

**Geschäftsführung:**  
Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2,  
72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94

**Redaktion:**  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



## Knecht des Herrn

Philipp Matthäus Hahn bei den Pietisten, Teil 1 – Von Alfred Munz

Bis heute stellt sich die Frage: Wer war Philipp Matthäus Hahn? Dass er ein großer Erfinder und Konstrukteur von Uhren, Waagen und Rechenmaschinen war, macht seit ein paar Jahren Aufsehen, aber dass er auch als Pfarrer und Pietist von großer Bedeutung für unser Land ist, dürfte weniger bekannt sein. Er war ein Doppelgenie, und entweder wird er als Erfinder und Konstrukteur von den Technikern gewürdigt, oder als ungemein eifriger Pfarrer, der sich als Seelsorger in ganz Württemberg um die Pietisten kümmerte, von letzteren in der Erinnerung behalten.

In das Leben von Ph. M. Hahn erhalten wir heute vielfältige und bis ins Einzelne gehende Einblicke durch seine Tagebücher. Deren Entzifferung und Herausgabe in 2 Bänden durch Prof. Martin Brecht unter Mithilfe von Pfarrer Deetjen, Tübingen, haben einen wichtigen Zugang zu Leben und Werk von Hahn erschlossen. Die Tagebücher sind in Kornwestheim und Echterdingen Tag um Tag geführt worden und bis auf einige Seiten, die nach seinem Tod herausgerissen wurden, erhalten. Prof. Brecht schreibt: „Zu den interessantesten und wertvollsten Informationen, die uns die Tagebücher vermitteln, gehören die vielen hundert Angaben über das Leben und die Mitglieder des württembergischen Pietismus. In einzigartiger Weise wird der württembergische Pietismus hier auch in seiner regionalen und sozialen Struktur fassbar.“ (1) Ein ungewöhnlich vielfältiges, tiefsinniges und eigenwilliges Leben tritt zutage, wahrhaftig und schonungslos aufgezeichnet bis ins Intime hinein. Der vorliegende Aufsatz ist nun keine theologische Abhandlung, sondern es soll aufgezeigt werden, wie verbunden Hahn mit den Gutgesinnten, den Stundenleuten und Gottsuchern war, und welche Probleme er mit ihnen und wegen ihnen hatte.

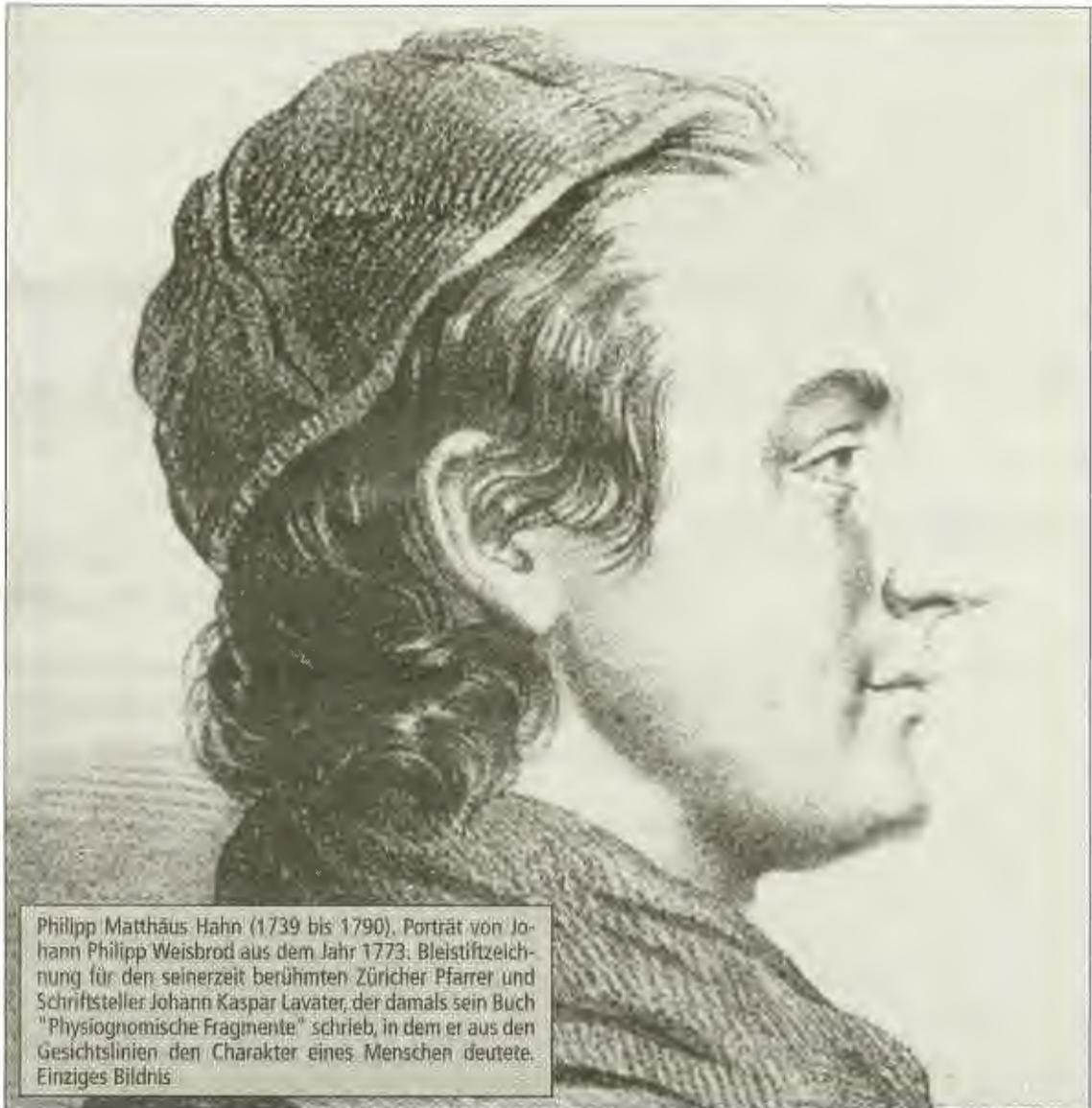
### Berufen zum Dienst am Evangelium

Ph. M. Hahn hat den Ruf, sein Leben in den Dienst des Evangeliums zu stellen, sehr früh vernommen. Er schreibt im Lebenslauf, den er für die Bewerbung um die Pfarrstelle in Onstmettingen im Juli 1764 abfasst: „Ich war 11 Jahre alt und musste täglich allein von Scharnhäusern nach Esslingen in die Lateinschule gehen. Ich scheute aber alle diese Beschwerlichkeit nicht, weil mir Gott von Jugend auf eine unüberwindliche Lust zum Studio Theologico eingeblöht hatte.“

Auf diesem Weg hatte er einmal ein besonderes Erlebnis. Ein Gewitter zog auf, Angst überkam ihn. Da betete er um Zurückhaltung des Wetters und Vergebung der Sünden. Er schreibt: „Plötzlich sauste eine leise, aber vernehmliche Stimme an meinem Ohr vorbei: „Kann ich dich auf dem Feld nicht ebenso wohl erhalten wie zu Hause?“ Ich erschrak, ging meines Weges, und das Wetter brach nicht aus.“ Vielleicht hatte die Erkenntnis einer Geborgenheit in Gott diese Worte angenommen, weil Hahn die Geschichte von der Bekehrung Luthers oder des Paulus gehört hatte. Wir wissen das nicht. Wichtig ist, dass ein solches Erlebnis einen unauslöschlichen Eindruck auf den Buben machte und er es später öfters seinen Kindern erzählte.

### Der Herr

Sich gerufen, ja, berufen zu fühlen, hat grundlegende Auswirkungen auf ein Leben, gibt ihm etwas Rücksichtsloses gegen die eigene Person. Der Berufene ist der Knecht eines Herren, der auf persönliche Empfind-



Philipp Matthäus Hahn (1739 bis 1790). Porträt von Johann Philipp Weisbrod aus dem Jahr 1773. Bleistiftzeichnung für den seinerzeit berühmten Züricher Pfarrer und Schriftsteller Johann Kaspar Lavater, der damals sein Buch "Physiognomische Fragmente" schrieb, in dem er aus den Gesichtslinien den Charakter eines Menschen deutete. Einziges Bildnis

lichkeiten wenig Rücksicht nimmt, ja, oft nicht einmal auf die Gesundheit. Wer Knecht ist, hat es mit jemand zu tun, der das Sagen hat und bei Ungehorsam bestrafen kann. Hahn schreibt im Tagebuch: „Gott hat die Einrichtungen schon so in der Welt gemacht, dass, wer über sie hineinsteigen will, verachtet, krank, gestraft wird oder das Leben verliert.“ Was dieser Herr von den Menschen fordert, ist in der Heiligen Schrift niedergelegt. Für Ph. M. Hahn galt sie Wort für Wort, obwohl es da Probleme geben konnte. So schreibt er z. B. am 12. 12. 1776 in sein Tagebuch: „Nachts Stunde von den Trompeten (gemeint sind die Posaunen von Jericho), woran ich sehr ungern kam, weil ich sie nicht verstand.“

Wie Hahn nun, nachdem er in Tübingen studiert und verschiedene Vikariate versehen hatte, seine Berufung zum Geistlichen sah, hat er gleich zu Anfang seiner Pfarrtätigkeit in seiner „Anstands predigt“ (3), auch Probepredigt genannt, so deutlich, vielleicht gar aggressiv, dargelegt, dass er Widerspruch und Anfeindung aufweckte. Eine Anzahl Onstmettinger wollten

ihn nämlich daraufhin nicht zum Pfarrer haben und wurden bei der obersten Behörde, dem Konsistorium in Stuttgart, vorstellig, ihnen einen anderen Pfarrer zu geben. Durch diese Affäre, und deshalb erwähne ich sie, blieb die Probepredigt erhalten, denn sie musste dem Konsistorium, das dem heutigen Oberkirchenrat entspricht, zur Überprüfung vorgelegt werden und Dekan Schmidlin in Balingen eine ausführliche Stellungnahme abgeben.

Hahn hatte in seiner Probepredigt über den normal anstehenden Bibeltext vom Guten Hirten zu predigen. Er konnte nun ganz zu Anfang seiner Laufbahn darlegen, wie er seinen Beruf auffasste. „Geliebte! Ich bin zwar schon zerschiedene Mal auf dieser heilig. Stätte gestanden (Als Student und Vikar auf der Kanzel seines Vaters!) und habe euch den Rath Gottes von eurer Seligkeit vorgelegt. Jetzt ist es aber das erstemal, dass ich als ein von dem allerhöchsten Gott und hoher Obrigkeit gesetzter, geprüfter und bestätigter Pfarrer und Hirte vor euren Augen stehe. ... Geliebte! Die Ursache meiner Sendung und der Zweck meines Amtes unter

euch ist kein anderer als dieser: nämlich verlorene Sünder, verirrt Sünden herumzuholen und auf die Wege des ewigen Lebens zu führen. Als ein solcher bin ich zu euch kommen, nach meinem Willen und auch nach Gottes Willen. ... Der ist nicht allemal ein guter Hirte, der die Kirche vollschreien kann. Ein guter Prediger und ein guter Hirte zu sein ist zweierlei, jenes kann oft ohne dieses, aber dieses nie ohne jenes seyn. Und da entsteht dann die größte Gefahr für Schafe, wann sie von den in der Schule gelernten Kunstreden eines solch falschen Hirten eingenommen sind. ... Es ist nicht genug, dass man auf den hohen Schulen den Zusammenhang unseres Glaubens lerne, oder wie die gemeinen Leute zu reden pflegen: dass man von seinem Handwerk auch eine Stunde reden oder schwätzen könne. O wie teuer wird manchem Leichtsinigen dieses Schwätzen zu stehen kommen! Es ist auch nicht genug, dass man eine Kunstpredigt nach den Regeln der Vernunftlehre und der Redekunst halten könne, dass es ohne Anstoß heraus geht und den meisten gefällt. Nein. Jesus muß sich offenbaren in des Hirten Herzen. ... Lernet mich an den Früchten nach und nach erkennen und richtet nicht vor der Zeit“.

Am Ende seiner Predigt sagte er: „Machtet, dass ich mein Amt nicht mit Seufzen tun müsse, denn das ist euch nicht gut. Ich bin ein Apostel oder Engel des Friedens, zwinget mich nicht, zu weinen. Werdet alle meine Freunde und Krone und Sigill meines Apostelamtes.“ Das sind starke Worte. Und es gab nun ein Hin und Her nach Stuttgart. Wer so von sich und seinem Auftrag überzeugt ist, wird sich immer Feinde erwecken.

In dem Schreiben einiger Onstmettinger Bürger heißt es, dass Hahn in seiner letzthin gehaltenen Probedpredigt sogleich wieder seine alte Sprache geführt, andere Lehrer neben sich verachtet, als falsch erklärt, seine eigene Erleuchtung gewaltig gerühmt und noch sonst manches Anzügliche, Anstößige und Unerweisliche vorgebracht habe. Aber es setzen sich auch die Gutgesinnten, also die Stundenleute, für Hahn ein.

### Pfarrer in Onstmettingen

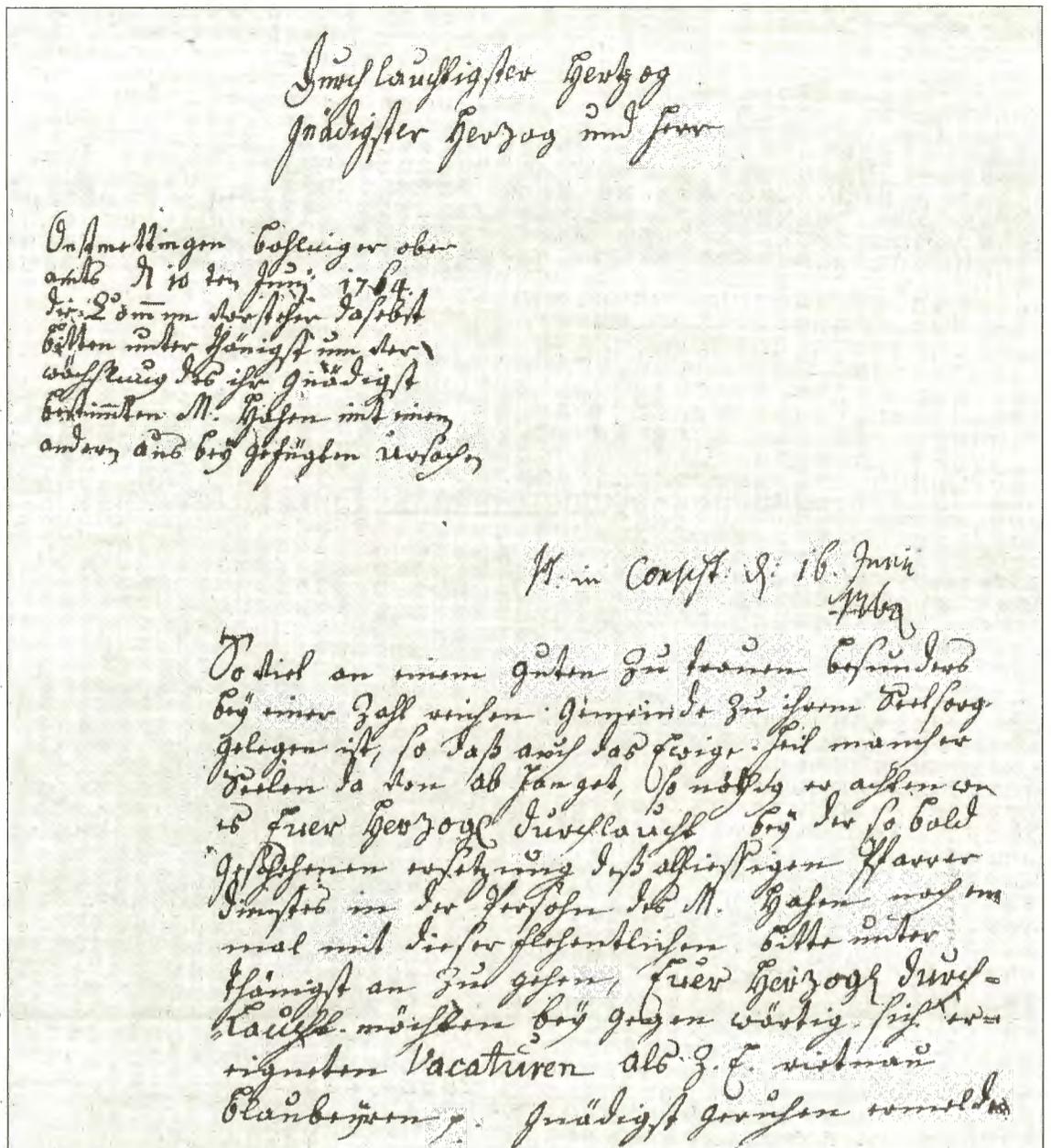
Nach weiteren Schreiben, auch von Hahn selbst und einer für Hahn günstigen Stellungnahme des Dekans, wird er Pfarrer in Onstmettingen, und das mit großem Erfolg.

Beurteilungen des Spezialen, also Dekans, in den Onstmettinger Jahren lauten: „1765: Ph. M. Hahn, 26 Jahre alt, 1 Jahr im Amt, Rein in der Lehre, ein recht geschickter, fähiger und wohl vorbereiteter Mann von beispielhaftem Wandel und ernstlicher Berufsauffassung. 1766: Ist rein in der Lehre, ein tüchtiger, seine Thesen wohl verstehender und aus innerer Erfahrung handelnder Mann. 1768: Ist ein evangelischer, reeler Prediger. Hat sehr gute Natur- und wie sich aus mancherlei Kriterien bemerken lässt, Heilungsgaben, die in seinem Vortrag zur besonderen Erweckung sind.“

Die erste Begegnung Hahns mit Pietisten geschah indessen einige Jahre früher, nämlich während des Studiums in Tübingen. Er besuchte dort eine Erbauungsstunde, und es gefiel ihm, dass die Teilnehmer „so kindlich und offenherzig von den Eindrücken, die das Wort Gottes auf sie gemacht... redeten, einander als Brüder liebten, sich durch Gesang und Herzensgebet zu weiterem Ernst erweckten.“ Als Hahn aber auch Umgang mit anderen Leuten pflegte, um aus deren Sicht die Welt kennenzulernen, nahmen ihm dies einige Brüder übel. Hahn schreibt: „Es hätte mir an der Bildung meines Charakters geschadet, wenn ich ihren Geist zu bald und zu viel in mich genommen hätte. Das einseitige, ewige Einerlei von Sünde und Gnade ist zwar für Anfänger gut, aber es gehören noch mehr Wahrheiten zum ganzen Evangelium, welche ebenso nötig, erquicklich und erweckend sind, welche erst im Ganzen die volle Überzeugung und Beruhigung des Herzens bewirken und die Bibel uns verständlich, lieb und angenehm machen.“ Hahn will also nicht einseitig, nicht eng und kleinkariert als Diener seines Herrn auftreten.

### Dienst in Kornwestheim

1770 nimmt Hahn seinen Dienst in Kornwestheim auf, ganz in der Nähe der Residenz Ludwigsburg, und wie wir aus seinen Tagebuchaufzeichnungen ersehen können, explodiert er förmlich im Eifer und Dienst für seinen Herrn, obwohl er gleichzeitig vermehrt Uhren, Waagen und Rechenmaschinen konstruiert und herstellt. Im für ihn erbauten Pfarrhaus richtet er eine



Das Schreiben Onstmettinger Bürger an den Herzog (Konsistorium) vom 10. Juni 1764.

Werkstatt ein und beschäftigt vier bis sechs Uhrmacher, unter ihnen seine Brüder und Söhne.

Neben seinem Pfarramt, das er eifrig und gewissenhaft führt, entfaltet er eine umfangreiche und weitreichende Tätigkeit als Stundenhalter im ganzen Land. Aus Hunderten von Einträgen seien ein paar herausgegriffen:

„Samstag, 15. 5. 1773: Stunde. War Herr Secretarius Neuffer, Herr Kammerrath Nonnenmacher und Jungfer Sandbergerin und Hailerin und Studiosus Hailer und viele Fremde da, dass man fast nicht Platz hatte.“

Sonntag, 8. 8. 1773: Nach dem Essen kamen gute Freunde. Wir gingen von vier bis fünf zu Herrn Klemm ins Herrn Canzlers Haus, um ihn auch zu genießen. Ich hielt Stunde über Matthäus 19. Waren bei vierzig Magister und etwa zehn bis dreizehn Fremde da, Klemm, Beck, Wulle, und Praeceptor Metzger von Backnang, Kecke, Pastor Ostdorf und Haiterbach, Amtsschreiber von Tübingen das erste Mal, Magister Weis etc.etc., fünf Repetenten Hartmann, Köstlin, Rapp, Storr, Hiemer.

Dienstag, 24. 8. 1773: Die Stube in Gröningen war sehr angefüllt bey der Stunde. Gott hat heute eine große Thür aufgetan. Sein Name sey gelobt.

Montag, 23. 5. 1774: Waren bey hundert Leute in der Stund. ... War ein gesegneter Tag.

Dienstag, 27. 12. 1774: Die Erweckte hier wachsen nun im Geist, seitdem sie auch selber zusammen kommen und beten, welches mich gestern sehr erfreut hatte, nachdem ich die Nachricht gehört und schon etliche Jahre Gedult gehabt, bis sie von ihrem rohen Wesen durch Nachahmung und Bekanntschaft der Fremden etwas herabgekommen.

Samstag, 19. 6. 1773: Schloss, heute noch zu taufen (sein eigenes Kind), um den morgenden Sonntag durch Gäste nicht zu verderben und das Reich Gottes nicht zu hindern.

Montag, 9. 8. 1773: Abends schrieb mein Tagbuch und Ausgaben und Witterung ein seit acht Tagen, als ich verreist war. ... Wenn noch Zeit übrig ist, mach ich am Calender, weil Ötinger und Messerer pressiert.“

Hahn machte auch Wettervorhersagen für das kommende Jahr.

„Ach, dachte ich heute schon, mit wie viel ohnnötigen Hindernissen bist du umgeben und hast du dich selbst verwickelt, da doch das Evangelii zu predigen, auseinanderzuwickeln und in demselben zu arbeiten eine tausendmal interessantere Sache ist! Was Rechenmaschinerie, was astronomische Maschine, das ist Dreck! Jedoch um Ruhm und Ehre zum Eingang und Ausbreitung des Evangelii zu erlangen, will ich die Last noch weiter tragen.“

Sonntag, 30. 1. 1774: Abends gedachte ich keine Stunde zu halten. Es kamen aber so viele und auch zwei Neue, dass ich dennoch eine Stunde hielte.

Samstag, 28. 12. 1776: Es war mir wohl, da ich auch wieder Brüder um mich hatte.“

Einmal schreibt er ins Tagebuch: „Jesus, wenn er ein gemeiner Bürger hier gewesen wäre, wäre nun auch in die Stund gegangen.“ Wir ersehen daraus, wie ungeheuer wichtig ihm das Stundenhalten war.

### Probleme

Es gibt aber auch Probleme. Hahn schätzt nämlich nicht die Leute, die in der Lehre so akkurat sein wollen, dass sie kein Buch leiden, das ein wenig etwas Unreines hat und die gleich das Kind mit dem Bad ausschütten. „Das sind die faulen Knechte, die keine wahre evangelische Erkenntnis vom Geheimnis Gottes und Christi haben. ... Enggebückte Herzen, die leicht unter die Verzagten kommen können.“ Er schreibt am 29. 8. 1773: „Auch im Leiblichen wird nichts aus denen Kindern, die so gar Gehorsam sind und sich so gar aus Furcht vor

Strafe oder aus Bestreben zum Wohlgefallen einschränken lassen. Freiheit erhebt den Menschen und macht ihn wirksam, verschlagen und geschäftig; und die alles so pünktlich machen wollen, dass niemand nichts auszusetzen findet, das sind Narren.

21. 12. 1773: Klink ist ein Separatist, aber gescheiter und gründlicher als viele Pietisten.

29. 4. 1774: Bekam einen Brief von Herrn Prälaten Oettinger...: Schrieb mir, dass meine Epheser-Epistel jedermann gefalle. Man müsse aber vorsichtig handeln und die alte Meinung an die neue Anbinden, um der Erträglichkeit willen.

10. 5. 1774: Habe mit dem Kienzle scharf gesprochen, weil er im Zorn, Fluchen, Schlagen seines Weibes, Trinken usw. den Leuten ein Ärgernis gibt. Er ist unter sein Weib gesprochen worden, weil solche weiser und gescheiter ist als er.

31. 5. 1774: Essich hatte gestern einen Rausch. Als ich von Ludwigsburg nach Hause ging, lag er über den Weg überzwerch hinüber, dass ich fast über ihn fiel bei der Nacht. Ich will ihm das Stundengehen untersagen, bis er sich bessere.

6. 1. 1774: Heut war just Streit unter denen alten Pietisten von Strasburg und Winnenden gegen die neuen von hier, weil letztere nicht auch so schwätzen können wie die erstere und von der anfänglichen Demütigung und Erkenntnis ihrer Sünden noch nicht viel wissen! Da wurden die Neuen von den Alten verachtet, als wenn gar nichts in ihnen wäre, und die Fehler der Neuen wurden von den Alten hoch aufgemutet. Ich musste beede einlenken und redete mit ihnen nach der Stunde bis abends.

5. 6. 1777: Heute abend Händel mit Herrn Strubel gehabt, welcher sich mit dem Epting verbunden, den Kienzle aus der Stunde zu verbannen. ... Weil er mir aufs äußerste widersprach und von jeher ein hochmütiger Antagonist von Kienzle und dem Mannert war und beehrte, der Kienzle solle ihm nachgeben, oder er bleibe aus der Stunde, so war ihm unerwartet, dass ich sagte, lieber er als der Kienzle soll aus der Stunde bleiben. Da wurde er zornig und ging, und ich sagte ihm noch unangenehme Dinge auf den Weg und drohete ihm mit Gottes Gericht, welches mich alsbald reuete, und ich ihm hernach ein Brieflein schrieb und betete. Dem Strumpfwebegesellen seine Lügen vorgehalten, dass er geweint. Ein Gärtner, 3 Stund von hier, der ein Bruder sei, ...kam, welches mir übel gefiel, am Werktag, da er arm war und doch schaffen sollte und mich hinderte. Ein Weib ist heute nicht mehr in die Stund gekommen, weil ich die Gemeinschaft der Heiligen zu viel nach Nutzen und Notwendigkeit anpreise und doch in der kleinen Gemeinde allerhand Stänkereien an diesem und jenem sich ereignen, dass die Welt nur desto mehr sich ärgert. Aber das Licht macht ja die Finsternis ärger. Wenn das Licht nicht wirkt, wirkt auch die Finsternis nicht, sondern bleibt in der Ruhe und wird nichts getan.“

In seinen letzten Lebensjahren äußerte Philipp Matthäus Hahn den Gedanken, sich mit Gleichgesinnten zusammenzuschließen, ein Gedanke, der damals öfters auftauchte und später in Kornthal und Wilhelmsdorf verwirklicht wurde, aber erst 30 Jahre später - Kornthal 1819.

Er schreibt am 28. 8. 1789: „Heute früh kamen 2 Separatisten zu mir. Wir redeten miteinander von den Gebrechen der äußeren Kirche und von einer einzurichtenden besonderen Gemeinde, und dass ein Fürst erlauben solle, dass die Separatisten in einem Ort seines Landes sich anbauen und beisammen wohnen dürften, worin sie Religionsfreiheit hätten und unter keinem Pfarrer und Konsistorio stehen dürften wie die Herrnhuter in preußischen Landen. ... O möchte es gelingen, ... eine Gemein nach erster christlicher Art zu bilden!“

**Hahn zur Ökumene**

Einmal äußert Hahn auch den Gedanken der Ökumene. Er notiert: „Wer glaubt, dass Jesus der Herr, der Erretter, Versöhner und Richter der Menschen und dass ihn Gott von den Toten auferweckt hat, ... und dass dieser der Vater Jesu sei, dass Jesus dessen Sohn und der hl. Geist, der ein Geist Gottes und Jesu ist, ... soll ein Glaubensbruder sein, er sei katholisch, reformiert oder griechisch oder Herrnhuter.“

Um anzudeuten, welche Ausstrahlung Hahns Wirken im Herzogtum Württemberg hatte, sollen nur die Orte aufgezählt werden, in denen er Stunde hielt, oder von wo die Leute zu ihm kamen. Zu nennen sind alle Orte in der Umgebung Kornwestheims, also Münchingen, Markgröningen, Fellbach, Cannstadt usw., dann Stuttgart, Ludwigsburg, Tübingen, weiter das Remstal mit Strümpfelbach (Heimat der Frau) und Schorndorf, am Neckar entlang Besigheim, Lauffen, Heilbronn, dann Esslingen, Plochingen, weiter Gaildorf, Murrhardt, in unserem Raum Balingen (Helfer Klemm, Dekan Schmidlin), dann Frommern, Dürrwangen, Zillhausen (Brückenkonrad) und natürlich Onstmettingen. Wir lesen etwa am 19. 4. 1774: „Um ein Uhr ging nach Frommern. Kam ein Pferd entgegen, welches ich aber bezahlte. Als ich auf Frommern kam, waren Ostdorfer und Winnender Männer da.“

**Oft zu Fuß unterwegs**

Hahn legte weite Strecken zu Fuß zurück. Manchmal wurde ihm ein Pferd zum Reiten für eine Strecke gegeben. Selten konnte er in einer Kutsche fahren. Von Onstmettingen erfahren wir (5. 8. 1773): „Ich kehrte bei meiner Schwester ein, gieng meine Schulden bei dem Jörgle durch und auch den Riss mit dem Schulmeister. (Rechenmaschine!) Richtete es ein, daß ich gleich abends mit den Onstmettinger Gutgesinnten reden konnte ins Paulus Haus (Paul Demuth), wohin ich alle

berufen ließ. ... Sprachen mich an, morgen zu predigen, welches ich auch tate, da der Herr Pfarrer gleich accord war, als ich mich des andern Tags anbot.“

Und wer kam in seine Stunden oder besuchte ihn in religiösen Angelegenheiten? Zuerst natürlich Kornwestheimer Einwohner. Von Beruf sind sie Weber, Sattler, Seifensieder, Weingärtner, Buchdrucker. Hausfrauen, Hebammen, Knechte, Mägde. Dann aber werden auch genannt: Amtmänner, Amtsverweser, Amtschreiber, Vögte, Pfarrer, Magister, Archivare, ein Chirurg, Alchimisten, Kauffleute, Herrenhuter Brüder, Separatisten, Kammerherren, Gutsverwalter, Geheimräte, an Offizieren die Dienstgrade Hauptmann, Rittmeister, Oberst, ferner Stiftsprediger von Oberstenfeld, Oberhofprediger und Prälat von Adelberg, Theologieprofessor Flatt aus Tübingen, Repetenten vom Stift in Tübingen, der General und Kommandant von Stuttgart Namens Georgii, dessen Frau häufig seine Stunden besuchte. Und nebenher lief die Konstruktionsarbeit!

**Besondere Besucher**

An besonderen Besuchern, nun hauptsächlich auch wegen seiner astronomischen Uhren und der Rechenmaschine, sind zu nennen: der Markgraf von Baden, der Herzog von Kurland, Erzherzog Leopold von Österreich, der Kaplan des französischen Gesandten, Hofmarschall und Geheimrat Sternenfels, Regierungsrat und späterer Minister von Seckendorf, dann Goethe und sein Herzog von Weimar, dann der deutsche Kaiser Josef II. Nicht zuletzt ist auch die Bekanntschaft mit Herzog Karl Eugen und seiner Frau, der Gräfin Franziska von Hohenheim von Bedeutung. Wir erfahren aus dem Tagebuch:

„8. 4. 1777: Morgens dem Kayser in Gegenwart Serenissimi und des Fürsten von Hechingen und Graf Colloredo etc und hernach auch seiner Suite die astronomische Uhr und Rechenmaschine erklärt. Mittags die Brüder besucht und nach Haus.“

Oder, und das ist interessant, am 10. 12. 1775: „Ich hatte eine Lust, am Sonntag in die Academie zu gehen (Hohe Karlsschule!) und zu sehen, was weiter vorgienge und zu erwarten, ob mich Serenissimi (der Herzog Karl Eugen!) an die Tafel ziehe, theils aus Ehrengeduld, theils aus Gründen des Reichs Gottes, um noch mehr durch seine Gunst und Vorzug vor der geistlichen Obrigkeit gesichert zu seyn“.

Gesichert zu sein. Hahn spürte und wusste, dass seine umfangreiche Tätigkeit als Stundenhalter, als Pietist, und die große Wirkung, die er erzielte, sorgfältig und auch misstrauisch beobachtet wurde. Dazu kam noch ein Anderes, noch Schwerwiegenderes: Hahn wollte nicht nur auf die Menschen wirken, die er persönlich und mit seinem gesprochenen Wort erreichen konnte, sondern den Wirkungsradius so weit wie möglich erweitern mit Druckschriften und Büchern.

**Predigten im Druck**

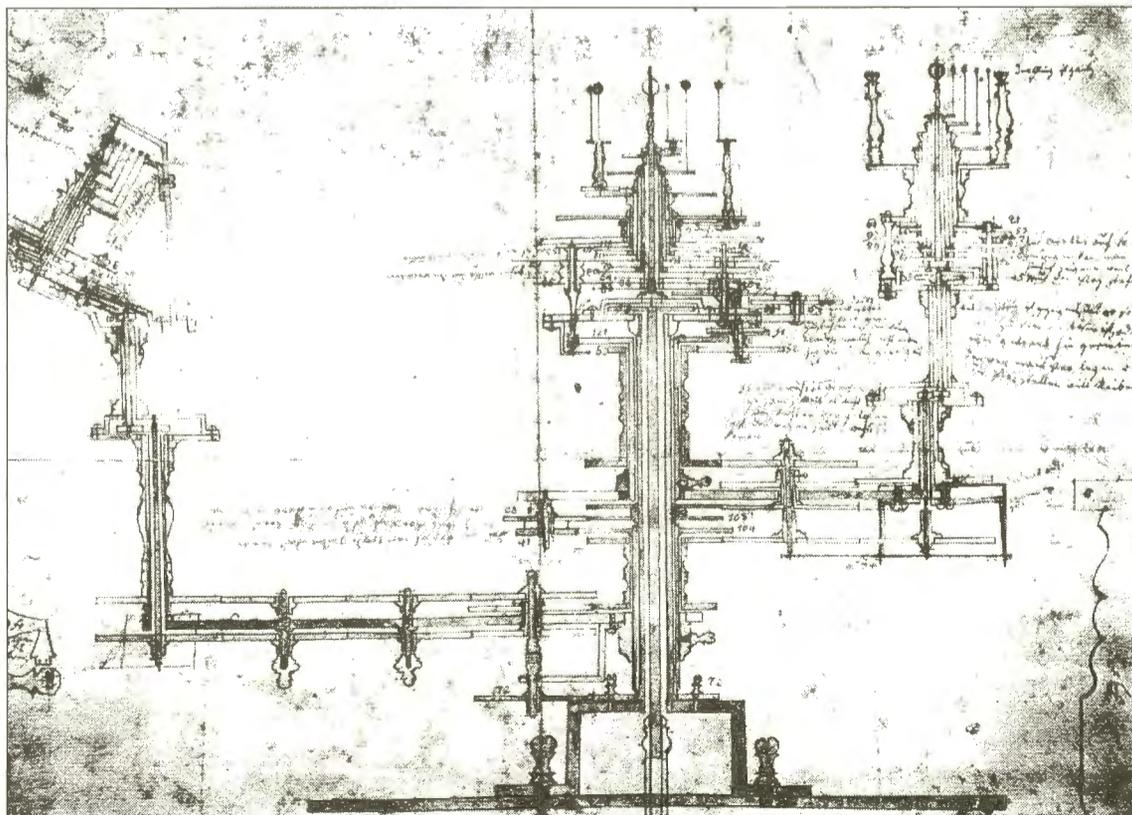
Hahn konnte schreiben. Zunächst ließ er auf eigene Kosten viele seiner Predigten drucken und sorgte dafür, dass sie im Land verteilt wurden. Zeitweise machte er Tag um Tag eine Predigt zum Druck fertig. Wir erfahren: „19. 12. 1773: Bogen korrigiert bis nachts um 7 Uhr (Morgens um 7 Uhr!).“

23. 6. 1775: Correctur von Esslingen noch bekommen. Solche nachts noch ausgefertigt und die restierende zehnte Passionspredigt vollends geschrieben bis ein Uhr. Fertig worden.

30. 3. 1775: Nachts schrieb Predigt nach dem Christtag. Muste sie neu machen. Zwölf Uhr ins Bett. Kamen mir wieder neue Zweifel wegen dem Manuskript. 1. Haben wir nur sechs Ballen Papier, das langt zu 2000 Auflage nicht. ...O Jammer, das ich den rechten Weg nicht gleich triff und so sehr wegen dieser Sache in Unruhe seyn mus!

3. 11. 1776: Gott erfreute mir mein Herz durch eine Nachricht aus Zürich, dass ein Freund von Lavater ein Blättlein von meiner Predigten auf dem Heimlichen (der Toilette!, der Verf.) gefunden, solches ihm einen Eindruck gegeben, Lavater gebracht, der gesagt, das Blättlein sey mehr wert als seine ganze Bibliothek. Darauf Bantzhaf gesagt, es sey von mir, sein Predigtbuch hergehohlt, da denn Lavater zwölf Stück und etliche Epheserbüchlein bestellen ließ.

Diese Predigten, zunächst einzeln verkauft, wurden dann zu einem Predigtbuch zusammengefasst, das bis in unsere Tage herein über 11 Auflagen erlebt hat.



Werkzeichnung von Ph. M. Hahn zur großen astronomischen Weltmaschine.

QUELLE: LANDESBIBLIOTHEK STUTTGART

(Fortsetzung folgt)

# Besuch auf Bundesfestung Ulm

Heimatkundliche Vereinigung auf Exkursion – Von Hans Kratt

Nach den Wirren der Napoleonischen Kriege, die mit der Niederlage Napoleons am 18. Juni 1815 bei Waterloo ihr Ende fanden, wurde während des Wiener Kongresses im gleichen Jahr unter österreichischem Vorsitz der Deutsche Bund gegründet. Dieser Deutsche Bund war ein Bündnis souveräner deutscher Staaten, zu denen auch das junge Königreich Württemberg gehörte. Dieser Staatenbund sah es als seine Hauptaufgabe an, die beteiligten unabhängigen Länder nach innen, aber auch nach außen zu sichern. Dazu gehörten u. a. auch militärische Einrichtungen gegen Einfälle ausländischer Mächte.

Die Gefahren sah man, aus geschichtlicher Erfahrung, eher im Westen. Frankreich war mit seinen Heeren seit dem 17. Jahrhundert immer wieder in Deutschland eingefallen. Napoleon war unvergessen. An der westlichen Grenze errichtete daher der Deutsche Bund die Festungen Luxemburg, Landau, Mainz und Rastatt.

Eine Bundesfestung, die Ulm und das gegenüberliegende bayerische Neu-Ulm umschloss, sollte gegen Einfälle französischer Truppen über die neutrale Schweiz und den Hochrhein schützen und den Marsch donauabwärts Richtung Wien verhindern. Die Bundesfestung Ulm hatte deshalb eine Besatzung, bestehend aus Württembergern, Bayern und Österreichern. Nach langer Vorplanung ist sie von 1842–1859 erbaut worden.

Die Finanzierung des Baues wurde vom Deutschen Bund aus Mitteln der französischen Kriegsschädigungen bestritten. Die Ulmer Festung war eine der größten Europas. 8000 bis 10 000 Arbeiter waren während der Bauzeit beschäftigt. Zeitgleich mit der Fertigstellung im Jahr 1859 fiel die Tatsache zusammen, dass sie wehrtechnisch bereits überholt war. Die Erfindung von Geschützen mit gezogenem Rohr ermöglichte dem Angreifer dreifache Schussweiten und eine bessere Zielgenauigkeit. Es mussten Ergänzungsbauten geschaffen werden, so genannte Forts, die die Angreifer bereits vor der Hauptumwallung aufhalten sollten. 1871, nach der Gründung des Deutschen Reiches, wurde die Bundesfestung Ulm zur Reichsfestung. Sie wurde laufend modernisiert und musste zum Glück nie ihre militärische Bewährungsprobe antreten. Der Waffentechnik des Zweiten Weltkriegs hätte sie nicht standhalten können, wenn man versucht hätte, sie zur Verteidigung einzusetzen.

Geblieben sind gigantische Anlagen, teils überwuchert, jedoch in weiten Teilen erhalten, wenngleich durch Straßen- und Siedlungsbau etwas gemindert. Zu einem geringen Teil von der Bundeswehr noch genutzt. Herzstück ist die gewaltige Wilhelmsburg, ein mehrgeschossiger Kasemattenbau in den Abmessungen 193 x 125 Meter, als Defensivkaserne errichtet. In drei umlaufenden Geschossen standen 384 Schieß-, Wohn- und Kellerkasematten zur Verfügung. Über eine Spindelrampe konnten die Geschütze in Stellung gebracht werden. Dieser Bau stand nach dem Zweiten Weltkrieg lange ohne Bedachung. Wegen Durchfeuchtung des Mauerwerks räumte ihn die Bundeswehr, nachdem sie den Bau als Mannschaftskaserne nach ihrer Gründung zunächst in Beschlag genommen hatte.

Die Vorstellung, dass in diesen unwirtlichen Gewölben noch vor einigen Jahrzehnten Wehrpflichtige kampieren mussten, hinterließ bei den Exkursionsteilnehmern einen zwiespältigen Eindruck. Der Vorsitzende des Förderkreises Bundesfestung Ulm e. V., Matthias Burger, erläuterte in einer hervorragenden Führung die kultur- und militärgeschichtliche Bedeutung der Anlage, heute ein Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung. Sie ist inzwischen in das Eigentum der Stadt Ulm übergegangen. Eine Nutzungsmöglichkeit besteht zur Zeit nicht. Trotzdem ist man in Ulm sehr am Erhalt der baulichen Anlagen der ehemaligen Bundesfestung interessiert, nicht nur der Wilhelmsburg als dem bedeutendsten Teil, sondern auch an den vielen Forts, Mauern und Toren, die an anderen Stellen des Stadtgebiets zu finden sind. Dem sehr aktiven Förderverein, der bei Reparatur- und Renovierungsarbeiten selbst Hand anlegt, ist dies ein besonderes Anliegen.

Bei Ulm denkt man natürlich an das Münster mit dem höchsten Kirchturm der Welt und an die Ulmer Altstadt, aber auch an spektakuläre moderne Bauten, die dort hineingebaut wurden, das Stadthaus auf dem Münsterplatz und die erst kürzlich eingeweihte Stadtbibliothek mit gläsernem Pyramidendach. Hier führte ein profunder Kenner der Stadt, Herr Professor Hauffe, der frühere Leiter des Staatlichen Hochbauamtes Ulm. Er zeigte manche Winkel auf, in die man als Auswärtiger nicht hinfinden würde. Ulm als ehemalige Freie Reichsstadt, die erst 1810 zu Württemberg kam, ist eine besuchenswerte Stadt.

## Myterienspiel in Neuf-Breisach

Am Samstag, 26. Juni, wird die Exkursionsgruppe der Heimatkundlichen Vereinigung exklusiv empfangen vom Bildhauer und Künstler Helmut Lutz, Breisach. Sein Thema in WORT, KLANG, BEWEGUNG, SINN und GESTALTUNG ist der WEG: Der Weg führt zum Schöpfungsziel, ist Schöpfungsziel. In diesem Jahr finden seine Myterienspiele statt am 26. und 27. Juni, im großräumigen, theatrenmäßigen Festungsatelier in Neu-Breisach im Elsass. Bei diesem weltweit anerkannten und gefeierten Künstler Helmut Lutz wirken dementsprechend auch adäquate Persönlichkeiten von Weltklasse im musikalisch-schauspielerischen Dialog mit. Diese Exklusiv-Aufführung verspricht Faszination, Besinnung und Beifall, der sicher auch dem anschließenden Elsässer Flammkuchen-Wein-Buffet zuteil werden wird. Der Exkursionstag wird abgerundet durch einen Besuch des STERNENWEGES auf der französischen Rheininsel und des mons-brisiacus der Römer, der Zähringerburg und der Reichsburg mit dem bald tausendjährigen Münster St. Stephan zu Breisach. Tagesabschluss ist der packend vom Bildhauer Helmut Lutz geschaffene KREUZWEG SCHLUCHSEE. Um möglichst rechtzeitige Anmeldung wird gebeten, wobei Gäste wie immer willkommen sind. Organisation und Leitung hat Professor Roller. Abfahrt der Exkursionsmitglieder ist mit dem Bus am Busbahnhof Ebingen um 7.00 Uhr und in Balingen an der Stadthalle um 7.30 Uhr. Rückkehr gegen 19 Uhr. Anmeldungen nehmen Ruth Hübner, Telefon (0 74 27) 910 95 oder Wolfgang Willig, Telefon (0 74 33) 150 97 entgegen.

## Gespräch im Atelier Schloss

Am Samstag, 5. Juni, wird die Exkursionsgruppe der Heimatkundlichen Vereinigung exklusiv empfangen zum Gespräch im Atelier Schloss Waldenburg vom weltweit tätigen Künstler-Ehepaar Professor Hans Gottfried von Stockhausen und Ada Isensee. Den Ausklang des Tages bilden die von Stockhausen geschaffenen Chörfenster der ehrwürdigen Stiftskirche Beutelsbach. Mühsam ist in Weinsberg mit Burg Weibertreu, Stauferkirche und Justiz-Kerner-Haus. Organisation und Leitung hat Professor Christoph Roller. Anmeldungen nimmt Ruth Hübner, Telefon (0 74 27) 910 95, Fax (0 74 27) 910 98 oder Wolfgang Willig, Telefon (0 74 33) 150 97, Bus-Abfahrt ist in Ebingen am Busbahnhof um 7 Uhr, Stadthalle Balingen um 7.30 Uhr. Rückkehr gegen 19 Uhr. Zusieg bei Stuttgart wäre möglich. Gäste sind willkommen.

## Verschlossene Räume im Schloss

Am Samstag, 19. Juni, veranstaltet die Heimatkundliche Vereinigung eine Führung in die verschlossenen Räume des Schloss Sigmaringen. Die Abfahrt mit dem Zug zu dieser sicherlich hochinteressanten Exkursion ist in Balingen um 12.11 Uhr und in Ebingen um 12.36 Uhr. Die Führung hat Frau Pomsel.

## Literatur vom Neckar bis zum Bodensee

Vom Donnerstag, 10. Juni, bis zum Sonntag, 29. August, findet in der Balingen Zehntscheuer die Ausstellung „Schwabenspiegel – Literatur vom Neckar bis zum Bodensee“ statt. In dieser Ausstellung soll das literarische Antlitz einer Region über acht Jahrhunderte hinweg, von 1000 bis 1800, gespiegelt werden. Sie wurde in Auftrag gegeben und finanziell gefördert von den Oberschwäbischen Elektrizitätswerken (OEW). Erarbeitet und konzipiert wurde die Ausstellung in einem Forschungsprojekt der Universität Konstanz. Am Mittwoch, 9. Juni, wird die Ausstellung um 20 Uhr eröffnet. Dabei führen die Ausstellungsmacher Monika Küble und Prof. Dr. Ulrich Gaiert in das Konzept ein. Musikalisch gestaltet wird die Veranstaltung von Josef Vinskins aus Albstadt mit Minneliedern. Weitere Infos beim Stadtarchiv Balingen Telefon (0 74 33) 99 78 90 oder beim Kreisarchiv Zollernalbkreis, Telefon (0 74 33) 92 11 45.

## DAS AKTUELLE BUCH

# Caracalla und Kohorten

Sie fühlten sich als die Herren des ganzen Weltkreises. Über 40 Provinzen besaßen sie. Nur Deutschland blieb für die Römer weithin Terra incognita, unbekanntes Gebiet. Lediglich ein schmaler Streifen zwischen Alpen und Neckar unterstand der antiken Großmacht. Ihn sicherten die Römer 200 Jahre lang mit einem Schutzwall, dem Limes, gegen die Barbaren im Norden.

Wie die Römer vor fast 2000 Jahren in Südwestdeutschland gelebt haben, erzählt Johannes Lehmann in diesem Buch. Er nimmt den Leser mit auf eine Reise quer durch Baden-Württemberg und führt ihn zu Städten und Stätten, an denen sich einst Römer niedergelassen hatten. Er versteht es, zu den Fundorten Unbekanntes, Überraschendes und Kurioses tief und kurzweilig zu erzählen. Entstanden ist ein unterhaltsamer Reiseführer, ein kleines Nachschlagewerk, aber auch ein Buch, das man wie einen Roman lesen kann.

Johannes Lehmann war jahrzehntelang Rundfunkredakteur und ist Sachbuchautor. Zuletzt hat er die Bücher „Barbarossa und Co. – Reise zu den Stauern in Südwestdeutschland“ sowie die ungewöhnliche Dichterbiographie „Unser armer Schiller“ veröffentlicht.

### INFO

Johannes Lehmann: Caracalla & Kohorten. Reise zu den Römern in Südwestdeutschland. 180 Seiten, 129 Abbildungen und 5 Karten, fester Einband, € 16,90. ISBN 3-87407-578-8. Erschienen im Silberburg-Verlag.

### Verfasser der Beiträge dieser Ausgabe:

**Alfred Munz**

Matthias-Grünwald-Straße 35, 72461 Albstadt-Onstmettingen

**Hans Kratt**

Beethovenstraße 5/7, 72336 Balingen-Dürrwangen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

#### Vorsitzender:

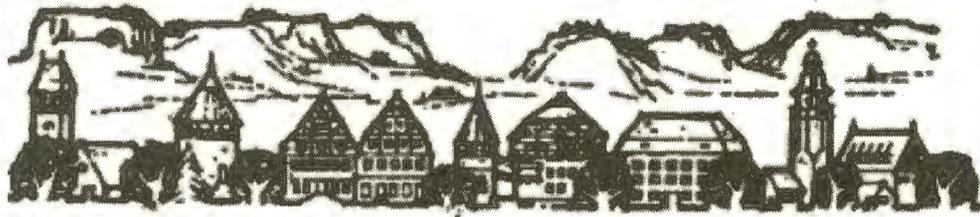
Christoph Roller, Am Heuberg 14, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

#### Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94

#### Redaktion:

Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



## Geistige Pracht im Zeitenwandel

Die Lyrik von Eduard Mörike – Von Helmut Hauser

Geboren wurde Mörike am 8. September 1804 in Ludwigsburg als siebtes von dreizehn Kindern. Bürgerliches Ansehen und ordentlicher Wohlstand waren der Familie beschieden. In dem Kinde erwuchs die Liebe zu der Natur, ihrer Heiterkeit, ihrem Stimmungsreichtum, ihrer Ursprünglichkeit. Sein Leben war jedoch hineingestellt in die Zeit des Umbruchs – zwischen letztem feudalen Abglanz und fauchenden Dampfmaschinen der neu entstandenen Fabriken. Eisenbahnen und politische Neugestaltung Europas veränderten das Leben der Menschen. Aber Mörike ließ sich in diesen Sog nicht hineinziehen, er zog sich auf sich zurück, horchte in sich hinein und fasste Natur und Mensch in eine schlichte, gestaltete Sprache.

Mörike war reichlich missverstanden, wollte man in ihm nur den gemütlichen Pfarrherrn sehen, der dann und wann wundervolle Verse schrieb. Hinter diesem scheinbar idyllischen Sein stand ein Mensch mit einem schweren Schicksal, Erfüllung im Berufsleben als evangelischer Pfarrer und Glück und Liebe mit Frauen waren ihm großenteils verwehrt. Gesundheitliche Erschwernisse taten ihr übriges. Er hatte die Spannungen von Kunst und Leben, von Beruf und Berufung, den Wechsel von behaglichem Glück und innerer Not aufzufangen und auszugleichen versucht. Beim Durchblick seiner Dichtung wird dies offenbar. Die Begegnung mit Maria Meyer, der Peregrina seiner Dichtung, verdeutlicht das. Verdeutlicht aber auch, wie Mörike in seiner Ergriffenheit in die Dichtung jene Mischung von Seligkeit und Angst, von Bezauberung und Todesgrauen, von Mitleid und Abwehr einfließt und verwebt.

Aus der Mühe des Tages rettete er sich in das zeitlose Reich der Kunst. Maß und Harmonie waren seine Leitsterne. Über dem behaglichen Ton und der abgeklärten Weisheit einzelner Gedichte darf man jedoch die starken Spannungen in Mörikes Innerem nicht übersehen. Wer jene Gedichte anschaut, in sie hineinschaut und durch sie schaut, erfährt jenes Spannungsgefüge von kräftig sinnlichem Empfinden und zartem Traumweben, von überströmender Empfindung und naiver Zurückhaltung, von leuchtender Klarsicht und dämmernden Versinken im Unergründlichen. Er hat auch den innigen Volksliedton, nicht äußerlich nachahmend, sondern schöpferisch erneuernd. In seinen Balladen („Die traurige Krönung“, „Der Feuerreiter“, „Die Geister vom Mummelsee“, „Schön Rohtraut“) verbindet sich das geheimnisvolle Weben der Natur und die Dämonie menschlichen Schicksals.

Auch Mörikes Prosa ist Ausdruck hoher Sprachgestaltung, das musikalische Bewegung und Formkraft vereint. Hier sei seines tragisch endenden Künstlerromans „Maler Nolten“ (1832) gedacht. Im Märchen vom „Stuttgarter Hutzelmännchen“ (1853) leuchten Heiterkeit, Biederkeit und Verträumtheit seiner schwäbischen Heimat auf, die er selten verließ. Die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ (1856) ist sein Meisterwerk, diese dürfte einer der Glanzpunkte deutscher Erzählkunst sein. Die Heiterkeit und Schwermut, die Lebensglut und wehmütige Todesahnung Mozarts konnte nur ein Dichter so unmittelbar wiedergeben, der in seinem Inneren Wesensverwandtschaft aufweisen kann.

Mörike hatte viele Freunde unter Dichtern, Gönnern und Verehrern. Ihm wurden hohe Ehrungen zuteil, Auszeichnungen verliehen und ruhelos blieb eine gewisse Ängstlichkeit in seinem Leben, das er ruhelos und zurückgezogen führte. Die Fülle seiner Pfarrorte und die zahlreichen Wohnungen in Stuttgart belegen

### 50 Jahre Heimatkundliche Vereinigung

Man will es kaum glauben, aber es ist so. Die Heimatkundliche Vereinigung feiert in diesem Jahr einen runden Geburtstag. Seit nunmehr 50 Jahren kümmern sich deren engagierten und rührigen Mitglieder um die Aufarbeitung der lokalen und regionalen Geschichte und um die Verankerung des Landkreises in der Geschichte. Im Jahre 1954 wurde die Heimatkundliche Vereinigung gegründet.

Am Freitag, 9. Juli, feiert die Vereinigung ihr 50-jähriges Bestehen mit einem ansprechenden Festakt, der um 18 Uhr im Sitzungssaal des Landratsamtes Zollernalb in Balingen stattfindet. Nach der Begrüßung der Gäste durch den Vorsitzenden Professor Christoph Roller und nach Begrüßungsworten von Landrat Willi Fischer wird Professor Dr. Franz Quarthal vom Historischen Institut der Universität Stuttgart seinen Festvortrag zum Thema: „Warum sind wir Schwaben? – Die Rolle der Lokal- und Regionalgeschichte in der globalisierten Umwelt“ halten. Weiter gibt es einen Rückblick über 50 Jahre Heimatgeschichtliche Vereinigung und Ehrungen. Für die musikalische Gestaltung des Festakts sorgt Petra Kruse an der Harle.

dies. Das Missverstandenwerden ist Mörikes Schicksal. Mancher Leser lässt sich vom Atmosphärischen dieser Dichtung ansprechen. Doch die einladende Stimme Mörikes ist leise, und das muss zu Missverständnissen führen. Seine Gedichte gelten im Unterschied zu denen Hölderlins als leicht verständlich. Sie würden also das ins Eigene auslegende Lesen nur wenig fördern und fordern. Doch Mörikes Dichtung öffnet sich nur den Wartenden. Sie fordert ein meditatives Lesen, das einen Eindruck lange nachwirken lässt. Mörikes Dichtung ist das Zeugnis einer späten Kulturstufe und sie ist auch von ihrer frühesten Stufe an ein Spätwerk. Und Spätwerke erreichen immer nur einen kleinen Kreis. Professor Dr. Ulrich Hötzer hat dies in seinem Buch „Mörikes heimliche Modernität“ über die Zeit hinausweisend dargelegt.

Ein näherer Zugang zu drei Mörike-Gedichten möge dies erhellen. Im Gedicht „Das verlassene Mägdlein“, ein Rollengedicht, wird das Geschick des Mädchens als allgemeines, zeitloses dargestellt. Die Naivität, die der Volkston den Worten des Mädchens verleiht, soll den Morolog spontan erscheinen lassen und seine Wahrheit verbürgen. Der bittere Schmerz über den treulosen Knaben wird gegenwärtig, das Leid der Verlassenheit findet seine tiefere Deutung. Ein fein geschaffener Formsinn paart sich mit strenger Einsinnigkeit. Ein typisches Beispiel bei Mörike für die Verbindung romanischer Formkunst und deutscher Seelensprache!

„Peregrina“ ist eine dichterische Gestalt und ein dichterischer Name. Eine Begegnung mit dem Wesen und Schicksal der Liebe, ihrer Seligkeit und ihrer Schuld. Das Gedicht schließt unerbittlich: Peregrina bleibt nicht bei ihm! Ihre Weise im ganzen Zyklus ist das Schweigen, eine hohe, stille Verhaltenheit. Über

dieser tragischen Gestalt bleibt ein versöhnender, wehmütiger Glanz.

Mörikes Mozart-Novelle mündet in ein fingiertes böhmisches Volkslied, dem Gedicht „Denk' es, o Seele“. Dem Gedicht fehlt der Reim, ein charakteristischer Zug von Mörikes Spätstil, auch ohne Rhythmus, also der Prosa recht nahe. Die Gesetze seiner Form sind schwer erfassbar, nur in der Grundstimmung der Verse ist Einheit angezeigt. Und im Wechsel von Gegenwärtigem ins Künftige, von betonter Unbestimmtheit zur völligen Bestimmtheit des Todes. Mahnung und Reflexion werden zur Einheit. Zahlreiche Vertonungen bedeutender Komponisten haben Mörikes Wertsprache in angemessene Tonsprache gesetzt, es seien nur Hugo Wolf und Hugo Distler erwähnt.

Nirgends finden wir bei Mörike die Haltung des In-sich-Ruhens, weil sein Bewusstsein in jedem Augenblick mit Vergangenheit und Zukunft verflochten ist. Goethes Kunst ist getragen von der Einsicht in die Urphänomene der Natur und der Kunst, sie lebt von der Schau zeitloser Gesetze. Mörikes Spätwerk ruht auf dem Bewusstsein, dass alles vergehen wird, auch was als schöne Gestalt in Erscheinung tritt. Hohe Dichtung bedarf des auslegenden Wortes, aber auch das Erahnen ermöglicht nahe Spurensuche. Und da Gedichte nicht nur gelesen, nicht nur vorgetragen und rezitiert, sondern auch immer wieder gesungen werden sollen, sind wir an der Türöffnung zu Mörikes Werk beteiligt, beteiligt an der „geistigen Frucht im Zeitenwechsel“ seiner Dichtung, zukunfts offen. Auch wenn er am 6. Juni 1875 auf dem Stuttgarter Pragfriedhof seine letzte Ruhestätte fand.

### LITERATUR

1. Rudolf Krauß „Schwäbische Literaturgeschichte“ in 2 Bänden bei J. E. B. Mohr, Tübingen 1897 – 1899 erschienen.
2. Hg. Otto Gütter „Hausbuch schwäbischer Erzähler“, Schwäb. Schillerverein Stuttgart und Marbach 1911.
3. Hg. Rupert Hirschenauer und Albrecht Weber „Wege zum Gedicht“, Verlag Schnell u. Steiner München und Zürich 1956.
4. W. Grabert und A. Mulot „Geschichte der deutschen Literatur“, Bayerischer Schulbuch-Verlag München 1965.
5. Hg. Rupert Hirschenauer und Albrecht Weber „Wege zum Gedicht“, Band II „Wege zur Ballade“ Schnell u. Steiner, München und Zürich 1963.
6. Hg. Karl Haus und Franz Möckl „Chorbuch für gleiche Stimmen“, BSV München 1974.
7. Thomas Scheufflen, Eva Dambacher, Hildegard Dieke „Land der Dichtung – Dichters Lande“, Verlag Konrad Theiss Stuttgart 1981.
8. Werner Waldmann „Schwaben ... Land der Dichter“, DRW Verlag Stuttgart 1986.
9. Annemarie und Wolfgang van Rinsum „Interpretation Lyrik“, BSV München 1986.
10. Walter Jens „Statt einer Literaturgeschichte“, Neske Verlag Pfullingen 1978.
11. Gunter Haug „Droben stehet die Kapelle“, K. Theiss Verlag Stuttgart 1988.
12. Georg Holzwarth „Bei einem Wirte wundermild“, DVA Stuttgart 1990.
13. Ulrich Hötzer „Mörikes heimliche Modernität“, hg. von Eva Bannmüller, M. Niemeyer Verlag Tübingen 1998.
14. Reinhold Stein „Heilig Vaterland“, DSZ Verlag München 2003.
15. Beate Pinkerneil „Das große deutsche Balladenbuch“, Athenäum Verlag Königstein/Taunus 1978.

# Rosenfeld – Stätte des Jammers und Entsetzens

## Von Manfred Seeger – Teil 1

Das heute zu erzählende Ereignis liegt 131 Jahre zurück und wenn ich beginne, werden Sie sagen, das kennen wir doch schon alles. Aber es wird ihnen wie mir ergehen: je länger man sich mit der Sache beschäftigt, umso mehr merkt man, dass man eigentlich wenig wusste.

Der 31. Juli 1873 war einer der traurigsten Tage in Rosenfelds 750-jähriger Geschichte. Der „Schwäbische Merkur“ schreibt dazu: „Unsere Stadt ist heute wieder eine Stätte des Jammers und Entsetzens geworden, nicht durch Feuer oder Hagel, sondern durch den Tod. Es war uns auf heute die Besetzung der Burg Hohenzollern, 112 Mann stark, die zu Manövern nach Freiburg marschierten, ins Quartier angesagt zu deren freundlichen Empfang Alles bereit war, der aber ein trauriger werden sollte. Denn eine Viertelstunde von hier und noch in der Stadt wurden diese von der drückenden Hitze niedergeworfen. Einige erholten sich wieder, aber acht erlagen und wurden unter Beteiligung der Geistlichen beider Konfessionen und vieler Teilnehmender hier in Rosenfeld beerdigt, während andere fünf sich auf dem Wege der Besserung befinden.“

Wie kam es nun zu dieser Katastrophe?

Ich möchte hier die Ausgabe des „Seehasen“ von Ostern 1965 hinzuziehen, obwohl der Verfasser in einem Schreiben vom 26. September 1953 an Bürgermeister Engelfried von dieser nun im „Seehasen“ aufgeführten Schilderung damals eine etwas abweichende Darstellung machte. Der „Seehase“ ist das Nachrichtenblatt der Kameradschaft ehemaliger 114er und 14er, also des Regiments, das in Rosenfeld acht seiner Kameraden verloren hat.

Auf dem Zollern lag damals die 7. Kompanie des Badischen Infanterie-Regimentes Nr. 114 in Garnison. Sie erhielt den Befehl, zu den Herbstmanövern nach Baden abzurücken und marschierte unter Zurücklassung einer Wache am 31. Juli um 6 Uhr in Stärke von 112 Mann vom Zollern ab. Der Kompanieführer Premierleutnant Müller hatte am Vortag des Abmarsches Bettruhe um 20 Uhr angeordnet.

Kurz nach 3 Uhr mussten die Mannschaften aufstehen, um die Kasernen-Utensilien abzugeben. Auf der Burg war es windig und kühl. Es war nicht vorzusehen, dass die Temperatur an diesem Tag von 8 Grad auf über 30 Grad steigen würde. Einschließlich der Ruhepausen dauerte der Marsch sechs Stunden.

Bis zum Eingang des engen Tales, das sich bei Rosenfeld öffnet, machte sich keine ungewöhnliche Hitze bemerkbar. Der Kompanieführer marschierte zu Fuß mit (damals 34 Jahre alt). Die anderen Offiziere der Kompanie, Premierleutnant Sachs und Sekondeleutnant von Leuchtenring, nahmen auf langen Strecken ermüdeten Soldaten die Gewehre ab und trugen sie selbst. Bei dem großen Halt (zwischen Ostdorf und Geislingen) erhielt jeder Mann einen Viertelliter gutes Hechinger Bier, das der Kompanie vor dem Abmarsch geschenkt worden war. Den Mannschaften war das Mitnehmen von Schnaps verboten. Sie hatten Kaffee und leichten Landwein bei sich. Erst gegen Mittag wurde die Hitze empfindlich. Kurz nacheinander wurden zwei (weitere) Ruhepausen eingelegt, auf dem Weitermarsch erkrankte ein Musketier. Man lud ihn auf den Gepäckwagen, schützte ihn durch Mäntel gegen die Sonne und benetzte seinen Kopf mit Wasser. Kurz vor Rosenfeld verschlechterte sich sein Befinden. Er wurde vom Wagen heruntergenommen und unter Aufsicht eines Lazarettgehilfen (Sanitäter, die Kompanie hatte keinen Arzt bei sich) unter einen Baum gelegt, wo er nach wenigen Minuten starb. Dies war der Musketier Xaver Lenz. Ein weiterer Soldat fing an zu taumeln. Premierleutnant Müller ließ ihn zu einem Baum führen und wies zwei Mann an, bei ihm zu bleiben. Nach wenigen Minuten war auch dieser Soldat tot.

Diese Schilderung deckt sich nicht exakt mit den Eintragungen im Rosenfelder Sterbebuch von Pfarrer Föhr. Dort ist eingetragen: Xaver Lenz, geb. am 24. November 1852 in Haigerloch, starb mittags um 11 Uhr auf der Straße am Anfang des Binsdorfer Waldes. Während der Zweite, Julius Pfaff, geb. am 3. April 1851 in Waldau – OA Neustadt, um 12 Uhr, also eine Stunde später, auf der neuen Straße, somit unmittelbar vor Rosenfeld starb.

Der „Seehase“ schreibt nun weiter, kurz vor der Stadt sanken fortwährend Soldaten nieder. Sie wurden nach Rosenfeld gefahren und dort in ärztliche Betreuung gegeben. Einwohner der Stadt waren entgegengereilt, um Hilfe zu leisten. Bis zum Abend starben noch weitere

sechs Musketiere. Rosenfeld wurde zur Stätte des Jammers und Entsetzens.

Die Eintragungen im Rosenfelder Sterbebuch möchte ich jetzt wieder ergänzend einfügen: Julius Höfler, geb. am 6. Juni 1851 in Lenzkirch (beim Schluchsee), starb um 1 Uhr mittags im Hause von Weber Scheffenacker, als Nächster starb um 2 Uhr Joseph Egenhofer, geb. am 16. Februar 1851 in Allensbach – OA Konstanz, im Hause von Bäcker Schmid. Schon eine halbe Stunde später starb Theodor Imhof, geb. am 4. November 1852 in Elzach – OA Waldkirch, im Schulhaus (heute Stadtbücherei). Wieder eine halbe Stunde später starb um 3 Uhr auf dem Rathaus August Morath, geb. am 1. Juli 1852 in Häusern bei St. Blasien. Zur gleichen Zeit starb auf der Post Ivo Kus, geb. am 18. Februar 1850 in Furtwangen. Als Letzter starb abends um 9 Uhr Karl Weideler, geb. am 28. Oktober 1851 in Liggeringen OA – Radolfzell, gleichfalls auf dem Rathaus.

Xaver Lenz, Julius Höfler und Karl Weideler waren die Söhne einzeln stehender Mütter, während bei den fünf anderen noch beide Elternteile zum Zeitpunkt des Unglücks lebten.

Der „Seehase“ berichtet nun weiter, was jedoch so nicht stimmen kann: „Noch am Abend wurden beim Schein des Mondes die acht Toten in Anwesenheit einer großen Menschenmenge auf dem Friedhof in Rosenfeld beerdigt. Die Feuerwehr gab das Ehrengeläut. Die Kompanie war bereits weitermarschiert und hatte noch fünf kranke Soldaten zurückgelassen.“

Die Beerdigung fand tatsächlich erst am nächsten Abend um 7 Uhr statt und die Kompanie war wohl auch nicht am selben Tage weitermarschiert, war doch das erste Etappenziel Rosenfeld erreicht. Die Toten waren bis zur Beerdigung im ehemaligen Schützenhaus aufgebahrt, damals wohl schon Krankenhäusle, welches vor wenigen Jahren abgebrochen worden ist, wie auch die danebenstehende Alte Kinderschule.

Ich möchte hier nun nahezu vollständig eine Pressemitteilung aus der lokalen Zeitung vom 1. August 1873 wiedergeben: „Heute Abend wurden im Mondschein und bei klarem Sternenhimmel die vor und in unserer Stadt gestorbenen acht badischen Soldaten in Anwesenheit einer großen Menschenmenge beerdigt. (Also einen Tag später.) Das Ehrengeläut wurde ihnen von der hiesigen Feuerwehr gegeben. Da sie alle katholischer Konfession waren, so hielt Stadtpfarrer und Dekan Boscher von Binsdorf die Leichenrede und vollbrachte die Einsegnung. Die beiden evangelischen Ortsgeistlichen konnten nicht umhin, sich gleichfalls zu beteiligen, indem Pfarrverweser Föhr ergreifende Worte an den acht reich bekränzten Särgen sprach, während Stadtpfarrer Föhr den erschütternden Akt mit Mitteilung der Personalien und mit Dank gegen die Gemeinde Rosenfeld für ihre herzliche Teilnahme und aufopfernde Hilfe schloss. Die fünf noch hier befindlichen Soldaten sind auf dem Wege der Besserung. Das freundliche Zusammenwirken der zwei Konfessionen machte auf das Publikum einen günstigen Eindruck.“ Soweit die damalige Presse. Die acht Soldaten wurden wohl zuerst in Gräbern mit einfachen Holzkreuzen beerdigt, wobei der zuerst Verstorbene Musketier Xaver Lenz aus Haigerloch sehr bald schon wieder ausgegraben wurde und in seiner Heimatstadt Haigerloch erneut bestattet worden ist. Sein Grab konnte ich aber weder auf dem alten noch auf dem neuen Friedhof in Haigerloch auffindig machen.

Schon ein knappes Jahr später stiftete das II. Bataillon des 114er Regiments ein Denkmal und gab es dem Bildhauer Anton Schuler in Hechingen in Auftrag. Es wurde auf dem Friedhof in Rosenfeld aufgestellt, am 18. März 1874 feierlich eingeweiht und in die Obhut der Stadt übergeben. Beim Einweihungsakt war eine Abordnung der 5. Kompanie, die laut Regimentsgeschichte zum damaligen Zeitpunkt auf dem Hohenzollern als Burgbesatzung Dienst leistete, anwesend. Die Abordnung bestand aus dem Kompaniechef Hauptmann Löffler, Leutnant Graf v. Waldkirch und 35 weiteren Soldaten.

Der Sockel des Denkmals enthält die Namen der acht in und bei Rosenfeld gestorbenen Soldaten sowie den Namen eines weiteren Kameraden aus der 8. Kompanie, der am selben Tage auf dem Marsch von Rastatt nach Bühl in Bühl gleichfalls an Hitzschlag gestorben war. Dieser Soldat, Heinrich Karl Arnold, der am 1. Oktober 1852 in Käukehmen zwischen Heydekrug und Tilsit in Ostpreußen geboren ist, war somit kein Bader

ner und dies beweist, dass schon zu jenem Zeitpunkt die badische Armee der preußischen Armee zugeordnet war. Auch Xaver Lenz aus Haigerloch war kein Badener, sondern als Hohenzoller auch ein Preuße. Das badische Militär war bereits laut Militärkonvention vom 25. November 1870 unmittelbarer Bestandteil des königlich preußischen Heeres.

Interessant ist auch, dass weder der Vorfall von Rosenfeld noch der von Bühl auch nur mit einem Wort in der Regimentsgeschichte erwähnt ist. Hierin ist für diesen Zeitpunkt lediglich Folgendes vermerkt: Die Herbstübungen von 1872 hatten folgende Zeiteinteilung: 15. bis 22. August Marsch über den Schwarzwald, 23. bis 30. August Regimentsexerzieren bei Freiburg, 31. August bis 4. September Brigadeexerzieren bei Freiburg, 6. bis 11. September Detachementsübungen zwischen Freiburg und Staufen, am 15. September Ankunft in Konstanz (der Garnisonsstadt des Regiments). Die 7. Kompanie kam als Besatzungskompanie auf die Burg Hohenzollern. (Die 7. Kompanie hatte die 8. Kompanie auf der Burg Hohenzollern abgelöst, diese 8. Kompanie bezog laut Regimentsgeschichte als 1. Badische Einheit im Sommer 1871 die Burg Hohenzollern als Garnison). Für das Jahr 1873 steht in der Regimentsgeschichte Folgendes: Vom 30. Juli bis 5. August Marsch über den Schwarzwald, demnächst Schießübungen bei Freiburg, vom 11. bis 18. August Regimentsexerzieren, vom 19. bis 23. August Brigadeexerzieren bei Freiburg, vom 25. bis 27. August Detachementsübungen bei Emmendingen, 29. August bis 1. September Märsche, 2. bis 9. September Divisionsmanöver zwischen Schlingen und Hüngingen, 11. bis 15. September Märsche und Eisenbahnfahrt nach Konstanz. Die 5. Kompanie kam auf die Burg Hohenzollern. Hatte das tragische Ereignis nun irgendwelche Nachwirkungen auf die Vorgesetzten der 7. Kompanie?

Oberst Gies a. D., der auch Verfasser des Artikels im „Seehasen“ von Ostern 1965 war, schrieb bereits im September 1953 an den damaligen Bürgermeister von Rosenfeld, nachdem damals, anlässlich der 80. Wiederkehr des Unglücks, vom damaligen Stadtpfarrer Raaf ein Schriftstück des ehemaligen Pfarrers Föhr an die Presse weitergeleitet worden ist. Dieser hatte darauf zum Teil in ziemlich pazifistischer Weise seinen Bericht aufgemacht. Zum damaligen Zeitpunkt wurde sehr eingehend über die Gründung der Bundeswehr nachgedacht und somit war unter der Bevölkerung eine pazifistische Grundeinstellung verbreitet. Unter anderen hatte auch die „Stuttgarter Zeitung“ in ihrer Ausgabe vom 1. August 1953 unter Berufung auf das Schriftstück von Pfarrer Föhr über den Todesmarsch nach Rosenfeld berichtet.

Oberst Gies schrieb in seinem Brief unter anderem: „Es ist behauptet worden, dem Hauptmann sei nichts geschehen. Als verantwortlicher Chef wurde er gemäßigert. Er hatte eine aussichtsvolle militärische Laufbahn vor sich. Trotz außergewöhnlicher Qualifikation erhielt dieser Hauptmann am 16. August 1873, also keine drei Wochen später, schon seinen Abschied.“

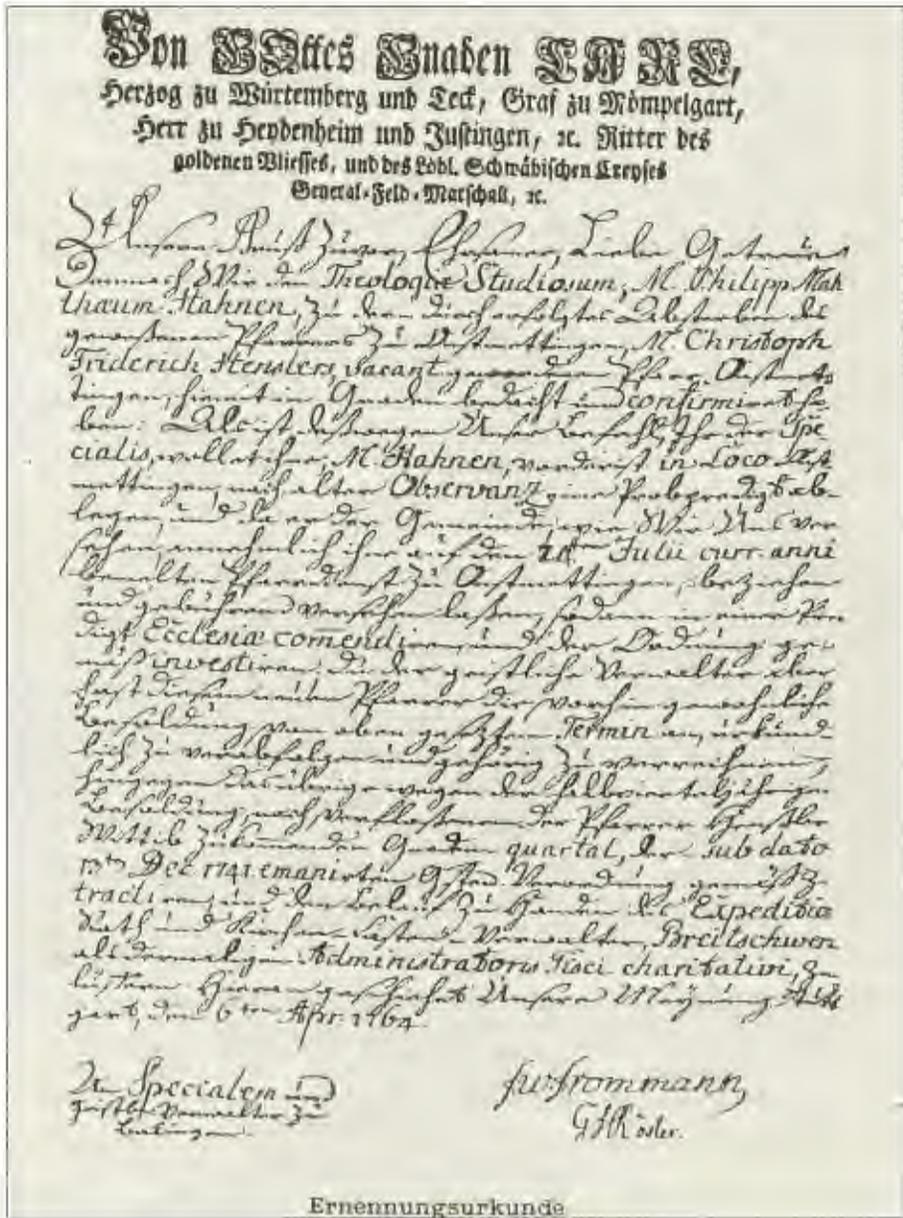
Es ist richtig, dass Hauptmann Gustav Adolf Schneider am 16. August 1873 laut der Stammliste der Offiziere des 6. Badischen Infanterie-Regiments aus dem Dienst ausgeschieden ist, ob er aber, wie in anderen Unterlagen erwähnt, schon vor dem verhängnisvollen Tag in Rosenfeld seinen Abschied eingereicht hat und somit bereits gar nicht mehr verantwortlich war, ist eher wahrscheinlich.

Oberst Gies hat in seinem zwölf Jahre später im „Seehasen“ verfassten Bericht Hauptmann Schneider mit keinem Wort erwähnt und Premierleutnant Arwed Müller als Kompanieführer angeführt. Premierleutnant Müller blieb laut der Stammliste des 6. Badischen Infanterie-Regiments jedoch weiter im Dienst und wurde bereits am 15. August 1874 zum Hauptmann befördert und damit auch offiziell als Kompaniechef bestätigt. Seine weitere Laufbahn war durchaus beachtlich: 13. November 1886 Major, 17. April 1889 Bataillonskommandant, 4. August 1889 Kommandeur des Landwehr-Bezirks Metz, 16. Januar 1892 Oberstleutnant und ist erst am 18. Juli 1896, im Alter von 57 Jahren aus dem Militärdienst ausgeschieden. Es liegen mir Kopien von Akten vom 7. August 1873 vor, in welchem erwähnt ist, dass Premierleutnant Müller an diesem Tag von 2 bis 4 Uhr in der Angelegenheit vernommen wurde. Über den Verlauf wird allerdings nichts berichtet.

(Fortsetzung folgt)

# Knecht des Herrn

## Philipp Matthäus Hahn bei den Pietisten, Teil 2 – Von Alfred Munz



1775 arbeitet nun Hahn auch an der Übersetzung des Neuen Testaments aus dem griechischen Urtext. Er will es vor allem in die Sprache des Volkes übersetzen, oder, wie er schreibt, „nach der heutigen deutschen Sprachart“. Hahn schreibt dazu am 19. Juni 1777: „Man sucht heutigstags die teutsche Sprache zu verbessern. Man sollte es nach dem Neuen Testament thun, dass wir eine reine, heilige Sprache bekämen. Die teutsche Sprache ist von Menschen aufkommen, welche keine göttliche Erleuchtung vom Wort Gottes hatten und überhaupt von Ungelehrten. Die ersten Teutschen waren nicht so gelehrt als die Griechen. Man weiß wenigstens nichts von ihnen. Deßwegen, sobald ich Zeit habe, will ich an ein teutsches Wörterbuch gehen und ein griechisches Wurtzlexicon zur Hülfe nehmen, damit wir bestimmte Wörter bekommen, die den ganzen Sinn ausdrücken und mit dem Zusammenhang der Worte Gottes übereinkommen“.

Und nun übersetzt er, und weil er in seiner Übersetzung zu eigenen Vorstellungen kommt, ergibt sich für ihn manchmal auch eine eigene Auslegung der Texte. Neben vielem anderen macht er z.B. das Zungenreden im 1. Korintherbrief 14. 11 am Beispiel eines „welschen Ausländers“ klar. Nun ist Le Bret, der Vorsitzende des Konsistoriums und demnächst sein Ankläger und Richter, als Nachfahre von Hugenotten selber ein „welscher Ausländer“. Ein andermal ist von den „Eingeweiden Jesu“ und vom „Mastdarm“ die Rede. Eine Bibelübersetzung muss nun vor der Drucklegung genehmigt werden. Hahn bemüht sich darum, aber die Sache ist ein heißes Eisen, das niemand anfassen will. Da wird er zornig und überlegt sich, ob er der Obrigkeit mehr gehorchen muss als dem Wort Gottes. Einmal schreibt er: „Meine Sache ist Prophetensache“, wobei er den Begriff des Propheten so versteht, dass auch Prälat Oetinger und der Klosterpräzeptor Bengel Propheten gewese-

mit dem Herzog bekannt. Nun wird er vorgeladen. Es wird ihm vorgeworfen, beim Stundenhalten sich nicht ans Gesetz gehalten zu haben. Es war ja verboten, bei Nacht Stunde zu halten und mehr als 20 Personen zu versammeln (Bei Hahn über hundert!). Zu seinen Schriften, besonders der Übersetzung des Neuen Testaments, erklärt Le Bret (2):

1. Sie sei unnötig. Man habe hervorragende Übersetzungen.
2. Er habe sich zwar um reine deutsche Worte und Wortfügungen bemüht, die seien aber nicht immer verständlich und er habe auch nicht immer richtig übersetzt. Er habe gewagt, eine unverständliche, unschickliche, das Wort Gottes dem Gespött aussetzende, falsche Übersetzung zu verbreiten. Seine Redeweise könne aufgeklärten Gemütern Anlass zum Spott geben.
3. Manche fanatische Sätze, wenn man sie ungehandelt hingehen ließe, könnten der württembergischen Kirche üble Nachrede zuziehen. Er verbreite eine unlaute, ungesunde Lehre.

Auch die anderen Konsistoriumsmitglieder nehmen Stellung. So urteilt der Konsistorialrat Johann Friedrich Schmidlin, der Bruder des Balinger Dekans: „Hahn ist ein Mann, dem die Beförderung der Ehre und des Reiches Gottes und Christi am Herzen liegt und der die Guten zu gewinnen vermag und dafür keine Gelegenheit versäumt und keine Mühe spart, ohne den mindesten irdischen Eigennutz“. Schmidlin anerkennt also das Wirken Hahns. Dann aber fährt er fort: „In seiner Übersetzung aber finden sich untaugliche und ungeschickte, leicht zum Anstoß werdende Ausdrücke, welche, was im Text an sich deutlich ist, durch Erklärungen unverständlich und dunkel machen“.

Im Einzelnen führt er aus, Hahn habe große Schwächen in der Kenntnis des Griechischen und habe dadurch mehr verderbt als genutzt. Er habe allerhand be-

denkliche Lehren. Er habe ohne Zensur gedruckt. Unsere württembergische Kirche, welche bis „anhero“ den Ruhm der Lauterkeit in der Lehre vor andern behauptet hat, könnte ein nicht wenig gefährlicher Vorwurf gemacht werden. Am 24. Januar 1781 wird Hahn wiederholt vors Konsistorium geladen. Er bereut und sagt, dass es ihm leid sei, dass er gefehlt habe und wünsche, dass es nicht geschehen wäre, da er nicht geglaubt habe, dass es einigem Aufsehen verursachen werde. Ein ausführliches Protokoll von der Verhandlung geht an den Geheimen Rat, also an die Regierung. Am Ende wird folgendes angeordnet:

- Alle Privatversammlungen (Stunden), ob bei Tag oder Nacht abgehalten, auch das „Umlaufen auf andere Orte“, wird nachdrücklich verboten.
- Lehre und Wandel sind zu überwachen. (Dekan).
- Alle Schriften sind abzugeben. (Hahn allein liefert 45 Bücher ab!).
- Die Hahnschen Schriften in den untergebenen Gemeinden sind einzuziehen. Hahn wird, wegen des herzoglichen Versprechens, trotzdem nach Echterdingen versetzt, weil er bereut und seine irrigen Äußerungen widerrufen hat.

Prof. Brecht schreibt (1): „Als Hahn nach Echterdingen kam, war ihm vom Konsistorium faktisch die Abhaltung von Erbauungsstunden im bisherigen Ausmaß untersagt worden. Seine Führungsrolle im württembergischen Pietismus schien beendet.“

Natürlich bleibt die Sache nicht verborgen. Die Schriften Hahns werden vor allem von Le Bret, dem Vorsitzenden des Konsistoriums, genau gelesen. Durch die Umgehung der Zensur hat nun das Konsistorium eine rechtliche Handhabe, gegen Hahn vorzugehen, dessen Treiben schon lange misstrauisch beobachtet wurde. Aber Hahn ist ein berühmter Mann und

sen seien, was ihm später ebenfalls vorgeworfen wird. Als Hahn sein Neues Testament nicht durch die Zensur bringt, lässt er es anonym im Ausland drucken. Kein Name des Autors ist verzeichnet, keine Druckerei. Gedruckt wurde es aber in der Freien Reichsstadt Esslingen untergroßen Bedenken des Druckers Johann Christoph Hoffmann. Das war Ausland! Vertrieben wird es von Hahn selbst und in Kommission von der Buchhandlung Steiner in Winthertur in der Schweiz. (1 Reichstaler, 8 Groschen!).

Wie also geht es nun in Echterdingen weiter? Prof. Brecht schreibt (1): „In Echterdingen selbst verstand es Hahn, das Verbot zu unterlaufen. Er hielt allabendlich einen 'Hausgottesdienst', zu dem auch Gemeindeglieder Zutritt hatten. Wichtiger war, dass die Pietisten am Sonntagabend regelmäßig im Haus von Hahns Nachbar Sattler zusammenkamen“. Was in geringerem Umfang auch blieb, war, dass Hahn nach wie vor viel Besuch von Pietisten aus der näheren und weiteren Umgebung erhielt, unter anderem auch von Michael Hahn, dem Begründer der Hahn'schen Gemeinschaft.

Prof. Brecht stellt zusammenfassend fest (1): „Der heutige Betrachter kann Hahn den Respekt vor der Kraft und Folgerichtigkeit, mit der er sein theologisches System entworfen und ausgearbeitet hat, nicht versagen. Für ihn ist es aber zugleich unübersehbar, dass Hahn an nahezu jedem Punkt mit der kirchlichen Lehre in Konflikt geraten ist. Die kirchliche Lehre stellt für Hahn eigentlich keine Bindung mehr dar, obwohl er die offene Konfrontation mit ihr zu vermeiden suchte. Einziger Orientierungspunkt war ihm die Schrift, verstanden im Interpretationssystem seines eigenen Systems. ... Hahn hat einen großen Personenkreis mit seinen Gedanken angesprochen und ihm mehr gegeben, als es die normale Kirchenlehre seiner Zeit vermochte“.

Es gibt nun verschiedene Gründe, warum Hahn nicht DER Repräsentant des württembergischen Pietismus wurde:

1. Weil ihm das Stundenhalten verboten wurde.
1. Er hatte ein Lehrzuchtverfahren hinter sich, was weitem bekannt gemacht wurde.
2. Weil er nicht mehr veröffentlichen durfte.
3. Weil er nicht blind für die Schwächen und Gefahren des Pietismus war. Er hatte einen so weiten Horizont, dass ihm viele nicht folgen konnten, und er kritisierte auch vieles an den Pietisten, was diese nicht immer freute.

Die Bedeutung Hahns für unser Land auf religiösem Gebiet liegt darin, dass er als ein Berufener und wortmächtiger Prediger das Gotteswort verkündigte und eine große Ausstrahlung von ihm ausging. Er erreichte alle Bevölkerungsschichten und hatte bis zu seinem Lehrzuchtverfahren prägenden Einfluss auf das Innen- und Tiefenleben des Landes. Diese Wirkung ist bis heute nicht aufgebraucht, in mancher Hinsicht vielleicht neu zu entdecken und zu aktivieren.

**Literatur:**

- Philipp Matthäus Hahn: Die Kornwestheimer und Echterdinger Tagebücher 1772 - 1790. Walter de Gruyter. Berlin. New York. 1979
- Dr. Walter Stähler: Pietistische Theologie im Verhör. Calwer Verlag. 1992
- Alfred Munz: Philipp Matthäus Hahn wird Pfarrer in Onstmettingen. Arbeitskreis Kasten Heft 6

# Kunst als Aussage, Versöhnung und Hoffnung

## Busexkursion zu Professor von Stockhausen auf Schloss Waldenburg

Am Samstag, 5. Juni, wurden die 40 Damen und Herren der Busexkursionsgruppe im weiträumigen Kunstatelier von Professor H.G. von Stockhausen und seiner Frau Ada Isensee auf Schloss Waldenburg exklusiv empfangen. Das Schloss der Fürsten von Hohenlohe, wie eine Bergfeste mit Burgstadt und weitem Blick in die Kupferzeller Ebene, ist allein schon im Zuge der romantischen Burgenstraße ein Besuch wert.

Professor von Stockhausen gab anhand von großartigen geheimnisvoll leuchtenden Glasmalerei-Exponaten einen Einblick in die Kunst der handgeblasenen Gläser. Mit tausendfachen Farbabstufungen wurden in gekonnt handwerklicher Fertigung, nach vorgegebenen Plan, die farbigen Glasfenster geschaffen. Dass sich solche Fenster von Fabrikware meilenweit unterscheiden, wurde jedem beim Besuch der ehrwürdigen Waldenburger Stadtkirche aus dem 16. Jahrhundert bewusst. Dort wurde Mitte Mai 2004 ein warm leuchtendes Glasmalerei-Fenster von Stockhausen einge-

setzt. Versöhnlich, in der Art von Arabesken, hat in dieser Fensterfläche Stockhausen all die vielen Namen der getöteten Waldenburger und der gefallenen Soldaten auf deutscher und amerikanischer Seite eingesetzt. Nur wer das weiß, erkennt die Arabesken als Namen der Toten von 1945: Kunst als Aussage, Versöhnung und Hoffnung.

Weinsberg, mit seiner geschichtlich ganz bedeutenden Burgruine Weibertreu, mit der uralten St. Johannes-Basilika aus der Zeit der Staufer und mit Justinus Kerner, dem Arzt, Dichter und Wissenschaftler des 18. und 19. Jahrhunderts war das nächste Exkursionsziel. Kerner war noch ein Weinkenner, Weingenießer und Freund geistreicher Gesprächsrunden. So wurde durch ihn nicht nur der restlose Abbruch der Burgruine Weibertreu verhindert und deren Bestandssicherung eingeleitet, er machte zudem Weinsberg zum Treffpunkt der Dichter, Denker, Weinkenner und Sänger seiner Zeit. Weinsberg wurde zum Sitz einer

Königlichen Weinbauschule, dem heutigen Staatsweingut Weinsberg. Immanuel Dornfeld gab damals die Initialzündung für diese Einrichtung. So zeugen die Weinsorten, Dornfelder und Kerner von der Weitsicht dieser „Großen“ damaliger Zeit. Das Kernerhaus beeindruckte tief.

Zum Abschluss des Exkursionstages wurde Beutelsbach besucht mit seiner Stiftskirche und Grablage der ersten Grafen von Württemberg. Von 1999 bis 2003 wurden im Chor dieser Kirche die Glasmalereifenster zu den Themen „Sehnsucht nach Gerechtigkeit, Geborgenheit in Gott und Geheimnis des Glaubens“ durch Professor von Stockhausen geschaffen. Die abendliche Leuchtkraft und die geistige Aussage dieser Fenster waren faszinierend! Organisation und Leitung dieser Exkursion hatte Professor Christoph Roller. Eine Lesung zu Justinus Kerner und seiner Patientin, der „Seherin von Prevorst“, gab Ingeborg Dannenhaus.

### DAS AKTUELLE BUCH

## Überblick über Klosteranlagen

### 1200 Jahre Kunst, Kultur und Alltagsleben

Baden-Württemberg bietet eine der vielfältigsten und reichsten Kunstlandschaften Deutschlands. Überraschend viele, nahezu vollständig erhaltene Klosteranlagen gehören zum besonderen Schatz des Landes.

Die Erhebung von Reichenau und Maulbronn zum UNESCO-Weltkulturerbe trägt dazu bei, die kulturelle Leistung der Klöster wieder ins allgemeine Bewusstsein zu rufen, welche die Entwicklung von Politik und Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst über rein ganzes Jahrtausend hinweg entscheidend geprägt hatten.

Eine Auswahl der bedeutendsten und besterhaltenen Klosteranlagen des Landes öffnet dem Leser die Augen für diese architektonischen Kostbarkeiten. Jedes Kloster wird in einem eigenen Kapitel vorgestellt, so kann das Buch auch vor Ort als Reiseführer genutzt werden. Die Angabe von Öffnungszeiten, Telefonnummern und Internetadressen erleichtert die Vorbereitung. Der kompakte Text zeigt die historischen Stationen der Entwicklung auf, und führt das Besondere der jeweiligen Klosteranlagen vor Augen. Herausgestellte Themenkästen vermitteln interessantes Hintergrundwissen zu zahlreichen Aspekten klösterlichen Lebens.

Aus dem großen Reichtum der weit über hundert Klöster Baden-Württembergs 25 Klosteranlagen auszu-

wählen, ist nicht einfach. Ein wichtiges Kriterium war neben dem kunsthistorischen Stellenwert auch die Erlebarkeit klösterlichen Lebens durch gut erhaltene Klausur- und Wirtschaftsgebäude. Aus der Vielzahl der Bettelordensklöster beispielsweise, die es in fast jeder mittelalterlichen Stadt des Landes gab, wurden die beiden Esslinger Kirchen als frühe und überaus qualitätvolle Beispiele ausgewählt. Für die zahlreichen Stiftskirchen stehen Wimpfen und Säckingen.

Dieses Buch soll die Freude am reichen kulturellen Erbe Baden-Württembergs wecken, das in den Klöstern besonders intensiv erlebbar ist. Meist in schönster landschaftlicher Lage sind hier sozusagen vor der Haustür kulturhistorische Höhepunkte zu genießen, die sich im europäischen Vergleich nicht zu verstecken brauchen.

#### INFO

Jürgen Kaiser „Klöster in Baden-Württemberg“, 1200 Jahre Kunst, Kultur und Alltagsleben, 160 Seiten mit 120 farbigen Abbildungen. Gebunden. Euro 24,90 / Sfr. 43,70. ISBN 3-8062-1860-9. Erscheint am 29. März 2004 im Theiss Verlag, Stuttgart.

## Wer waren die Kreuzritter wirklich?

### Menschen im Zentrum – Von 1099 bis ins 15. Jahrhunderts

In einer am 24. September 2001 veröffentlichten Erklärung bezeichnete Osama bin Laden die alliierten Truppen in Afghanistan als „Kreuzzügler des neuen jüdisch-christlichen Feldzugs, der von dem obersten Kreuzzügler Bush unter dem Banner des Kreuzes angeführt wird“. Es ist sehr lange her, dass die Beziehungen zwischen islamischer und westlicher Welt so angespannt waren, wie sie es heute sind, und ein wiederkehrendes Thema im islamischen Argwohn gegenüber dem Westen ist das eines neuen Kreuzzuges. Zweifellos ist es an der Zeit, grundlegende Fragen über die ursprünglichen Kreuzritter zu stellen.

Wer waren sie? Weshalb zogen sie in den Kampf? Für welche Ziele kämpften sie? Wie sah ihr Weltbild aus? Sie zogen aus, um im Namen Christi, des Friedensfürsten, grausamste Kriege zu führen. Sie trugen das Kreuz, höchstes Symbol der Selbstaufopferung, nach Jerusalem, der Stadt, die sie nach mehr als vier Jahrhunderten von muslimischer Herrschaft erlösten. Sie bereicherten sich dabei selbst auf maßlose Art und Weise. Religiöse Hingabe paarte sich nahtlos mit Habgier, Frömmigkeit mit Intoleranz. Wer waren die Kreuzritter wirklich?

Auf der Grundlage zeitgenössischer Texte – die Gesta Francorum eines anonymen Kreuzfahrers, Villehardouins „La Conquête de Constantinople, La vie de Saint Louis“ von Jean de Joinville und das „Livre des faits“ des Marschalls Boucicaut – geschrieben von den Kreuzrittern und geschrieben über Kreuzritter, gibt der Autor Antworten auf diese Fragen. Vom Ersten Kreuzzug 1099 bis ins frühe 15. Jahrhundert folgt er den Kreuzrittern auf ihrem Weg ins „Gelobte Land“. Anders als in den meisten Darstellungen über die Kreuzzüge stellt er in diesem Buch die Menschen selbst ins Zentrum, veranschaulicht ihre widersprüchlichen Handlungen und Erfahrungen und entwirft ein umfassendes Bild über Motivation und Mentalität der „Soldaten Christi“.

#### INFO

Norman Housley „Die Kreuzritter“. Aus dem Englischen von Thomas Bertram. 224 Seiten mit 74 z. T. farbigen Abbildungen, Skizzen und Karten. Gebunden. Einführungspreis bis 31. 12. 2004 24,90 €, 43,70 sfr., danach 29,90 €, 52,20 sfr. ISBN 3-8062-1856-0, Theiss Verlag, Stuttgart.

## Programm zum Schwabenspiegel

Bei der Ausstellung „Schwabenspiegel“ finden in den kommenden Wochen folgende Veranstaltungen statt:

- **Mittwoch, 7. Juli:** Vortrag und Spektakel von Dr. Cäcilia Bumiller und Peter Haug-Lamersdorf: Jakob Frischlins „Hohenzollerische Hochzeit“; Zehntscheuer Balingen, 20 Uhr.

- **Dienstag, 13. Juli:** Bernhard Bitterwolf und Wolfgang Frommler: Tischreden Saufgesänge und Mönchsgeflüster; 20 Uhr, Museum im Kräuterkasten, Ebingen.

- **Sonntag, 18. Juli:** Auf den Spuren von Graf Eitelriedrich I. von Hohenzollern-Hechingen. Stadtführung mit Ursula Stobitzer, Schlossplatz Hechingen, 17 Uhr.

- **Dienstag, 20. Juli:** Klingender Schwabenspiegel. Konzert mit Berthold Büchele und Ernst Greinacher; Altes Schloss Hechingen, 20 Uhr.

- **Donnerstag, 22. Juli:** Prof. Lorenz, Dr. Speck, Dr. Wilhelmi (Universität Tübingen): Präsentation der Nicodemus-Frischlin-Biografie; Zehntscheuer Balingen, 20 Uhr.

- **Freitag, 23. Juli:** Dr. P.Th.Lang: Stadtchroniken; Stadtbücherei Albstadt, Johannesstr. 5, 20 Uhr.

#### Verfasser der Beiträge dieser Ausgabe:

**Helmut Hauser**  
Anhauser Str. 25  
72336 Balingen-Ostdorf

**Alfred Munz**  
Matthias-Grünwald-Straße 35  
72461 Albstadt-Onstmettingen

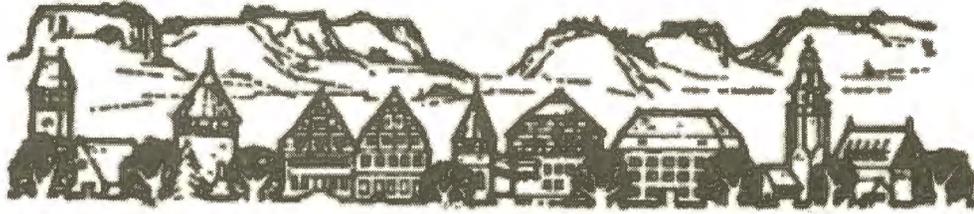
**Manfred Seeger**  
Panoramastr. 8  
72348 Rosenfeld

#### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

**Vorsitzender:**  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

**Geschäftsführung:**  
Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2,  
72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94

**Redaktion:**  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



## Stauffenberg: Bote des Humanismus

Vortrag von Dr. Klaus Kinkel, Bundesminister a. D., am 10. Juli im Lautlinger Schloss

In diesem Jahr jährt sich zum 60. Mal das gescheiterte Attentat am 20. Juli gegen Hitler. Heute eröffnen wir hier im Lautlinger Schloss, das ihm und seiner Familie so viel bedeutet hat, eine Ausstellung über Claus Graf Stauffenberg, über seine Familie, Kindheit und Jugend. Graf Stauffenberg war nicht nur der Ausführende, ein Werkzeug, wie z. T. behauptet wurde, er war vielmehr ein führender Kopf der Männer des 20. Juli, die sich gegen das Unrecht der Hitler-Diktatur verschworen hatten. Fernsehen, Rundfunk und Printmedien haben sich dieses Jahrestages breiter als früher angenommen. Hans Bentzien schreibt in seinem eben erschienenen Buch über Graf Stauffenberg: „Die Zeit zwischen dem 20. Juli 1944 und dem Kriegsende sind in Lautlingen, Claus Stauffenbergs Lieblingsort, bis heute nicht vergessen. Im Besitz seiner Familie ist die Kopie einer Flugschrift. Es handelt sich um ein Erinnerung der Mutter des Grafen, Caroline Schenk Gräfin von Stauffenberg, aus ihrem Tagebuch 1944/45. Dort schreibt sie: „Meine Enkel sollen einst wissen, wie schön und mutig Lautlingen sich benommen hat in der schweren und schwersten Zeit im Sommer und Winter 44/45.“ Ich glaube, die Lautlinger können stolz sein.

Lassen Sie mich zunächst zu Claus Graf Stauffenberg einige Worte sagen, vor allem über Erbe und Auftrag, die er uns mit dieser mutigen Tat hinterlassen hat. Die Familie der Schenken von Stauffenberg, alter katholischer Adel, kann auf eine lange Tradition zurückblicken und empfand den Adelstitel seit Generationen immer auch als Auftrag, Gesellschaft und Staat zu dienen. Das Stehen zu den eigenen Überzeugungen, gelenkt von der Vernunft auch gegen den Zeitgeist, war immer Grundpfeiler der Stauffenbergs.

Franz von Stauffenberg, ein Vorfahr von Claus, hatte sich in seiner Zeit als Reichstagsvizepräsident zwischen 1876 und 1879 für die Abschaffung der Todesstrafe und gegen den Rüstungswahnsinn der europäischen Großmächte eingesetzt, der schließlich in der Tragödie des Ersten Weltkrieges enden sollte. Die Eltern von Claus von Stauffenberg und dessen Bruder Berthold waren aufs Engste mit dem württembergischen Königshaus befreundet und Königin Charlotte besuchte oft ihre Freundin Caroline, die Mutter der Brüder Stauffenberg, auf ihrem Sitz hier in Lautlingen.

Toleranz und Weltoffenheit gehörten zur Erziehung der jungen Grafen, ob im Elternhaus, in dem die protestantische Mutter die Kinder katholisch erzog oder bei deren späteren Besuch des Gymnasiums im evangelischen Stuttgart. Sie verkörperten die Werte Verantwortungsgefühl und Idealismus, die das Handeln der Brüder von Stauffenberg bis zum Ende bestimmten. Idealismus meint nicht die verträumte Flucht in eine ideale Welt der Phantasie, sondern eine Antriebsfeder zum Guten, zum Besseren. Die Tat als Maßstab stand bei allen Idealen immer im Vordergrund. Vor dieser Tat stand allerdings immer die Abwägung und Überlegung, denn die soldatische Familientradition verlangte Gehorsam. Claus Schenk Graf von Stauffenberg hat sich gleichwohl nicht durch seinen Eid auf Hitler oder Überlegungen, dass ein Einzelner nichts ausrichten und deshalb den Dingen ruhig seinen Lauf lassen kann, bremsen lassen. Auch war er sich, der sich vor der Tat eingehend mit dem Widerstandsrecht gegen den Tyrannen bei Thomas von Aquin beschäftigt hat, bewusst, einen schmalen Weg auf schmalen Grat zu gehen, dennoch hat er letztlich als Tatmensch dem konkreten Handeln und der Berufung auf eine höhere Gerechtigkeit von Vorrang gegeben. Dem Sozialdemokraten Julius Leber fühlte er sich am nächsten verbunden.



Bote des Humanismus in einem weithin stummen Meer der Massen: Claus Graf Schenk von Stauffenberg

Goerdeler, der vorgesehene Reichskanzler, war ihm zu ideologisch. Graf Stauffenbergs Tat hat ihn trotz aller Widrigkeiten zu einem Boten des Humanismus in einem weithin stummen Meer der Massen gemacht.

Widerstand gegen die Gewaltherrschaft war nicht selbstverständlich. In Deutschland gab es keine geschichtlichen Vorbilder. Eberhard Zeller hat als Biograph Stauffenbergs den Widerstand ganz im Sinne von Fritz Bauer als eine Form der modernen Menschenrechtsbewegung oder Bewegung aus dem Willen zur Freiheit und aus dem Anspruch des Geistes nach seiner Autonomie, nicht zuletzt auch als Ansatz zur Fundierung einer neuen politischen Moral, herausgearbeitet. Ein von der Führung verratenes Volk kann wegen des Widerstandes gegen seine verbrecherische Führung nicht verurteilt werden. Auch völkerrechtlich gilt heute, dass Gewalt eben manchmal nur durch Gewalt beseitigt werden kann.

### Aufstand des Gewissens

Der 20. Juli war nicht ein militärischer Putschversuch. Er war ein Aufstand des Gewissens. Stauffenberg und seine Mitverschwörer handelten aber auch nicht nur an diesem 20. Juli. Bereits drei Gelegenheiten zum Anschlag auf Hitlers Leben – am 6. und 11. Juli auf dem Obersalzberg und am 15. Juli im Führerhauptquartier Wolfsschanze – mussten ungenutzt verstreichen, weil sie nicht günstig waren. Am 20. Juli begann Claus von Stauffenberg seinen Plan umzusetzen. Nach der Explosion musste er überzeugt sein, Hitler wäre tot. Da dies nicht der Fall war, wurde Graf Stauffenberg und drei weitere Mitverschwörer schließlich in Berlin verhaftet und in der Nacht zum 21. Juli im Bendler-Block erschossen. Diese Tat wurde nicht vergessen, wie es die Nationalsozialisten gehofft hatten, sondern lebte fort.

Es war eine dunkle Zeit, die 1933 über Deutschland hereingebrochen war. Hitler und seine Parteigenossen hatten es verstanden, die erste Demokratie in Deutschland binnen weniger Monate in ein System zu verwandeln, in dem das Recht zum Erfüllungsgehilfen von Wahn und Hass degradiert wurde, in dem Angst und Willkür regieren konnten und in der es erklärtes Ziel Hitlers war, die alten Werte der Deutschen notfalls mit Gewalt zu überwinden. Das Ganze endete im Holocaust und einer schrecklichen Katastrophe. Wie konnte Hitler die Deutschen dazu bringen, ihm so weit zu folgen?

Das fragen wir uns noch heute. In meiner Schulzeit war der Widerstand des 20. Juli kein Thema. Es ist schon bemerkenswert, dass diese Frage nach 1945 keine große Rolle gespielt hat. Die historische Forschung hat sich weithin darauf konzentriert zu klären, wie es zum Aufstieg der NSDAP und zur Machtergreifung Hitlers 1933 kommen konnte. Die Gründe für den Machterhalt, auch als ein siegreiches Ende des Krieges nicht mehr absehbar war und das Deutsche Reich in Schutt und Asche fiel, sind bisher zu wenig untersucht worden.

### „Angst vor der Moderne“

Rafael Seligmann hat in seinem Buch „Hitler. Die Deutschen und ihr Führer“ versucht, eine Antwort zu geben. Es sei die „Angst vor der Moderne“ gewesen. Schon die Aufklärung, obwohl mit Lessing und Kant durchaus auf deutschem Boden beheimatet, sei über den Umweg über Frankreich und die napoleonische Okkupation ins Land getragen worden. Dass sich damals die ersten zarten Sprossen eines Nationalgefühls regten, man denke nur an den Aufruf von Friedrich Wilhelm III. „An mein Volk“, sei nicht ohne Grund gewesen. Der Aufbruch in die Zukunft, der in Deutschland seinen Anfang durch die blutige Französische Revolution nahm, konnte dem Verlangen der Deutschen nach Recht und Ordnung nicht genügen. Somit musste die Einigung Deutschland durch die liberale Revolution 1848/49, obwohl nachgerade gesittet und zivilisiert ablaufend, fehlschlagen. Erst Bismarck konnte mit der Garantie Ordnung in der Einigung, die gegen einen äußeren Feind und Gegner geschah, erfolgreich sein. Auch kulturell war mit dem Komponisten Richard Wagner und anderen Epigonen die Flucht in die Vergangenheit und Welt der germanischen Götter, die es so nie gegeben hat, evident. Nicht Vernunft und Verstand sollten bestimmen, sondern Mystik und Sehnsucht nach dem Wahren, Schönen, Deutschen. Diese Grundlagen und der in den Augen vieler Deutschen beschämende Zwangsfriede von Versailles bildeten das Fundament für den ebenso beispiellosen wie rasanten Aufstieg Hitlers. Die Weimarer Republik mit ihrer (klein-)bürgerlich-biedereren Anständigkeit konnte den

Wunsch nach Größe im Alltag nicht befriedigen. Etwas Neues, Gewaltiges, die ganze Volksgemeinschaft Umfassendes sollte an seine Stelle treten, so das Ziel der Nazis.

Auch das Kriegsende konnte nicht verhindern, dass die Deutschen ihrem Führer treu blieben. Anfangs zurückhaltend, ob dieser Krieg gelingen könne, brach sich zunehmend mit der Zahl der Siege ein Gefühl der Zuversicht Bahn, der Führer werde es schon schaffen. Auch Stalingrad, die Wende des Krieges, konnte dies nicht sofort ändern. Der Vertrauensvorsprung wurde erst langsam aufgebraucht. Auch als der Luftkrieg weite Teile des Landes betraf und die „Heimatfront“ fast schon zur Hauptfront wurde, blieb der Aufstand aus. Jahrelange Propaganda, die Furcht vor Repressionen und der heranrückende Feind im Osten, der in den Augen vieler die pure Barbarei repräsentierte, ließen jedes noch so große Opfer erträglich erscheinen. Es könne ja nur noch schlimmer werden, dachten viele Deutsche.

### Widerstand gegen Hitler

Für viele – und das dürfen wir auch heute nicht vergessen – übte dieses „Dritte Reich“ eine große Faszination aus. Die Sehnsucht nach einer Führergestalt, die das Deutsche Reich zu alter Größe zurückführen sollte, war bei vielen groß. Selbst Menschen mit Intelligenz und untadeliger Erziehung, wie der junge Graf von Stauffenberg, erlagen zunächst diesem Wunschtraum – nur eine verschwindend geringe Gruppe von Menschen, die räumliche Distanz und politische Unterschiedlichkeit trennte und die sich der permanenten Gefahr des alles überwachenden totalen Staates und seiner brutalen Methoden gewärtig sein mussten, kämpften von Anfang an gegen Hitler. Einzeltäter wie der Schreiner Georg Elser, der bereits am 8. November 1939 Hitler mittels eines Sprengstoffattentats im Bürgerbräukeller in München beseitigen wollte, viele Sozialisten und Kommunisten, die teilweise aus dem Exil agieren mussten, kirchliche Widerstandskämpfer wie Dietrich Bonhoeffer oder Martin Niemöller, studentische Kreise wie die „Weiße Rose“ um die Geschwister Scholl in München – sie alle handelten voll Mutes gegen ein Regime des Unrechts, sie alle mussten es mit ihrem Leben bezahlen. An solch einem Tag sollten wir auch sie nicht vergessen.

Das Attentat vom 20. Juli wurde von mutigen Männern durchgeführt, die Zugang zu Hitlers unmittelbarem Umfeld hatten. So nahe war dem Diktator sonst keiner gekommen und es war das Glück Hitlers, das ihn auch aus diesem Attentat lebend hervorgehen ließ. Wie viele Menschenleben hätten gerettet werden können, wie viele Schicksale wären nicht vom Terror besiegt oder den Mühen des Krieges zermahlen worden, hätte Hitler an diesem 20. Juli getötet werden können. Aber die Deutschen mussten diesen Weg mit Hitler bis zum Schluss gehen, folgten ihm in unvorstellbarer Weise und tranken diesen bitteren Kelch bis zur Neige. Die Deutschen konnten ihren blutigen Diktator nicht aus eigenen Kräften überwinden, konnten sich vom Tyrannen nicht befreien. Auch an dieses gemahnt das Gedenken an die Brüder von Stauffenberg.

### Aufrechter Gang

In diesem Jahr wurde bereits in Gegenwart des Bundeskanzlers der Landung der Alliierten in der Normandie erinnert. Auch dies verknüpft sich mit der heutigen Feierstunde. Dass wir heute wieder mit aufrechtem Gang in einer freien Demokratie, in Frieden und Wohlstand leben dürfen, das hätte sich im Sommer 1944 niemand vorstellen können und das war vielleicht auch die Hoffnung der Attentäter vom 20. Juli, aber konnte keinesfalls Gewissheit sein. Es sollten die Alliierten sein, die fast ein Jahr später die Deutschen zur Kapitulation zwingen mussten, um dem Naziregime ein Ende zu bereiten. Der Zweite Weltkrieg war schon lange kein Krieg mehr, in dem Recht und Menschenleben etwas zählten und es waren nicht zuletzt die USA, die einen gerechten Krieg gegen Hitler führten und damit Europa zu befreien halfen. Gerade in diesen Tagen sind wir dafür dankbar, aber gerade auch diese Erinnerung schärft den Blick dafür, dass Friede und Recht auf der Welt leider auch heute immer wieder gebrochen werden. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind vor gut einem Jahr wieder gegen einen Diktator zu Felde gezogen, der sein Volk blutig unterdrückte und seine Nachbarn immer wieder bedrohte und angriff. Aber auch die USA mussten lernen, dass in dieser komplexer gewordenen Welt die einfachen Schemata nicht immer zu einem erfolgreichen Ende führen müssen. Die Situation im Nahen und Mittleren Osten ist nach wie vor konfliktbela-

den, die Probleme nicht gelöst, vor allem nicht im Irak. Das Werkzeug eines großen Feldzuges hat im Zweiten Weltkrieg noch Europa befreit. Eine komplexere und noch schwieriger gewordene Welt kann es nicht befreien, ohne größere Probleme zu hinterlassen. Für die filigrane Struktur des heutigen Weltfriedens ist die Zange des Krieges als alleiniges Mittel zu grob.

Wir müssen uns darauf besinnen, dass Demokratie und Rechtsstaat in der Welt von heute, anders als vor und im Zweiten Weltkrieg, auf dem Vormarsch sind. Schon seit geraumer Zeit wird deshalb die alte Idee eines Internationalen Strafgerichtshofes Wirklichkeit, bei dem sich kein Staatsmann oder General hinter der Souveränität eines Landes mehr verstecken können soll, um seine Verbrechen unbemerkt und ungesühnt von der Öffentlichkeit zu begehen. Immer mehr Staaten treten für den Internationalen Strafgerichtshof ein. Seit dem 11. April 2002 haben sich schließlich diesem Vorhaben die eigentlich notwendigen 60 Mitglieder der Vereinten Nationen angeschlossen; es war ein Ziel, das auch ich in meiner Zeit als Außenminister beharrlich verfolgt habe. Das Ziel scheint erreicht. Umso ärgerlicher ist es, dass gerade die großen Mächte, China, Russland, Indien aber zuvorderst die USA, diesen Strafgerichtshof ablehnen. Er ist ein Mittel der Menschlichkeit und Gerechtigkeit und erfüllt den alten Wunsch, dass Verbrecher vor ihren Gräueltaten und Massakern zur Verantwortung gezogen werden, dass sie nicht ruhig schlafen können, dass es nicht erst einer Katastrophe bedarf und mutiger Männer wie den Attentäter vom 20. Juli, um weitere Verbrechen verhindern zu können. Ich möchte diesen Anlass und die heutige Veranstaltung auch dazu nutzen, dieses Anliegen nochmals vorzutragen und zu unterstreichen. Völkerrecht und Moral müssen endlich – sechzig Jahre nach einem Akt höchster Courage – in der Welt zum Maßstab werden, nicht nur zu freundlichen Empfehlungen mit geduldiger Machtlosigkeit.

### Deutschland musste zusammenbrechen

Lassen Sie mich zum heutigen Anlass zurückkehren. Wenn wir die Taten der Männer vom 20. Juli betrachten, allen voran die Taten der Brüder Stauffenberg, dann machen wir dies aus der Kenntnis des weiteren Verlaufs der Geschichte. Wir wissen heute, dass Deutschland schließlich zusammenbrechen musste, um in Freiheit und Frieden wieder aufzustehen und wir wissen auch, dass die Trennung in West und Ost noch bis 1989 als Hypothek auf diesem Land liegen sollte. Aber das konnte Claus von Stauffenberg und seine Mitverschwörer nicht wissen. Sie wussten – viele von ihnen waren führende Militärs – dass das militärische Schicksal Deutschland spätestens seit dem Untergang einer ganzen Armee in Stalingrad und der Landung der Alliierten in der Normandie besiegt war.

War das Attentat zu dieser Zeit noch notwendig und richtig? Tatsache ist: In der Zeit zwischen dem 20. Juli 1944 und dem 8. Mai 1945 starben an der Front und in der Heimat viel mehr Deutsche als zwischen dem 1. September 1939, dem Kriegsbeginn, und dem Attentat Stauffenbergs. Dazu kommen die vielen Opfer von Hitlers Vernichtungspolitik sowie die Kriegsoffer, die die anderen Länder zu beklagen hatten. Die Antwort gab Henning von Tresckow kurz vor dem 20. Juli: „Das Attentat muss erfolgen. Sollte es nicht gelingen, so muss trotzdem gehandelt werden. Denn es kommt nicht mehr auf den politischen Zweck an, sondern darauf, dass die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und der Geschichte den entscheidenden Wurf gewagt hat. Alles andere ist daneben gleichgültig.“

### Stauffenbergs Ideale

Die wahren Gründe finden sich in der Person des Claus Schenk Graf von Stauffenberg, in seinen Überzeugungen und – wie anfangs bereits erwähnt – in seinen Idealen. Seine Fröhlichkeit, seine Kameradschaftlichkeit und Intelligenz, die er bereits in seinen Jugendjahren gezeigt hatte, verbanden sich mit seiner Heimat, die wir hier in seiner Heimatstätte bis auf den heutigen Tag nachvollziehen können. Sie führte ihn in den Kreis um den Dichter Stefan George, der jugendliche Idealisten um sich sammelte, der Gesellschaft des „geheimen Deutschland“, die nach der Katastrophe des Ersten Weltkrieges ein besseres Deutschland plante, fest verwurzelt in der Tradition der Romantik, aber begierig nach der neuen Zeit, ohne in veralteten Traditionen zu verharren. Wir können erahnen, wie groß die Hoffnungen waren, aber auch, wie sehr es diese Männer mit Abscheu erfüllt haben musste, als sie die Barbarei des menschenverachtenden Unrechts der Herrschaft Hit-

lers in den eroberten Gebieten sahen. Durch die militärischen Traditionen zählten für sie noch Begriffe wie Recht, Gesetz und Ehre, bedeutete Soldatentum mehr als nur ein „Beruf“. Für Stauffenberg war der Kampf gegen Hitler mehr als nur ein Auflehnen gegen ein System, diese Auflehnung war für ihn ein Kampf für ein besseres, „geheiltes“ Deutschland, wie auch sein letzter Ausruf vor dem Erschießungskommando.

Hitler war nicht nur der Mörder von Millionen von Menschen, er war auch der Mörder von Grundprinzipien, die Deutschland Größe gaben und Erhabenheit geben konnten, von Grundprinzipien, die auch Stauffenbergs moralisches Fundament waren. Oftmals wird dieser Teil der Kämpfer gegen Hitler als „konservativer Kreis“ bezeichnet, aber diese Bezeichnung führt in die Irre, denn die Namen Stauffenberg, Schulenburg, Moltke, Tresckow, Beck, Goerdeler, York von Wartenburg oder Leber waren zwar mit Tradition verbunden, sahen in der Beseitigung Hitlers aber einen Fortschritt, der den Deutschen wieder die Tür zum Leben aufstoßen sollte, nicht einen Akt dumpfer Reaktion. In dieses falsche Urteil versuchten bereits die Nationalsozialis-

ten und ihre Vollstrecker die Männer des 20. Juli zu stecken. Später deuteten dies die Historiker der DDR immer wieder an, um die linken Widerstandsgruppen aufzuwerten. Falsch ist diese Definition allemal und trifft auch nicht annähernd den Kern der Wahrheit. Was die Nationalsozialisten – und Hitler von Anfang an – so erboste, war die Selbstdefinition dieser alten Führungsschichten als Kämpfer für ein besseres Deutschland, ein Anspruch, den Hitler für sich und seine Gruppe beanspruchte. Diese alte Elite sollte weggestoßen werden auf dem Weg in die Zukunft. Sie unterschätzten die Kraft und den Mut, die die Moral diesen Männern gab.

Die Verschwörer um Stauffenberg hatten in der Tat für ein besseres Deutschland gekämpft und Winston Churchill stellte dieser Gruppe nach dem Zweiten Weltkrieg das Zeugnis aus, dass sie letztlich durch ihr aussichtsloses Vorhaben die Ehre des Deutschen Volkes gerettet hätten.

Der inhaftierte Professor Albrecht Haushofer schrieb 1945 im Berliner Gefängnis in seinen „Moabiter Sonetten“:

„Nicht einer, der des eignen Vorteils bar,  
in Glanz und Macht, in tödlicher Gefahr,  
nicht um des Volkes Leben sorgend wachten.  
Und ihrer aller wartete der Strick.  
Es gibt wohl Zeiten, die der Irrsinn lenkt.  
Dann sind's die besten Köpfe, die man henkt.“

Für uns zeigt dies heute deutlich, dass der Mensch immer, auch in den Zeiten des Wahnsinns, seinem Gewissen unterworfen ist und es keine Situation gibt, die die Toleranz von Unrecht moralisch entschuldigt. Wenn der Staat zum Unrechtsstaat pervertiert ist und es im öffentlichen Leben keine Moral mehr gibt, dann wird Courage zu Pflicht. Das zeigt der mutige Akt der Brüder Stauffenberg, der damit bis heute wirkt.

Der Widerstand ist Teil der deutschen Geschichte. Er macht die deutsche Geschichte erträglicher und hilft, die Koordinaten unserer Entscheidungen neu zu bestimmen, derer wir angesichts gegenwärtiger Herausforderungen, Entscheidungen und Weichenstellungen bedürfen.

## Staufer-Medaille für Prof. Christoph Roller

Am 7. Juli 1954, also vor 50 Jahren, wurde die Heimatkundliche Vereinigung Balingen gegründet. Anfang Juli feierten die „Heimatkundler“ den runden Geburtstag mit einem Festakt im Landratsamt. Bei dieser Veranstaltung wurde der Vorsitzende Professor Christoph Roller (links) von Landrat Willi Fischer mit der Staufer-Medaille des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnet.

„Sie sind der integrative Mittelpunkt der Vereinigung“, sagte der Landrat zu Professor Roller gewandt, „ein Teil der Heimatkundlichen Vereinigung und diese ist ein Teil von ihnen“. Die Staufer-Medaille sei vom Land Baden-Württemberg erstmals 1977 verliehen worden, so Landrat Willi Fischer, und solle sinnfällig machen, wie das Land mit seiner Geschichte verklammert ist.

Seit nunmehr 30 Jahren leitet Professor Christoph Roller die Heimatkundliche Vereinigung, die vor 50 Jahren vom damaligen Landrat Friedrich Roemer gegründet worden ist. In diesen Jahren hat der Verein eine beispiellose Erfolgsgeschichte hinter sich. Konnte man vor 50 Jahren gerade einmal 45 Mitglieder zählen, so findet man heute über 450 Geschichts-Interessierte in der Mitgliederkartei. TEXT/FOTO: DANIEL SEEBURGER



# Rosenfeld – Stätte des Jammers und Entsetzens

Von Manfred Seeger – Fortsetzung

Weitere Unterlagen beweisen auch bössartige Verleumdungen, gegen welche der damalige Kasernen-Inspektor vom Hohenzollern Bausinger folgende Gegendarstellung abgibt: Er habe der Kompanie vom Hohenzollern nach Rosenfeld bis zum Ruheplatz zwischen Ostdorf und Geislingen das Geleit gegeben. Dort erhielten die Leute ein Trunk Bier und er hat beim Kompanieführer Müller, wie von Denunzianten behauptet, keine entsprechenden Äußerungen gemacht. Die Leute waren auf dem Ruheplatz nichts weniger als erschöpft oder angegriffen, sondern alle heiter und frohen Muts, so Bausinger.

Laut dem „Seehasen“ von Ostern 1965 betrug die Marschstrecke auf der Straße zirka 25 Kilometer und führte von der Burg über Wessingen nach Bislingen, Steinhofen und von dort nach Ostdorf, wo dann zwischen Ostdorf und Geislingen die erste Rast eingelegt wurde. Die letzte Strecke von Geislingen nach Rosenfeld beträgt zirka 8 Kilometer. Balingen, wie der zuvor erwähnte Denunziant behauptete, wurde dabei nicht berührt.

In der „Hohenzollerischen Zeitung“ vom 18. Februar 1965 steht dazu unter anderem die Meinung des Militärarztes. Von einer Anklage gegen die Offiziere und Unteroffiziere berichtete die Presse nichts, eine amtliche Untersuchung fand jedoch, wie bereits erwähnt, statt. Im Gutachten des Generalarztes hieß es: „Die Mannschaften, die ein Jahr lang beständig in einer kühlen Luft gelebt haben, leiden in viel intensiverer Weise

unter hohen Wärmegraden. Das nicht gewohnt sein an höhere Temperaturen ist die Hauptursache für die Katastrophe von Rosenfeld.“

Die „Sulzer Chronik“ vom 16. August 1873 schreibt in einer Notiz unter anderem: Solche Juli-Märsche mussten klar und genau geregelt sein. Kein Zopf entschuldigt den Tod von acht hoffnungsvollen Söhnen des Landes und reagierte zum Teil sehr heftig.

Natürlich griffen auch andere Zeitungen, in weiten Teilen des deutschen Reiches von 1871, diesen Vorfall auf. Gegen den Redakteur Leopold Sonnemann von der „Frankfurter Zeitung“ wurde ein Verfahren eingeleitet. Offiziere und Unteroffiziere der Division hatten gegen ihn Strafantrag gestellt. Das Frankfurter Stadtgericht sprach den Redakteur jedoch frei. In der Urteilsverkündung hieß es, der Artikel der Zeitung enthalte zwar Unrichtigkeiten und Übertreibungen, doch erscheine es als Pflicht der Presse, Ungehörigkeiten, wo sie sich zeigen, offen darzulegen, um eine Wiederholung zu verhüten.

Meiner Meinung nach und mit entsprechendem Zeitabstand gesehen ist auch hier wie schon oft früher und danach menschliches Versagen der Hauptgrund für diese damalige Katastrophe und wer von uns hat nicht schon einmal menschlich versagt? Vielleicht haben die Musketiere am Abend vorher auf der Burg doch noch etwas zu sehr gefeiert.

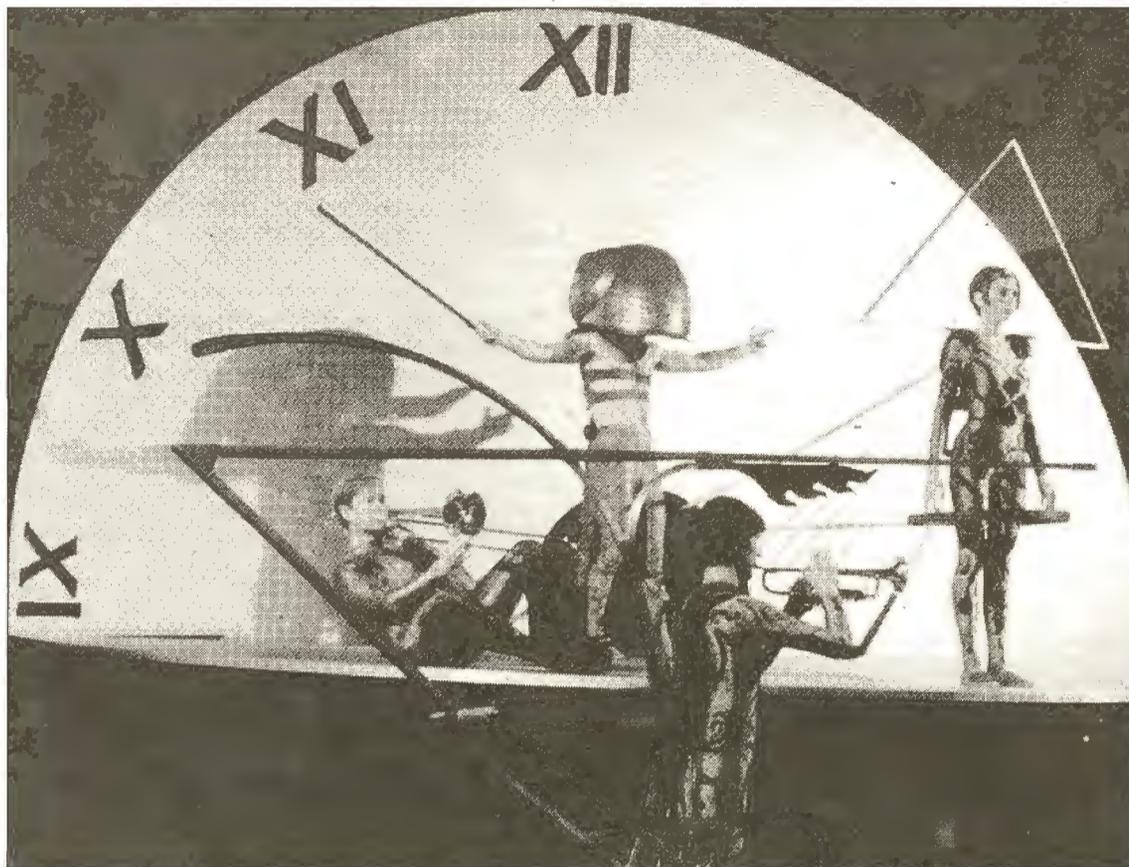
Im Jahre 1965 bekam auch das Rosenfelder Unglück wieder Auftrieb in der Presse, weil Bundeswehrausbil-

der vor einem Stuttgarter Gericht standen, nachdem ihnen die Mitschuld am Tod des Soldaten Anton Deigl vorgeworfen wurde. Im Juli 1964 war Anton Deigl nach einem Marsch bei brütender Hitze im Krankenhaus von Esslingen verstorben.

Am 31. Juli 1900 veranstaltete der Rosenfelder Kriegerverein unter Leitung von Oberförster von Bieberstein eine Einweihung des frisch renovierten Denkmals der neun Musketiere. Vom Regiment erschienen zu der Feier ein Oberstleutnant, ein Hauptmann, ein Oberleutnant, drei Unteroffiziere und zwei Mann, auch einige Angehörige der Verstorbenen waren bei der Feier zugegen. Außerdem nahmen die Kriegervereine von Binsdorf, Bickelsberg, Leidringen, Isingen, Rotenzimmern und Heiligenzimmern teil. Der Abschluss fand in der Brauerei Fischer statt, ein besonderer Dank für seine Mühe wurde Ehrenvorstand von Bieberstein ausgesprochen.

Am 20. Oktober 1953 besuchte eine Abordnung der Kameradschaft ehemaliger 114er und 14er aus Konstanz, im Beisein von Bürgermeister Engelfried aus Rosenfeld, die Grabstätte der sieben dort bestatteten Musketiere und legten einen Kranz nieder.

Abschließend möchte ich noch erwähnen, dass sich auch der Verein zur Förderung der Stadt Rosenfeld um den Erhalt des Denkmals verdient gemacht hat und bei einer Feier anlässlich des 100. Todestages der neun Musketiere dieses Ereignisses würdig gedachte.



Die Uraufführung des Mysterienspiels „Michaels Schöpfungsglied“ von Helmut Lutz in Beuron verspricht interessant zu werden.

## Michaels Schöpfungsglied

### Heimatkundliche Vereinigung geht zur Welt-Uraufführung

Am Samstag, 21. August, 20 Uhr, findet vor der Klosterkirche Beuron die Welt-Uraufführung des Mysterienspiels „Michaels Schöpfungsglied“ statt.

Die Heimatkundliche Vereinigung lädt ein zur außerplanmäßigen Bus-Exkursion zu diesem MYSTERIENSPIEL von Helmut Lutz, Bildhauer, Maler, Künstler aus Breisach, Begründer und Leiter der Breisacher Schule.

Helmut Lutz, weltweit wirkend, ist bekannt als Verfasser, Gestalter und Regisseur von tiefgründigen, packenden und faszinierenden Mysterienspielen. Bei Michaels-Schöpfungsglied mit Vorprogramm aus Sarajevo und Abschluss-Chor der Benediktiner-Mönche, handelt es sich um die Weltenuhr. Die sieben Tage der Schöpfungsgeschichte geben den mythologischen Rahmen.

Mit der Kraft des Guten und Bösen, mit den Klängen von MICHAEL und Luzifer kommt der Mensch in die

Welt. Auch heute noch zeigt uns SOPHIA den Weg in die Zukunft. Rezitativ und Arien aus der Schöpfung von Joseph HAYDN, Trompeten und Posaunen, treten ins den musikalisch schauspielerischen Dialog weltweit anerkannter Persönlichkeiten.

Die Bus-Exkursion zum abendlich-nächtlichen Mysterienspiel wird vorweg ergänzt mit einem Besuch der Stimmungsvollen St.-Anna-Kapelle in Fridingen, einem Spaziergang vom Bergstaig zur Kirchen-Ruine Maria-Hilf und zur Donau-Stadt Mühlheim mit seinem Zollern-Schloss. Organisation und Leitung hat Professor Christoph Roller.

Anmeldung nimmt Herr Mahler, Telefon (0 74 71) 155 40 entgegen.

Bus-Abfahrt Balingen, Stadthalle um 14 Uhr. Albstadt Bus-Bahnhof, Ebingen um 14.30 Uhr. Rückkunft gegen 24 Uhr.

## Mit Trommeln und Trompeten

### Heimatkundler bei Mysterienspiel in der Festung Neuf-Breisach

Der Bürgermeister von Neu-Breisach empfing uns höchst persönlich als Bufett-Spezialist für offenen Elsässer-Flammkuchen, Wein Gugelhupf und Kaffee vor den Festungsmauern. Exklusiv eingeladen hatte zu dieser Exkursion der Heimatkundlichen Vereinigung am Samstag, 26. Juni, der Bildhauer und Maler Helmut Lotz.

1975 gründete er die „Breisacher Schule“. Er ist Erfinder, Macher und Gestalter der fantastischen Skulpturen, Klangkörper und Bewegungsspiele zu den von ihm geschaffenen Mysterienspielen. Im Festungsgraben vor der Kulisse der Bastion aus dem 17. Jahrhundert gab Helmut Lutz die Einführung zum Mysterienspiel in der Radbühne. Sein Thema ist der Weg, der Weg führt zum Schöpfungsziel, ist Schöpfungsziel.

Persönlichkeiten von Weltklasse, im musikalisch schauspielerischen Dialog, waren die Akteure. Thema: Die Erschaffung der Welt aus dem Chaos. EUROPA überwindet die Grenzen der Kontinente, greift nach den Sternen. JUSTITIA stellt die Frage nach Recht und Gerechtigkeit. ADAM und POMETHEUS bringen die Erde in Schwung. PANDORA öffnet ihre Büchse:

Sprachverwirrung. Aber die Erde dreht sich doch. Mit der Weisheit der SOPHIA und dem Klang des ERZENGELS MICHAEL bleibt die Hoffnung.

Die großräumigen Skulpturen und Klangkörper des STERNENWEGES auf der elsässischen Rheininsel im Blick auf den Breisacher Münsterberg faszinierten. Dort machen die Exkursions-Teilnehmer Pause bis zu ihrer nächsten Fahrt zu den Enden der Kontinente.

Vor dem tausendjährigen Münster St. Stephan zu Breisach, wiedererstanden aus Schutt und Chaos des Krieges, zeigt EUROPA auf dem Stier zu den Sternen, den Sternen des Vereinten Europa.

Den Abschluss der Exkursion bildete der von Helmut Lutz geschaffene Raum der alten, uralten, hochmodernen Schwarzwaldkirche St. Nikolaus in Schluchsee. Der den ganzen Innenraum umfassende Kreuzweg bringt das Geschehen in eindringlicher Sprache dem zur Empfindung, der sich auf den Weg macht, denn der Weg ist das Schöpfungsziel. Der Blick auf den See, vom Wald eingefasst, brachte den warmen Ausklang dieser beeindruckenden Exkursion. Organisation und Leitung lagen bei Professor Christoph Roller.

## Exkursionen

Folgende Exkursionen finden in den nächsten Wochen und Monaten statt:

- Samstag, 31. Juli: Exkursion zu den Klöstern des Südschwarzwaldes; Leitung: Wolfgang Willig.
- Samstag, 14. August: Führung zu den Sehenswürdigkeiten des Truppenübungsplatzes; Leitung: Wilfried Groh
- Samstag, 2. Oktober: Führung zu den Industriebauten in Albstadt-Ebingen; Leitung: Dr. Ingrid Helber

## Exkursion nach Stetten am kalten Markt

Am Samstag, 14. August, findet eine Exkursion zum Truppenübungsplatz Heuberg - Stetten am kalten Markt statt. Die Dreibanmarken 1604 - ein Grenzstein - wird 400 Jahre alt. Abfahrt Stadthalle Balingen: 8 Uhr, Omnibusbahnhof Ebingen: 8.30 Uhr, Rathaus Meßstetten: 8.45 Uhr, Ankunft Stetten an der Albkaserne: 9.15 Uhr. Besichtigung auf dem Truppenübungsplatz 9.15 Uhr bis 11.30 Uhr durch Oberleutnant Klotz. Besichtigt werden der jetzige und der originale Standort der Dreibanmarken von 1604, Startplatz Natter (erster bemannter Raketenstart), Ochsenkopf, Stierhaus, Lenzenhütte, Dreitrittenkapelle, Russenfriedhof, KZ-Gedenkstätte, Gebäude aus der Gründungszeit des Platzes. 12 Uhr bis 14 Uhr: Mittagessen im Gasthaus Sonne in Stetten; 14 Uhr bis 17 Uhr: Historischer Rundgang durch Stetten (Siegfried Beil und Wilfried Groh). Dabei wird das Rathaus (Schloss der Herren von und zu Hausen und Stetten 1555 mit gotische Eingangshalle), die katholische Pfarrkirche Sankt Mauritius von 1631 (Grablage der Herren von und zu Hausen und Stetten), der ehemalige Sitz des Obervogts, das einstige Großherzoglich-Badische Amtshaus, die im Jugendstil erbaute Volksschule von 1914/15 und die evangelische Pfarrkirche besichtigt, die 1937/38 nach Plänen des Berliner Architekten Professor D. Otto Bartning als Hindenburg-Gedächtniskirche errichtet wurde. Anschließend Rückfahrt. Ankunft in Balingen um ca. 18.30 Uhr. Anmeldung bei Wilfried Groh, F.-W.-Raiffeisen-Str. 12, 72469 Meßstetten, Tel. /Fax : 07431/6537 und Herrn Mahler 07471/15540.

## Neue Adresse

Ruth Hübner hat eine neue Adresse. Sie ist jetzt in der Leutenheldstr. 22, in 76327 Pinztal zu erreichen. Ihre Telefonnummer lautet (0 72 40) 94 30 700, ihre Faxnummer (0 72 40) 94 30 766.

Verfasser der Beiträge dieser Ausgabe:

**Manfred Seeger**  
Panoramastr. 8  
72348 Rosenfeld

**Daniel Seeburger**  
Loewestr. 12  
72336 Balingen

**Herausgegeben von der  
Heimatkundlichen Vereinigung  
Balingen**

**Vorsitzender:**  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

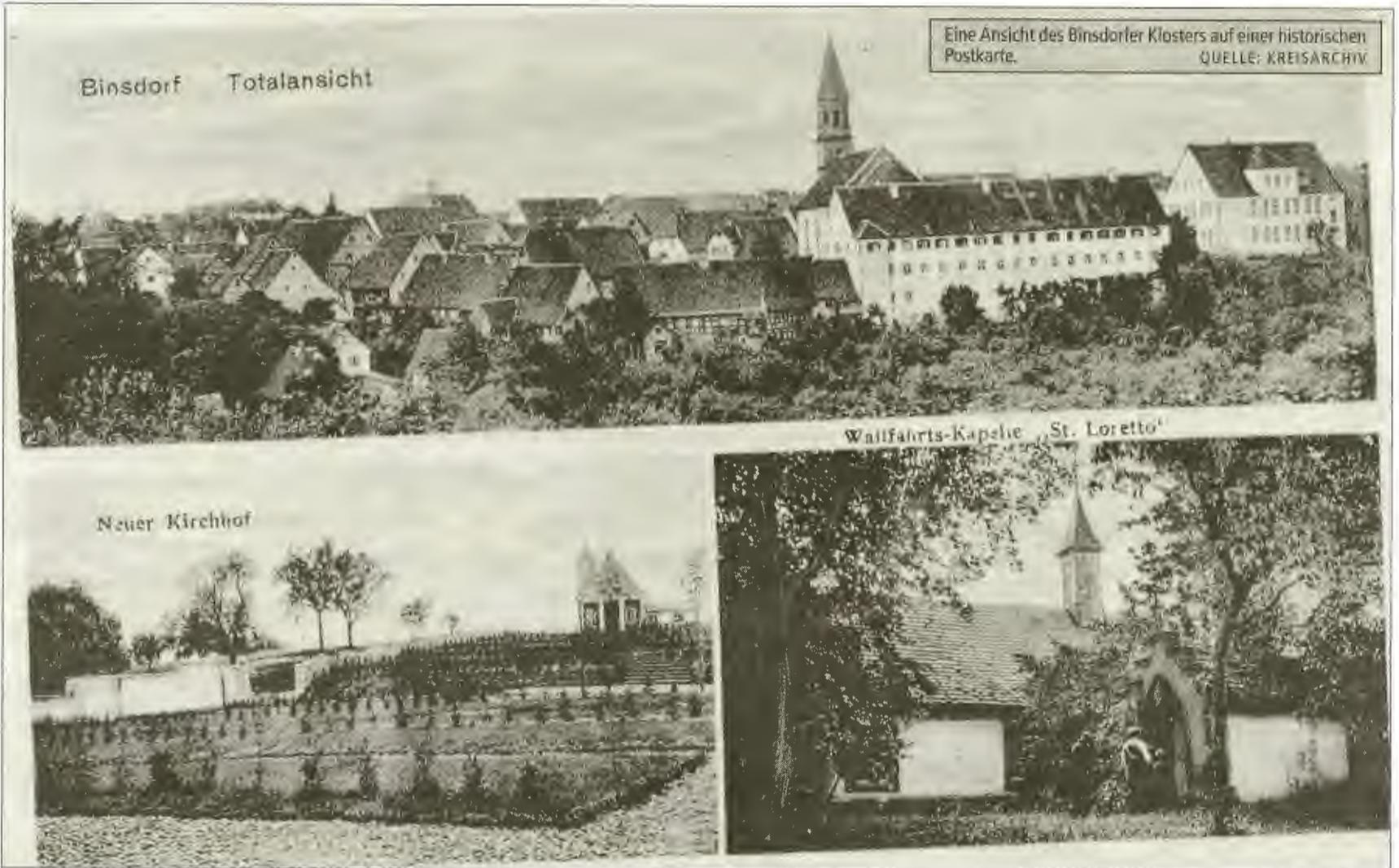
**Geschäftsführung:**  
Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2,  
72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94

**Redaktion:**  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



## Gesucht: Chronik des Klosters Binsdorf

Von Kreisarchivar Dr. Andreas Zekorn



Im Kreisarchiv des Zollernalbkreises findet sich eine Abschrift der „Chronik des Frauenklosters vom III. Orden des hl. Dominicus zu Binsdorf von 1685 – 1776“. Sie stammt aus dem Kloster Binsdorf, das 1806 beim Übergang der schwäbisch-österreichischen Stadt Binsdorf an Württemberg aufgehoben wurde. Das Gebäude wurde als Pfarrhaus an die Kirchenpflege Binsdorf verkauft, die Schwestern durften dort wohnen bleiben und erhielten eine Rente. 1838 verstarb die letzte Schwester. Noch heute wird das Gebäude des ehemaligen Klosters als Pfarr- und Gemeindehaus genutzt.

In diesem Kloster wurde nun auch eine Chronik angefertigt, die den Zeitraum 1685 bis 1776 behandelt. Vermutlich ging sie nach der Aufhebung des Dominikanerinnenklosters 1806 in private Hände über und wurde für landwirtschaftliche Aufzeichnungen genutzt. Aus der letzten Seite der im Kreisarchiv vorliegenden Abschrift geht nämlich hervor, dass die Chronik irgendwann in die Hände eines Landwirts gekommen sein muss. Möglicherweise wissen die heutigen Inhaber der Chronik gar nicht, welchen Schatz sie besitzen. Es wäre schön, wenn vom Original der Chronik wenigstens eine Kopie für das Kreisarchiv und das Gemeindearchiv Binsdorf hergestellt werden könnte.

Eine Abschrift der Klosterchronik gelangte durch Kurt Rockenbach ins Kreisarchiv. Dieser war in den 1950er-Jahren ehrenamtlicher Kreisarchivpfleger des Landkreises Balingen und wohnte in Rosenfeld. Auf dem Titelblatt seiner Abschriften vermerkte Rockenbach zum Aufbewahrungsort der Chronik lediglich: „Fund Aug(ust) 1955“, ohne den Fundort anzugeben. Später schrieb er einmal, dass ihm „vor einiger Zeit... privaterseits das Tagebuch der Dominikanerinnen von Binsdorf zur Abschrift und geschichtlichen Bearbeitung anvertraut“ wurde. In den 50er-Jahren war die Chronik also noch bekannt. Diese Chronik könnte möglicherweise ein dünnes, eher unscheinbares Büchlein sein, dessen großer historischer Wert auf den ersten Blick nicht zu erkennen ist.

Die Chronik umfasst 58 beschriebene Seiten. Der Titel und die erste Seite müssen – in altdeutscher Schrift geschrieben – folgenden Text enthalten:

[Vorseite:] Chronik  
des Frauenklosters vom III. Orden  
des H[eil]igen Dominicus zu Binsdorf  
von 1685 – 1776  
enthält pag[inas] 1 – 58

[Seite 1]  
Laudetur JESUS  
CHRISTUS.  
Amen.  
D I A R I U M  
oder  
Tag-Buech  
Underschiedlicher Begebenhaithen,  
deß hochlöbl[ichen] Convents S[anctae] Catharinae  
Senens[is],  
Ordinis S[ancti] Dominici, allhier zue Binsdorff,  
welches auß Befelch des Tit[ul]us hochwürdigen,  
hochgelehrten Herren P[ater] Fr[anz] Josephi  
Merlen, S[anctissimae] Theologiae Magistri Provin-  
cialis, von der hoch- undt wohlehrwürdig[igen]  
Frauen Hylaria Augustina Buemayrin,  
gebürtig von Augspurg, des erstged[achten] hochlö-  
bl[ichen] Convents dißer Zeit würdigst[e]  
Frauen Priorin ist angefangen,  
undt alles von Erbauung ahn des Closters,  
waß noch zue gedenccken gewesen anjetzo  
anhero notificiert undt eingeschriben  
worden. D[en] 20ten July 1731.

[Schnörkel]

Die Chronik endet folgendermaßen:  
 1776 ist unß durch von löbl[ichem] Oberamt zue Rot-  
 tenburg ein scharpfen Decret angetragen worden,  
 künftighin die Closter- rechnung löbl[ichem] Ober-  
 amt alle Quartal einzuschikhen, welches groß Kösten  
 dem Closter verursacht.  
 [Anmerkung Rockenbach:  
 Hier bricht die Chronik plötzlich ab.  
 Anschließende Seiten wurden zur Aufzeichnung land-  
 wirtschaftlicher  
 Aufzeichnungen [genutzt]  
 Kuh wek thun fleisch]

### Zur Geschichte des Klosters Binsdorf

Das Kloster, bis um 1560 stets Klausen genannt, wurde möglicherweise Ende des 13. Jahrhunderts als Begonnenklausen in dem bis 1381 hohenbergischen, später österreichischen Städtchen Binsdorf gegründet. Der genaue Vorgang ist noch ungeklärt. 1312 sind erstmals Beziehungen der Sammlung zu den Dominikanern belegt. 1314 bekamen die Schwestern Erlaubnis, in der Pfarrkirche Chor zu halten. Im 14. Jhd. erhielt das Kloster zahlreiche Schenkungen, so dass vor 1390 ein großes Haus erbaut werden konnte. 1344 befreite der Stadtherr Hermann von Ow die Klausen von den Steuern; die Stadt Binsdorf befreite sie 1393 von allen städtischen Diensten und Auflagen und gewährte ihnen Anteil am Gemeindebesitz.

1372 stiftete Graf Friedrich von Zollern, der damals auf das Patronat der Kirche verzichtete, zusammen mit der Gemeinde und der Klausen eine Kaplanei auf den Katharinenaltar; er gründete aus der Pfarrei und den Kaplaneien ein Stift, bei dem Priesterschaft, Gemeinde und Klausen gemeinsam das Präsentationsrecht, also das Recht, den Pfarrer vorzuschlagen, hatten.

Die Rottweiler Dominikaner hatten die Betreuung der Dominikanerinnen, Beichtvater war der Pfarrrektor. In der frühen Neuzeit befanden sich durchschnittlich 10 bis 14 Chorfrauen im Kloster, Laienschwestern waren, wenn überhaupt, nur ein bis zwei vorhanden. Soweit ersichtlich, stammten die Schwestern aus dem Bürger- und Bauernstand. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts lassen sich Verbindungen zur Reichsstadt Augsburg und zu anderen Orten im heutigen Bayern feststellen, von wo zahlreiche Schwestern kamen; des Weiteren kamen etliche Schwestern aus Rottenburg a.N.

Das Kloster besaß eigene Güter in Binsdorf, die zu einem Maierhof zusammengelegt wurden und zusätzlich 50 J Wald, sowie Höfe in Ergenzingen, Erlaheim und Trillingen und sodann Weinberge in Hirschau

und Wurmlingen. 1333 war sogar ein Salzgeld aus der vorderen Halle (Salzpfanne) in Sulz erworben worden. Um 1800 betrug die jährlichen Einnahmen 1610 Gulden.

1685 erfolgte ein Neubau des Klosters mit Konventsstube und 16 Zellen. Zum Nonnenchor in der nebenan stehenden Kirche führte ein gedeckter Gang.

Das Kloster hatte ein Asylprivileg („Freiheit“) und gewährte im 18. Jhd. verschiedentlich Verfolgten Asyl im Klosterbezirk, die von dort entkommen konnten. In diesem Zusammenhang ist 1525 wohl auch die Flucht eines württembergischen Hauptmanns Herzog Ulrichs zu sehen; damals bestrafte die österreichischen Behörden das Kloster allerdings mit 60 fl.

Die österreichische Regierung versuchte 1784 im Rahmen der josephinischen Maßnahmen die Klosterfrauen zu nutzbringender Tätigkeit anzuhalten. Die Schwestern lehnten es aber ab, eine Handarbeitsschule für Mädchen einzurichten. Erst 1806, nach dem Übergang an Württemberg, wurde das Kloster säkularisiert. 1807 verkaufte der württembergische Administrator das Klostergebäude an die Binsdorfer Kirchenpflege als Pfarrhaus für 6.000 fl. Der Klosterbesitz fiel an den württembergischen Staat. Die Nonnen durften im Pfarrhaus wohnen bleiben, sofern sie es wünschten, und erhielten eine Rente. Zu Beginn des 21. Jhdts. wird das Gebäude als Pfarr- und Gemeindehaus genutzt.

### Die Chronik

Die Priorin des Klosters Binsdorf Hylaria Augustina Bue-mayrin aus Augsburg begann im Juli 1731 mit der Niederschrift der Chronik ihres Klosters, wie es im ersten Absatz heißt. Sie notierte rückblickend die Ereignisse ab 1685, als das Kloster neu erbaut wurde. Die Chronik gibt zahlreiche interessante Einblicke in das klösterliche Leben aber auch über allgemeine Ereignisse, wie z.B. Viehseuchen oder Kriegsvorkommnisse ab 1733.

Die Chronik sollte nicht nur einfach das Geschehene festhalten, sondern auch Erfahrungen für die Zukunft vermitteln und über Rechte des Klosters informieren. So sind in der Chronik Rechte gegenüber dem Pfarrer von Binsdorf festgehalten. Für die Nachwelt gedacht ist z.B. ein Rezept bei Viehseuchen. Mit der Stadt Binsdorf gab es häufiger Streit, weil das Kloster nicht zu außerordentlichen Geldzahlungen und Dienstleistungen insbesondere in Kriegs- und Notzeiten beitragen wollte. Das Kloster verteidigte hartnäckig seine Privilegien aus dem Mittelalter, die es von Steuern und Dienstleistungen befreiten. 1734, während des Polnischen Thronfolgekriegs, als französische Truppen einmarschierten und Getreidelieferungen verlangten, gaben die Schwestern ihre Pferde der Stadt für Vorspannleistungen her, aber nur gegen Bezahlung und unter der Be-

dingung, dass es keine dauerhafte Verpflichtung sei. Die Pferde des Klosters waren insbesondere auch deshalb begehrt, weil Ochsen wegen einer Viehseuche nicht als Zugtiere eingesetzt werden konnten. Während des Österreichischen Erbfolgekriegs (1740 - 1748) wiederholten sich derartige Ereignisse: 1743 ließ das Kloster zunächst nur gegen Geld Fuhrleistungen für die Stadt erbringen. Bald darauf mussten auf kaiserlichen Befehl hin jedoch auch Klöster derartige Fuhr übernehmen. 1739 beteiligte sich die Klosterfrauen am Ankauf einer einhundert Gulden teuren Feuerspritze für Binsdorf, mit einem Viertel des Kaufpreises unter der Bedingung, dass die Spritze auch dem Kloster im Notfall zur Verfügung stehen sollte.

Einen anderen Reibungspunkt mit der Stadt Binsdorf bildete das Asylprivileg des Klosters: bei einem Totschlag konnten die Schwestern dem Totschläger Asyl gewähren und ihn entkommen lassen. Ein solches Recht berührte die städtische Gerichtsbarkeit und schränkte sie ein. Dennoch musste die Stadt sogar einen Totschläger dem Kloster wieder überstellen, der es zunächst geschafft hatte, in den klösterlichen Asylbezirk zu fliehen, aber dennoch von den Bürgern verhaftet worden war.

Hingewiesen sei schließlich auf zwei besondere Höhepunkte im klösterlichen Leben, die in der Chronik notiert sind: Zunächst ist hier die Altarweihe in der Loretokapelle zu nennen, welche der Konstanzer Weihbischof Johann Franz Anton von Sirgenstein 1733 durchführte. Im Anschluss daran nahm er im Kloster ein Mittagmahl ein und spendete die Firmung im Chor der Kirche. 1734 veranstalteten Bußprediger ein Theater in Binsdorf, dem die Schwestern zu ihrem Leidwesen jedoch auf Geheiß ihres Beichtvaters nicht beiwohnen durften.

### Informationen

Die Chronik vermittelt insgesamt ein lebendiges Bild vom Geschehen im Kloster Binsdorf, aber auch von der klösterlichen Umwelt. Das Kreisarchiv des Zollernalbkreises plant die Herausgabe der Chronik in Buchform. Es wäre deshalb nützlich, wenn die Abschrift im Kreisarchiv mit dem Original der Chronik abgeglichen und vom Original wenigstens eine Kopie für das Kreisarchiv und das Gemeindearchiv Binsdorf hergestellt werden könnte.

Deshalb die Bitte: Wer etwas über den Verbleib der Chronik weiß, bitte melden im Kreisarchiv, Landratsamt Zollernalbkreis, Dr. Andreas Zekorn, Telefon (0 74 33) 92 1145), E-Mail: kreisarchiv@zollernalbkreis.de oder Stadtverwaltung Geislingen, Bürgermeister Günther-Martin Pauli, MdL, Telefon (0 74 33) 96 84 0.

Das Kloster von Binsdorf heute: Eine der schönsten Ansichten der kleinen Gemeinde. FOTO: DANIEL SEEBURGER



# Ein Juwel der Barockmalerei

## Gottfried Bernhard Göz und die Bitzer Apostel

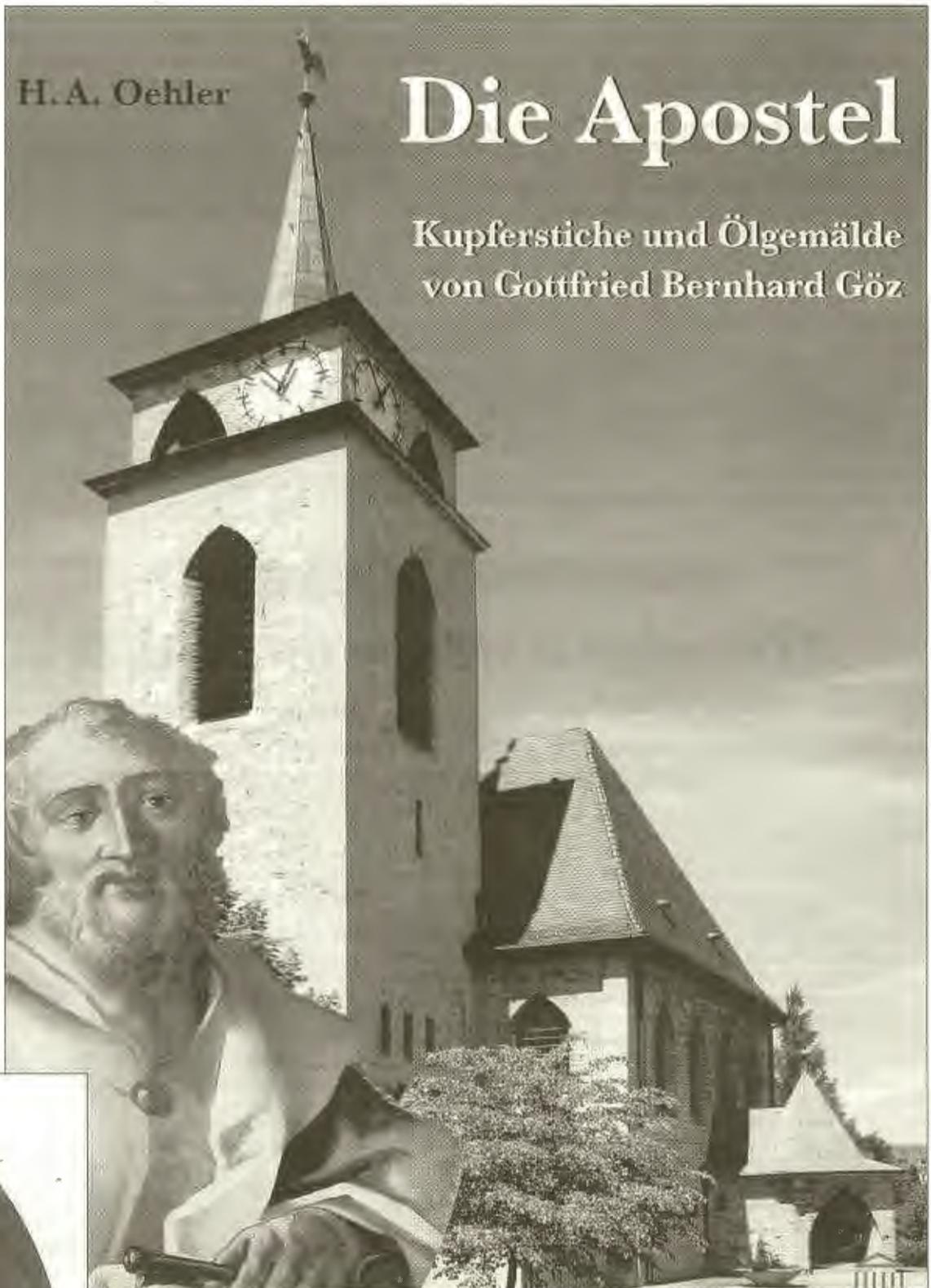
Auf ein ganz besonderes Kunstwerk im Zollernalbkreis geht ein neu erschienenes Buch ein. In der Martinskirche in Bitz hängen Bilder der zwölf Apostel – geschaffen von einem bedeutenden Barockmaler aus Augsburg. Die Apostel zählten im 18. Jahrhundert zu den Themen in der christlichen Kunst. Auch der bedeutende Augsburger Barockmaler Gottfried Bernhard Göz malte drei Zyklen mit den Aposteln: für St. Cassian in Regensburg, für die Amberger Schulkirche der Salesianerinnen und für das Franziskanerinnenkloster Margrethausen auf der Schwäbischen Alb. Die zwölf Apostelbilder des Klosters hängen jetzt in der Martinskirche in Bitz.

Die Apostel wurden als Träger der Kirche häufig dargestellt. Auch Gottfried Bernhard Göz, dessen Werk den Inbegriff des Augsburger Rokoko verkörpert, wendete sich in seinem umfangreichen Schaffen den Aposteln zu. Mit 31 Jahren erhielt der Maler, Stecher und Kunstverleger den Auftrag, für die Kirche des Franziskanerinnenklosters in Margrethausen zwölf Medaillons mit Abbildungen der Apostel zu malen.

Mit den Apostelbildnissen und einer 14 Blätter umfassenden Kupferstichreihe beschäftigt sich Hans Albrecht Oehler in dem Kunstführer „Die Apostel. Kupferstiche und Ölgemälde von Gottfried Bernhard Göz“ (Legat-Verlag, Tübingen, 2004). Durch die Gegenüberstellung der Stiche und der gut erhaltenen Bitzer Tafelbilder erleichtert der Kunsthistoriker den Zugang zu Werken der Barockkunst Süddeutschlands.

Der ehemalige Jesuitenschüler Göz griff in dem 1736 entstandenen und in der Augsburger Universitätsbibliothek aufbewahrten Grafik-Zyklus eine alte Form des Apostel-Credos auf. Dabei wird jedem Apostel ein Abschnitt des Glaubensbekenntnisses zugewiesen. Die Apostel sind alle mit ihren Attributen oder ihrer Tracht wiedergegeben, wie beispielsweise der im Gewand des Pilgers auftretende Jakobus der Ältere. Szenen zu den Märtyrertoden und Bildunterschriften tragen den komplexen theologischen Gedankengang der Barockzeit Rechnung. „Die Kupferstiche dienten Geistlichen und gebildeten Laien zu Lehre und Andacht. In ihnen steckt nicht nur künstlerische Erfindung und Technik, sondern auch ein Schatz an theologischen Überlegungen“, so der Autor.

In der komplexen Fülle seiner Stiche versteht sich Göz ganz als Kind des Barock. In den Bitzer Apostelbildern verzichtet er dagegen weitgehend auf Details. Bei den Fresken für die Kirchen in Amberg und Regensburg fügte der Augsburger Barockmeister die Attribute, die die Apostel identifizieren, in reich ausgebildete Stuckrahmen ein. In Margrethausen fehlte dafür der Platz.



Aus diesem Grund sind die Attribute der Heiligen, die auch die Laien jener Zeit kannten, ins Bild hineingenommen worden. Die Gemälde der zwölf Apostel mussten daher „deutlich und unverwechselbar zeigen, wer jeweils gemeint war“, erläuterte Oehler.

Die ovalen Medaillons sind die frühesten erhaltenen Ölbilder des bei den Jesuiten und Zisterziensern sowie Regensburger und Konstanzer Fürstbischöfen geschätzten Künstlers. In einfache Holzrahmen eingefasst und ohne schmückendes Beiwerk hält Göz seine Apostel in ausdrucksstarken Charakterstudien fest: vom Jüngling Philippus bis zum ergeben nach oben blickenden Greis Matthias. „Die Sprache der Augen, am auffallendsten bei Thomas, und auch die der Hände, wie beim Eiferer Simon, waren dem jungen Maler wichtig“, weist der Autor hin.

Die 1739 für die Margrethausener Nonnen geschaffenen Apostelbildnisse wechselten 1811, als das Kloster aufgehoben wurde, den Besitzer. „Dass sie beweglich waren, hat den Bildern vielleicht das Leben gerettet“, meint der Kunsthistoriker. Ein Ebinger Apotheker erwarb sie um fünf Gulden und verkaufte sie bereits drei Jahre später an die Bitzer Kirchengemeinde. Heute hängen die Gemälde in der vor 80 Jahren erbauten Martinskirche in Bitz.

Um den evangelischen Kirchgängern die Zuordnung der Apostel zu erleichtern, wurden nachträglich Namensüberschriften angebracht. „Diese sind zum Teil leider falsch“, gibt Oehler zu bedenken. Waren die Margrethausener Nonnen und die Gläubigen ihrer Zeit mit dem Bild der Apostel und den Legenden, die von ihren Martyrien berichten, vertraut, so fehlte der Generation nach der Säkularisation dieses Wissen. „Dass einzelne Apostel an ihren Attributen nicht mehr erkannt und falsch bezeichnet wurden, das schulden sie der Übertragung in die Kenntnis- und Glaubenswelt einer anderen Zeit und einer anderen Konfession“, fasst der Autor zusammen.

# Das unterirdische Böblingen

## Exkursion mit Dr. Ingrid Helber

Ein ganz außergewöhnliches Denkmal besitzt die Kreisstadt Böblingen. Dieses konnten Mitglieder und Freunde der Heimatkundlichen Vereinigung unter der Leitung bei einer bemerkenswerten Exkursion von Dr. Ingrid Helber kürzlich besichtigen und näher inspeziieren.

Bei den Forschungsarbeiten zur neuen Böblinger Stadtgeschichte war die Balingener Kunsthistorikerin Dr. Ingrid Helber auf die fast tausend Meter langen „historischen Stollen“ aus dem Zweiten Weltkrieg aufmerksam geworden. Die Besucher der Heimatkundlichen Vereinigung erhielten eine überaus qualifizierte Führung bei dieser Exkursion. Mit ihrem fundierten Wissen bot die Mitarbeiterin des Böblinger Stadtarchivs Cornelia Wenzel einen außerordentlich eindrucksvollen Rundgang mit interessanten Einblicken in die Kriegszeit.

Bei einem verheerenden Bombenangriff im Oktober 1943 war ein großer Teil der Innenstadt völlig zerstört worden. Feindliche Flugzeuge hatten im Nebel geglaubt, die Landeshauptstadt Stuttgart vor sich zu haben. Um die Bevölkerung zu schützen, ließen die Verantwortlichen unter dem so genannten Schlossberg, das heißt vom ehemaligen Schloss bis zum heutigen

Rathaus ein ganzes Stollensystem graben. Die Ausführung erfolgte nicht durch Zwangsarbeiter, sondern durch Böblinger Bürgerinnen und Bürger. Nach einem Jahr war das Bauwerk fertig. Platz fanden in den etwa 1,60 Meter breiten Gängen offiziell 1500 Personen aus dem Innenstadtbereich. Jedem war ein nummerierter Platz zugeteilt.

Man saß bei Bombenangriffen auf schmalen Kisten, in denen man wenige persönliche Dinge unterbringen konnte. Das Tunnelsystem schützte die Bevölkerung bei weiteren Bombardierungen, so dass niemand darin ums Leben kam.

Weiterhin stand die Besichtigung der Zehntscheuer mit dem Bauernkriegsmuseum auf dem Programm. Dort ist zur Zeit eine Sonderausstellung zum „125jährigen Jubiläum der Gäubahn“ zu sehen, die von Kulturamtsleiter Dr. Günter Scholz und Cornelia Wenzel ausgearbeitet wurde.

Bei einem Stadtrundgang konnte Dr. Helber unterschiedliche Aspekte der Stadtentwicklung Böblingens aufzeigen. Auch das „Fleischermuseum“ begeisterte mit seinen Exponaten sowie mit den prächtigen Bemalungen des Renaissance-Fachwerks die Teilnehmer der Exkursion.

## Maschen und Maschinen

Am Samstag, 2. Oktober, bietet die Kunsthistorikerin Dr. Ingrid Helber einen themenbezogenen Rundgang durch die Ebinger Industrie- und Architekturgeschichte an. Da die gebürtige Ebingerin ihre Doktorarbeit hierzu verfasste, möchte sie Freunde und Mitglieder der Heimatkundlichen Vereinigung einmal zu diesem Thema informieren. Den Ausgang nimmt die Spurensuche beim Restaurant-Café Apfelbaum in der Langwatte 33-35. Bereits 1842 wurden in dem Gebäude Kinderhauben und -kittelchen durch J.G. Eppler produziert. Später waren dort der Balingener Unternehmer Wilhelm Behr und der Erzinger J.F. Hertler (später Rehfuß & Stocker) ansässig. Auf dem Weg zu Fuß durch die Stadt werden überregional bekannte Gebäude wie die Gebr. Haux angeläufig, aber auch wenig bekannte oder beachtete Gebäude und Details aufgezeigt. Außerdem wird Interessantes über die jeweilige Firmengeschichte zu erfahren sein. Treffpunkt Balingen 14 Uhr am unteren Parkplatz der Stadthalle zur Bildung von Fahrgemeinschaften. Treffpunkt Ebingen 14.30 Uhr am Restaurant-Café Apfelbaum in der Langwatte. Es kann der Parkplatz in der Langwatte vor der Tunneleinfahrt benützt werden. Die Dauer der Führung beträgt circa zwei Stunden. Im Anschluss Nachbesprechung und gemühtliches Beisammensein im Apfelbaum. Anmeldungen bei Dr. Ingrid Helber, Balingen, Tel. 07433/4818.

### DAS AKTUELLE BUCH

## Krisenherd Irak – die Wurzeln des Konflikts

Von neuen Erkenntnissen über die Neolithische Revolution im fruchtbaren Halbmond bis zu den jüngsten Ereignissen im Irak spannt sich der Bogen der Geschichte Mesopotamiens. Dabei legt der Wissenschaftsjournalist und Historiker Wolfgang Korn Kontinuitäten und Brüche des Ost und West verbindenden Erbes zwischen Euphrat und Tigris frei.

Seit den Irakkriegen hat die westliche Öffentlichkeit ihre Aufmerksamkeit verstärkt auf das Land zwischen Euphrat und Tigris gerichtet. Doch der verengte Blick auf die jüngste Vergangenheit registriert vor allem die Unterschiede zwischen westlicher und östlicher, christlicher und islamischer Welt. Dabei hat Mesopotamien als Ursprungsland die gesamte eurasische Zivilisation so stark geprägt, dass Ost und West gemeinsam von ihrem mesopotamischen Erbe sprechen können, sprechen müssen: Abendland und Morgenland haben in Mesopotamien einen gemeinsamen Ursprung, der sie viel weiter prägt, als es den politischen und kulturellen Akteuren auf beiden Seiten – gestern und heute – lieb ist. In seinem höchst anschaulich geschriebenen Buch stellt Wolfgang Korn zum einen neueste Forschungsergebnisse zum Zweistromland von der ausklingenden Steinzeit bis zur jüngsten Vergangenheit vor – illustriert mit zahlreichen kurz vor Kriegsbeginn aufgenommenen Fotos sowie Satellitenbildern archäologischer Stätten, die heute nicht mehr zugäng-

lich oder zum Teil zerstört sind. So wurden die weltweit ersten Kulttempel auf dem Göbekli-Tepe nicht von Bauern, sondern von nomadisierenden Jägern errichtet. Auch hat der Vater der abendländischen Medizin, Hippokrates, von babylonischen Ärzten wortwörtlich abgeschrieben. Und während fast alle Kulturen des östlichen Mittelmeerraums in der Spätbronzezeit untergingen, wurde die nordsyrische unter dem Kult des Wettergottes von Aleppo weitergeführt.

Zwar hat die legendäre Bagdadbahn nie die ihr oft angedichtete welthistorische Bedeutung erlangt, doch spielte sie eine wichtige Rolle bei der archäologischen Erforschung Mesopotamiens. Zum anderen arbeitet der Historiker in seinem vielschichtig und abwechslungsreich geschriebenen Werk die Frage nach Kontinuität und Brüchen in der Ost-West-Geschichte heraus.

In Vorderasien wurden nicht nur neue Techniken wie die Töpferscheibe und der Streitwagen, Schrift und Gesetzessammlungen erfunden. Mesopotamien bildete gleichzeitig auch die Drehscheibe der Ost-West-Beziehungen. Hier wurden begehrte Handelswaren wie die erste Zinnbronze, später Gewürze und Seide gemeinsam mit innovativen Ideen aus Technik, Kultur und Religion umgeschlagen. Über Jahrtausende stürmten Völker aus Norden und Osten, seit Alexander dem Großen auch aus dem Westen in das Zweistrom-

land. Sie verwandelten Mesopotamien zum Kampfplatz und zum Schmelztiegel, der die multikulturelle Grundlage der eurasischen Zivilisation bildete.

Die Begegnung von Ost und West war jedoch spätestens seit der griechisch-persischen Konfrontation von Vorurteilen geprägt, immer wieder jedoch auch von der Faszination, die das benachbarte Fremde auslöste – beispielsweise in Gestalt des exotischen Orients. Vor allem jedoch haben bereits die Anfänge der Zivilisation ihren bis heute gültigen Charakter geprägt: Ist das labile Gleichgewicht zwischen Schöpfung und Zerstörung, das unsere Zivilisation bis heute bestimmt, das Erbe der Anfänge in Sumpf und Schlamm? Natürlich lassen sich diese Auswüchse nicht monokausal mit den Anfängen in Mesopotamien erklären, aber diese Rückbesinnung kann zum Verständnis beitragen, warum das unserem Zivilisationsprozess zugrunde liegende Handlungsmuster Risikoverhalten, Verdrängung und Vergeltung eher fördert statt ihnen entgegenzuwirken.

### INFO

Wolfgang Korn, Mesopotamien – Wiege der Zivilisation, 6000 Jahre Hochkulturen an Euphrat und Tigris. 160 Seiten mit 120 farbigen Abbildungen, Karten und Plänen. Gebunden.

## Am Rande der Welt

Schnee- und Felslawinen begraben ganze Siedlungen in den Alpen, Sturmfluten an der Nordseeküste lassen weite Landstriche für immer im Wasser versinken und in Grönland zerstören kaum wahrnehmbare Veränderungen der Jahresmitteltemperatur die knappen Lebensgrundlagen der dort lebenden Menschen – dies sind keine düsteren Zukunftsszenarien, sondern archäologisch nachweisbare Ereignisse und Prozesse der Vergangenheit. Sie illustrieren, mit welcher Härte Mensch und Umwelt in extremen Lebensräumen aufeinander prallen.

Zu allen Zeiten, nicht nur in den vergangenen Jahrhunderten und Jahrzehnten, haben sich die Menschen bis an den Rand der ihnen bekannten Welt vorgetraut, neue Wagnisse beschritten und das harte Leben in den extremsten Landschaften gemeistert. In eindrucksvollen Bildern und einem fundierten und trotzdem angenehmen lesbaren Text analysiert dieser Band die wechsel-

seitige Beeinflussung von Mensch und Umwelt und erläutert die Entwicklung spezieller, an die raue Umgebung angepasster Siedlungs-, Wirtschafts- und Gesellschaftsformen.

Mit Forschungsergebnissen aus ganz Europa und aus verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen zeichnet Dirk Meier in seinem eindrucksvollen Werk ein überaus faszinierendes Bild des Lebens am Rande der bewohnbaren Welt – von den Alpen über norddeutsche Moor- und Küstenlandschaften bis nach Skandinavien.

### INFO

Dirk Meier – Siedeln und Leben am Rande der Welt, Zwischen Steinzeit und Mittelalter. Sonderband der Zeitschrift „Archäologie in Deutschland“, 104 Seiten mit 95 Abbildungen, Skizzen und Karten. Erschienen im Theiss Verlag, Stuttgart.

### Verfasser der Beiträge dieser Ausgabe:

Dr. Andreas Zekorn  
Landratsamt Zollernalbkreis  
72336 Balingen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:  
Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2,  
72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94

Redaktion:  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

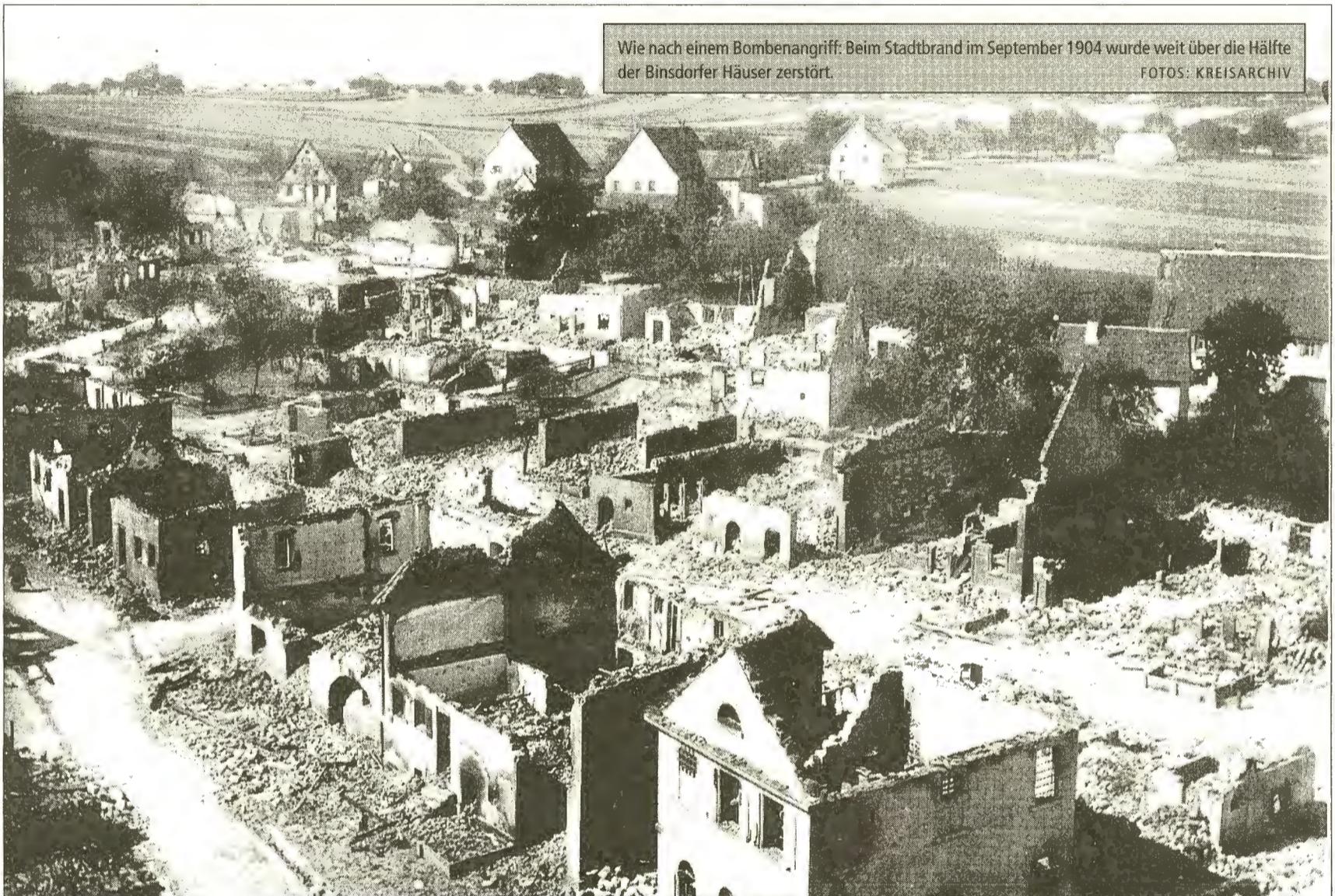
# Heimatkundliche Blätter

# Balingen

Jahrgang 51

30. September 2004

Nr. 9



## „Neues Leben blüht aus den Ruinen“

Am 17. September 1904 brannte fast ganz Binsdorf nieder – Von Gerhard Mozer

Die Stadt Geislingen hat eine Broschüre über den Binsdorfer Stadtbrand herausgebracht, in der Kreisarchivar Dr. Andreas Zekorn die Brandkatastrophe und den Wiederaufbau der Stadt Binsdorf vor 100 Jahren beleuchtet. Gerhard Mozer hat die Ereignisse zusammengefasst:

Der September, wenn alle Scheunen gefüllt sind, scheint der Unglücksmonat der Binsdorfer zu sein. Bereits am 8. September 1799 wurden bei einem Großbrand 48 Gebäude vollkommen zerstört. Am 17. September 1904 wurde die Stadt Binsdorf wieder von einem furchtbaren Brande heimgesucht. Von 125 Häusern brannten 93 nieder. Die Stadt Binsdorf hatte am Brandtag rund 900 Einwohner.

Die ersten Feuerrufe ertönten, als die Kinder um viertel nach zwölf Uhr das Schulhaus verließen. Viele Binsdorfer insbesondere die Männer waren auf dem Felde, arbeiteten in den nahegelegenen Steinbrüchen

oder waren mit ihren Feldfrüchten auf dem Wochenmarkt in Balingen. Der Ausbruch des Feuers war kurz nach elf Uhr vormittags in einem Anwesen am nördlichen Ende der Stadt - unweit des Pfarrhofes. Vermutlich beim Anzünden des Herdes in der Küche kam es durch Funkenflug zur Brandlegung. Zunächst versuchten die Anwohner mit gefüllten Eimern das Feuer selbst zu löschen. Die Flammen hatten indes in den wenigen Minuten eine solche Ausdehnung angenommen, dass ein Löschen nicht mehr möglich war. Durch den heftigen Nordostwind hatten die Flammen zunächst das Haus und in rascher Geschwindigkeit bald den ganzen oberen Stadtteil ergriffen. Die wenigen Feuerwehrleute, die anfänglich anwesend waren, brachten unter Lebensgefahr das Vieh und das Wichtigste an Hab und Gut in Sicherheit.

Selbst die große Scheuer des alten Klosters war von den Flammen ergriffen worden. Hier schritt dann erst

die Binsdorfer Feuerwehr ein, um das Pfarrhaus, das Kloster und die Kirche zu retten. Dies gelang durch einen gezielten Einsatz aller Kräfte. Außerdem hatte sich die Windrichtung geändert.

Das Wasser war bald zu Ende, die schwach fließenden wenigen Brunnen und die nächsten Güllelöcher waren in kürzester Zeit ausgepumpt. Um 14.45 Uhr war das Feuer an der nach Sulz führenden Hauptstraße angekommen. Mehrere Häuserreihen in dieser Richtung waren in der Kirch- und Hinteren Gasse niedergebrannt. Nun hätten bei der herrschenden Richtung des Windes die Flammen in gegenüberliegenden Gebäuden ihr letztes Opfer gefunden, wenn nicht eben jetzt der Wind sich mehr östlich eingestellt hätte, um das Feuer Richtung Marktplatz zu treiben. Ungestümer als je zuvor fuhr der Wind in die hoch aufspringenden Flammen und setzte weitere Gebäude in Brand.

Endlich gegen vier Uhr ließ der Wind etwas nach, jedoch galt es nun das Rathaus zu retten. Um halb vier Uhr versuchte die Feuerwehr einen energischen Vorstoß, jedoch mit wenig Erfolg. Um vier Uhr züngelten die ersten Flammen unter dem Rathausdach und zwanzig Minuten später stand es in vollen Flammen.

Gegen fünf Uhr abends war mit dem Ausgang der Häuserreihe Richtung Marktbrunnen dem Feuer ein Ziel gesetzt. Der Mensch ward jetzt Sieger über das feurige Element. Aber was war eigentlich noch übrig. Mehr als 93 Gebäude waren den Flammen zum Opfer gefallen. Unter den abgebrannten Häusern waren das Rathaus, die Schule, die Schullehrerwohnung, das Haus des Stadtschultheißen Eberhart, die Wirtschaften zum Paradies und zur Krone sowie mehrere Geschäfte und gewerbliche Betriebe. Das Gros aber stellten die landwirtschaftlichen Anwesen und die unglücklichen Bewohner.

Wie durch ein Wunder wurde bei dem verheerenden Brand niemand getötet, lediglich einige wenige Personen wurden verletzt.

Bei der Brandbekämpfung waren alle Feuerwehren des Umkreises in Binsdorf tätig. So die Feuerwehren aus Rosenfeld, Heiligenzimmern, Erlaheim, Isingen, Gruol, Leidringen, Vöhringen, Bickelsberg, Geislingen, Balingen und Sulz.

Noch am Abend des Unglückstages und die ganze Nacht hindurch waren Scharen von Neugierigen hergekommen. Der darauffolgende Sonntag vollends brachte Tausende von Fremden zu Fuß, zu Wagen, zu Rad und zu Automobil herbei. Neben den abgebrannten Gebäuden betrug die Zahl der obdachlosen Personen 452, für welche man nun in erster Linie Unterkunft beschaffen musste. Die Abgebrannten waren im Besitz von ca. 300 Stück Großvieh und 16 Pferden. Die obdachlosen Bewohner wurden in den umliegenden Ortschaften untergebracht.

Es lief eine beispielhafte Hilfsaktion an, die unter anderem von seiner Exzellenz des Staatsministers des Inneren geleitet und begründet wurde. Dazu wurde ein Hilfskomitee gegründet. Außerdem wurde für die Aufräumarbeiten das Militär in einer Stärke von 56 Mann bereitgestellt, das bereits am Montagmittag in Binsdorf eintraf. Ein verfasster Hilferuf in sämtlichen



Zahlreiche Feuerwehrmänner aus der ganzen Region versuchten den Großbrand zu löschen.

damals bekannten Informationsblättern brachte zahlreiche Spenden für das Hilfskomitee.

Die Liste der zahlreichen Geldspenden leitete seine Majestät der König ein, indem er telegrafisch die Summe von 500 Mark anwies. Dem schloss sich seine Majestät die Königin sowie seine königliche Hoheit Herzog Albrecht mit jeweils auch 500 Mark an. Die größte Spende jedoch kam von dem in Binsdorf gebürtigen Fabrikdirektor Karl Hipp aus Stuttgart, der die große Summe von 15000 Mark spendete.

In einer Zeitung schrieb damals ein bewegter Zeitgenosse: „Und wenn wir vielleicht nach Jahresfrist an die ehemalige Stätte des Unglücks kommen und die Häuser wieder aufgebaut und die Bewohner wieder froh bei ihrer täglichen Arbeit finden dann mögen wir in Erin-

nerung an die einstige Katastrophe nicht betrübt sein, sondern freudig bewegt sprechen: Und neues Leben blüht aus den Ruinen“. Noch heute erinnern Inschriften an den Häusern an jenen schicksalhaften Tag in der Stadtgeschichte.“

#### INFO

Die Broschüre „Der Binsdorfer Stadtbrand“ von Kreisarchivar Dr. Andreas Zekorn, herausgegeben von der Stadt Geislingen, hat 43 Seiten und zahlreiche historische Fotos. Er ist bei der Stadtverwaltung Geislingen erhältlich.

Nach dem Großbrand: Etwa 500 Menschen waren obdachlos geworden, mehr als die Hälfte der Häuser war zerstört.



# Erinnerung an geschichtsträchtigen Ort

## Info-Tafel für die Schalksburg – Von Professor Christoph Roller

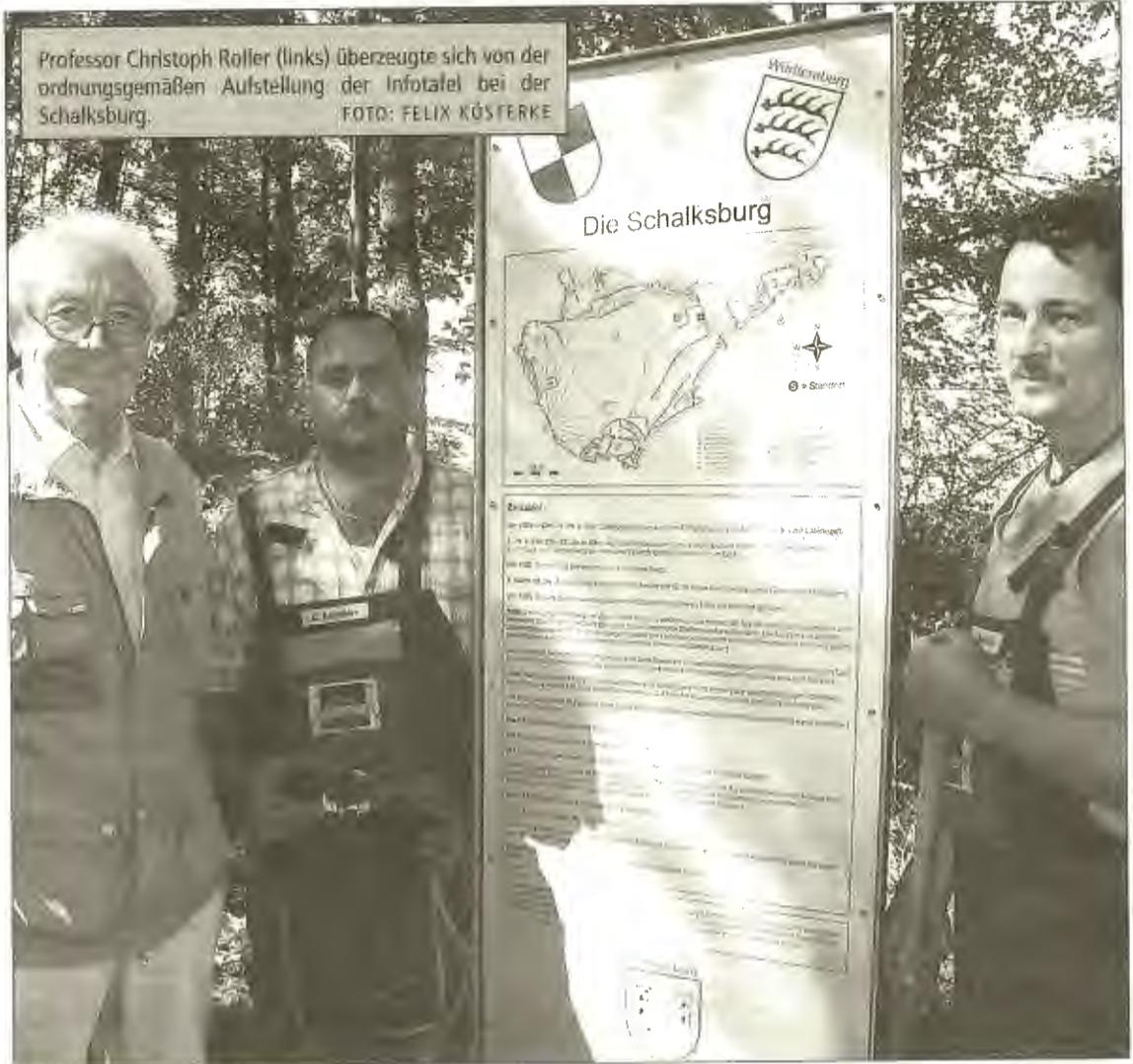
Am Donnerstag, 2. September, wurde die Informationstafel zur Zeitgeschichte der Schalksburg auf dem Plateau der Burg, nahe des Bergfrieds und Aussichtsturms montiert. Bereits bei der 50-Jahr-Feier der Heimatkundlichen Vereinigung am 9. Juli konnte diese Info-Tafel der Öffentlichkeit und Festversammlung vorgestellt werden. Bei dieser Präsentation wurde auf die herausragende geschichtliche Bedeutung der Schalksburg für den Zollernalbkreis hingewiesen.

1403 ging die Herrschaft Zollern-Schalksburg mit ihrer Stadt Balingen durch Kauf an das Haus Württemberg. Beim Haus Zollern hatte damals das Schicksal hart zugeschlagen. Friedrich, der einzige Sohn des Grafen Friedrich von Zollern-Schalksburg, kam 1403 ums Leben. Der regierende alte Graf Friedrich resignierte, verkaufte noch im selben Jahr und starb wenige Jahre danach. Damit war das Haus Zollern-Schalksburg erloschen.

Vom letzten Zollern-Spross Friedrich ist die Grabplatte von 1403 erhalten. Sie befindet sich im südlichen Seitenschiff der Stadtkirche Balingen, der damaligen St.-Nikolaus-Kapelle. Sein Vater Graf Friedrich und wahrscheinlich auch alle anderen Zollern-Grafen seit der Stadtgründung Balingen von 1255 ruhen unter dem Boden der Stadtkirche. Diese erhielt mit dem Umbau und Neubau des imposanten Chorturms ab 1443 vorrangig das St.-Marien-Patrozinium.

1255 wurde durch Graf Friedrich von Zollern die Stadt Balingen an strategischer Lage gegründet: An der Nord-Süd-Handelsstraße in die Schweiz und nach Italien, der heutigen B 27, und an deren Knotenpunkt mit der alten West-Ost-Straße, der heutigen B 463. In dieser Zeit, jedenfalls vor 1266, sind die Zollern-Grafen auf der Schalksburg bezeugt. Wer dort residierte, beherrschte die Handelswege. Damit muss sicherlich die Stadtgründung Balingen 1255 als Machtanspruch erkannt werden. Denn: 1254 starb der letzte König aus der schwäbischen Dynastie der Staufer, Konrad IV.: Anarchie herrschte im Reich nach seinem Tod.

Zehn Jahre vor dieser Stadtgründung Balingen fand im nächsten Umfeld ein anderes Ereignis statt, das Weltgeschichte schrieb. Auf dem Territorium der Grafen von Hohenberg – vermutlich in Aggenhausen – heirateten Graf Rudolf von Habsburg und Gräfin Gertrud von Hohenberg. Das war 1245. Im Jahr 1273 wurde Rudolf von Habsburg zum König gewählt. Die Anarchie des Interregnum fand ihr Ende. Rudolf von Habsburg und Gertrud von Hohenberg sind die Begründer der Kaiser-Dynastie Habsburg, von 1279 bis 1918.



Professor Christoph Roller (links) überzeugte sich von der ordnungsgemäßen Aufstellung der Infotafel bei der Schalksburg. FOTO: FELIX KÖSTERKE

Damit haben zwei Kaiser-Dynastien, Zollern und Habsburg, ihre Wurzeln im heutigen Zollernalbkreis. Übrigens: Auf dem Oberhohenberg erinnert eine Tafel des Schwäbischen Albvereins an Gertrud von Hohenberg.

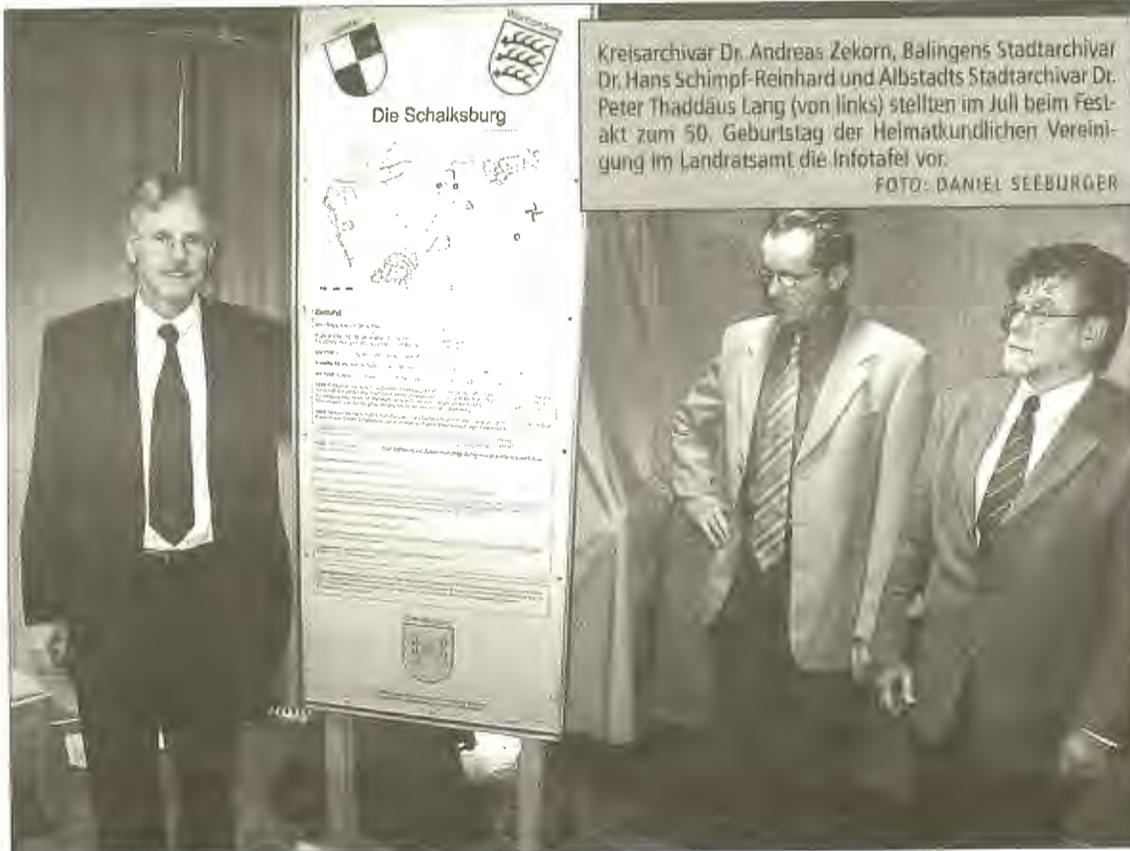
1403, dieses Datum bedeutete für das Haus Württemberg ebenfalls Machtzuwachs. Der Kirchturm der

Stadtkirche Balingen, 1443 als Chorturm begonnen, dokumentiert dies eindeutig, war doch Balingen mit der Schalksburg von fremden Herrschaftsgebieten umgeben. Das Haus Württemberg beauftragte mit diesem Bau seinen obersten Baumeister, Hänslin Jörg, Leiter der Bauhütte der Stiftskirche Stuttgart. Sein Wappen befindet sich im Chor, oberhalb des Marienaltars, dem ehemaligen Hochaltar. Und seit 1403 führt die Stadt Balingen in ihrem Wappen über dem Zollernschild die Württembergische Hirschstange. Dieses Wappen ist dokumentiert in der Stadtkirche, und zwar im Gewölbeschlussstein im Chor und im Gewölbeschlussstein über dem Stadtportal.

Auch die Heimatkundliche Vereinigung führt seit der Gründung durch Landrat Friedrich Roemer im Jahr 1954 in ihrem Wappen die Insignien von Hohenzollern und Württemberg. Ansonsten stand diese Gründung der Heimatkundlichen Vereinigung ganz im Zeichen der Nachkriegszeit von 1945. Millionen von Menschen waren aus ihrer Heimat vertrieben, hatten ihre Heimat verloren. Heimatkunde wurde zum Ziel der Gründungsversammlung. Heimatfindung sollte angeboten und ermöglicht werden: dies mit Offenheit, mit Blick über alte und neue Grenzen. Damals war dies Vision, heute ist dies durch die „EU“ reale Möglichkeit.

2004 beging die Heimatkundliche Vereinigung ihre 50-Jahr-Feier. Dabei wurde gezielt der Schalksburg gedacht, dieser Burg, schon mehr Burgstadt. Sie überragte an Größe und Rundumsicht alle anderen Burgen im weiten Umfeld. Im Vorfeld dieser Burg, in deren Burgfeld liegt Burgfelden mit seiner St.-Michaels-Kapelle. Der tief beeindruckende, hoheitsvolle Fresken-Zyklus dokumentiert hochadeligen Einfluss und höchsträngiges, spirituelles Wirken.

Für diese Schalksburg wurde die Info-Tafel gestiftet. Sie soll die heutigen Berg- und Burgenwanderer an geschichtsträchtige frühere Zeiten erinnern und die kulturelle Vielfalt und Schönheit unseres Zollernalbkreises erschließen helfen. Dank sei allen gesagt, die hier mitgewirkt haben.



Kreisarchivar Dr. Andreas Zekorn, Balingens Stadtarchivar Dr. Hans Schimpf-Reinhard und Albstadts Stadtarchivar Dr. Peter Thaddäus Lang (von links) stellten im Juli beim Festakt zum 50. Geburtstag der Heimatkundlichen Vereinigung im Landratsamt die Infotafel vor. FOTO: DANIEL SEEBURGER

# Urknall – Mythos – Natur und Kultur

Über das, was in nächster Nähe an einem Tag erlebt werden kann, konnte man nur staunen.

Erhaben oberhalb der uralten Stadtsiedlung Nusplingen im Bäratal fängt die über tausendjährige St.-Peter-und-Paul-Kirche jeden Tag auch die letzten Strahlen der Sonne ein. Der Quellbach rauscht noch heute für Kirche und längst abgegangenen Herrnsitz. Geduckt an der Donau grüßt die liebevoll-barocke St.-Anna-Kapelle bei Fridingen mit ihrer uralten Eremitage die heutigen Besucher so wie ehemals Pilger und Heilung suchende Kranke.

In Mühlheim an der Donau mit seinem großartigen Fachwerk-Rathaus, seiner Blumenpracht und seinen plätschernden Brunnen wurde des Zollern-Grafen Friedrich, des Mülli, gedacht. Er war es, der 1403 seine Schalksburg-Herrschaft mit der Stadt Balingen an das Haus Württemberg und 1409 sein heute noch stehendes Schloss Mühlheim an die Freiherren von Enzberg

verkaufte. Stadt mit Ummauerung, Schloss und Kirche hoch über der Donau bezaubern durch ihre Lage.

Ein besonderes Juwel besitzt die Altstadt von Mühlheim am anderen Donauufer. Dort ist oberhalb eines Karst-Quelltopfes die alte Pfarrkirche St. Gallus dem Missionar aus dem fernen Irland geweiht. Die wieder aufgedeckten fast tausendjährigen Fresko-Malereien zeugen von höchster adeliger Kunst und Kultur. Nicht weit von Mühlheim, beim gastlich einladenden Landhaus auf dem Bergsteig führt der frühere Pilger- und Wallfahrerweg zur Kirchen-Ruine Mariahilf auf dem Welschenberg. Begründet mittellos im Elend nach dem 30-jährigen Krieg, verwüstet in den Napoleonischen Kriegen, faszinierend diese imposante Kirchenruine durch ihre überragende basilikale Größe gleich einer Kathedrale. Dem Wanderer bietet ihre winzige Kapelle mit hellem Glockenklang Rast und Schutz, wie dies die Motiv-Tafeln bezeugen.

Zum Abschluss der Exkursion wurde das Mysterienspiel in der Kirche der Benediktiner-Erzabtei Beuron miterlebt. Michaels Schöpfungslied, gestaltet von Helmut Lutz aus Breisach, wurde dargeboten. Der Urknall, ein infernalischer Orgelschrei und Donner, ließ den Kirchenraum beben. Mit dem Uhrzeiger auf der Weltenuhr führte Sophia mit Arien aus Josef Haydns Schöpfung durch die biblischen Schöpfungstage. Erzengel Luzifer störte mit dem Machtanspruch des Bösen, brachte aber das Licht in die Welt. Erzengel Michael wirkt heilend mit dem Askulapstab und weist mit Sophia den Weg. Gesang der Sophia, Trompete, Posaune, Orgel und der Chor der Mönche beeindruckten nachhaltig. Nochmal bebte der Kirchenraum, erst sprachlose Stille, dann frenetischer Beifall, ein erlebnisreicher Tag ging zu Ende. Organisation und Leitung lagen bei Professor Christoph Roller.

## DAS AKTUELLE BUCH

### Die Kelten in Mitteleuropa

Nach den spektakulären Funden von Fürstengräbern und großen Keltenausstellungen, die das öffentliche Interesse in den letzten Jahren stark auf die Kelten in Deutschland konzentrierten, erweitert Martin Kuckenburg in seinem großformatigen Bildband erstmals den Fokus auf ganz Mitteleuropa.

Der Autor zeigt die Geschichte der Kelten in den Gebieten des heutigen Tschechien und Österreich über Süddeutschland und die Schweiz bis nach Frankreich von ihren Anfängen im 6. Jahrhundert v. Chr. bis zur Unterwerfung durch die Römer und Germanen im 1. Jahrhundert v. Chr. Der Band vermittelt in einer zugleich spannenden wie wissenschaftlich fundierten Gesamtschau detailreiche Einblicke in die Errungenschaften und Besonderheiten der faszinierenden keltischen Kultur. Wort und Bild bringen dem Leser die hoch entwickelte keltische Kunst, ihre prächtigen Gräber, Fürstensitze und großen Städte nahe, Merkmale

wie Schriftgebrauch, die Münzwirtschaft und feste Maß- und Gewichtssysteme, aber auch ihre teils grausamen religiösen Riten öffnen den Blick für die kulturellen und gesellschaftlichen Eigenheiten der Kelten.

Martin Kuckenburg bündelt das in vielen thematischen und regionalen Einzelwerken verstreute Wissen der europäischen Keltenforschung. Er stützt sich dabei auf die Ergebnisse der aktuellen archäologischen Forschung, die in jüngster Zeit gleich mehrfach spektakuläre keltische Zeugnisse zutage förderte.

#### INFO

Martin Kuckenburg, „Die Kelten in Mitteleuropa“. 160 Seiten mit 170 farbigen Abbildungen sowie 15 Karten und Plänen. Großformat 24,5 x 29 cm. Gebunden mit Schutzumschlag, Theiss Verlag Stuttgart.

### Wege zu den Kelten

Fürstengräber, Wallanlagen und Kulthöhen – Museen, Archäologische Parks oder Historische Rundwege: Alles Sehens-, Wissens- und Erlebnenswertes der keltischen Kultur und Geschichte versammelt dieser kompakte Überblick; ein mit leichter Hand geschriebener, reich bebildeter Führer zu den wichtigsten Fundstätten und Sammlung in Deutschland, Österreich, Frankreich, Luxemburg und der Schweiz.

Dabei werden thematische und geografische Schwerpunkte eng miteinander verknüpft: Im Stuttgarter Raum stehen die keltischen Prunkgräber im Mittelpunkt, der Salzabbau wird im österreichischen Hallstatt veranschaulicht oder in Mittelhessen die Entdeckungsgeschichte der „Jahrhundertfunde“ vom Glauberg erzählt. Eisenverhüttungsplätze in Südwesten fehlen ebenso wenig wie oberbayerische Viereck-

schanzen oder auch der berühmte Fundort im schweizerischen La Tène und die Schauplätze des gallischen Endkampfes gegen die Römer in Burgund/Frankreich.

Nach 18 Regionen sind die 100 vorgestellten Ziele gegliedert – dass diese fast durchweg in landschaftlich reizvollen Gebieten liegen, erhöht noch deren Anziehung. Karten und Reiseinformationen vervollständigen den handlichen Wegweiser in die faszinierende Welt der Kelten.

#### INFO

Thomas F. Klein, „Wege zu den Kelten“, 100 Ausflüge in die Vergangenheit. 192 Seiten mit ca. 100 farbigen Abbildungen, Skizzen und Karten. Gebunden. Theiss Verlag, Stuttgart.

### Kräuter, Geister, Rezepturen

Das ganze Leben begleiten uns Tabletten, Dragées, Salben und Tropfen gegen alle nur erdenklichen Leiden und Gebrechen. Und doch machen wir uns keine Gedanken darüber, welch wechselvollen Weg die Arzneien in den Jahrtausenden unter ständigem Wandel zurückgelegt haben.

Dieses Buch zeichnet den Wandel der Vorstellungen zur Arzneiwirkung über all die Jahrhunderte nach: Es beginnt mit den mythologischen Zeiten, in denen die Natur als beseelt erlebt wurde, die Menschen in Pflanzen und Steinen nach der Nähe der Götter suchten. Der Weg führt weiter von den vorsokratischen Philosophen und Hippokrates über Galen, die arabische Heilkunst,

die mittelalterliche Klostermedizin und Paracelsus mit seinen Elixieren und Arkana bis zur Entstehung der Pharmakologie und Arzneitherapie als Wissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert.

Hinter allen Entdeckungen blickt der Autor auf die Menschen mit ihren Vorstellungen und Erfahrungen, ihrem Glauben und nicht zuletzt den politischen und ökonomischen Zwängen der Zeit.

#### INFO

Günther Stille, „Kräuter, Geister, Rezepturen“, Eine Kulturgeschichte der Arznei. 220 Seiten mit 22 Abbildungen. Theiss Verlag, Stuttgart.

### Abschied ohne Wiederkehr

Im Dominikanerforum des Dominikanermuseums in Rottweil findet bis zum 31. Oktober eine Ausstellung zum Thema „Abschied ohne Wiederkehr... weggekommen- NS-Völkermord an Sinti und Roma“ statt. Die Ausstellung steht im Zusammenhang mit Ausstellungen im Dominikanerforum, die sich in den vergangenen Jahren mit dem Dritten Reich beschäftigt haben. Konkret geht es um die im Mai 1940 einsetzenden Deportationen von Sinti und Roma aus Südwestdeutschland ins Generalgouvernement Polen und ihre spätere Vernichtung in Lagern wie Auschwitz oder Mauthausen. Die Verbrechen stehen vor dem Hintergrund langjähriger Ausgrenzung einer Minderheit, die sich in einem konkreten, auch lokalen Rahmen entwickelt hat. In Rottweil wurden Sinti und Roma schon ab 1580 immer wieder verfolgt und vertrieben.

### Stadtführung

Am Samstga, 2. Oktober, findet eine Stadtführung durch Ebingen mit Dr. Ingrid Helber statt. Die Kunsthistorikerin bietet einen themenbezogenen Rundgang durch die Ebingener Industrie- und Architekturgeschichte an. Treffpunkte sind: Balingen, 14 Uhr, Stadthalle, zur Bildung von Fahrgemeinschaften; Ebingen, 14.30 Uhr vor dem Restaurant-Café Apfelbaum. Parkmöglichkeit gibt es bei der Tunnelleinfahrt. Die Dauer der Führung beträgt etwa zwei Stunden. Im Anschluss daran findet eine Nachbesprechung und ein gemütliches Beisammensein im „Apfelbaum“ statt. Anmeldung nimmt Dr. Ingrid Helber unter Telefon (0 74 33) 48 18 entgegen.

#### Verfasser der Beiträge dieser Ausgabe:

Gerhard Mozer  
Hauffstr.13, 72351 Geislingen

Professor Christoph Roller  
Am Heuberg 14, 72336 Balingen

#### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:  
Ruth Hübner, Leutzenheldstr. 22 76327 Pfnztal-Söllingen, Telefon: (0 72 40) 94 30 700, Fax: (0 72 40) 94 30 766, Mobil: (0 172) 39 29 931, E-Mail: ruth@huebner-web.de

Redaktion:  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



## Der junge Kiesinger als Gelegenheitsdichter

Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Kurt Georg Kiesinger (2. v. l.) zusammen mit Friedrich Haux von der „Wühotri“ (rechts).

FOTO: AUS DEM NACHLASS VON OSKAR BAUER



Von 1888 bis 1933 verfügte Ebingen über zwei Lokalzeitungen – das ist für eine eher kleinere Stadt, die um 1900 noch nicht einmal 10 000 Einwohner hatte, höchst ungewöhnlich. Bei diesen beiden Lokalzeitungen handelte es sich zum einen um den „Alb-Boten“, der sich „vaterländisch“ nannte und seit 1835 bestand, und zum anderen um den „Neuen Alb-Boten“, der sich als „freisinnig“ bezeichnete.

### „Der neue Alb-Bote“

Diese beiden Zeitungen konnten nur deshalb nebeneinander existieren, weil Friedrich Haux, um 1900 Besitzer des größten Ebinger Betriebs, seiner liberalen Gesinnung folgend den „Neuen Alb-Boten“ finanziell kräftig unterstützte. Trotzdem hatte der „Neue“ in Ebingen keinen leichten Stand, waren doch viele Bürger eher der „vaterländischen“ Zeitung zugeneigt. Selbst die Stadtväter hatten die liberale Zeitung erst ab 1912 abonniert. Der „Neue“ war ob dieser misslichen Lage denn auch nachhaltig um ein möglichst attraktives Erscheinungsbild bemüht. Dies suchte er auf verschiedenen Wegen zu erreichen: Erstens bot er seinen Lesern regelmäßig Erbauliches und Unterhaltendes, nämlich einmal in der Woche die Beilage „Der Erzähler vom Heuberg“ und einmal im Monat zusätzlich noch die Beilage „Unsere Heimat“. Zweitens gab er sich einen literarischen Anstrich, indem er Gedichte und Sinnsprüche als Füllsel in den Text einstreute. Deren Autoren gehörten zum Standardrepertoire des deutschen Bildungsbürgertums der damaligen Zeit: Goethe

und Schiller waren selbstverständlich ausnehmend häufig vertreten, dazu kamen weitere, allseits geschätzte Autoren wie Hölderlin, Fontane, Storm, Gottfried Keller, C. F. Meyer, Freiligrath, Chamisso, Fallersleben, Eichendorff, Emanuel Geibel, Justus Kerner, Uhland, Mörike. Nur ganz selten wurden ausländische Schriftsteller ins Blatt gerückt – Shakespeare und Dante wären hier zu nennen. Daneben erlaubte sich der „Neue“ eine Besonderheit und ließ immer wieder örtlich ansässige Hobby-Dichter zu Wort kommen. Es handelt sich um Leute, deren Namen längst vergessen sind. Bis auf einen: Kurt Georg Kiesinger. Schon als 17-jähriger Schüler des Rottweiler Lehrerseminars reichte er seine Gedichte bei der Redaktion ein, die diese immer wieder abdruckte.

### Kiesingers Zeitungs-Gedichte Patriotische Gefühle

Nach ersten lyrischen Gehversuchen („Die Heimat“, „s' Blättle“, „Heidenstein“) entdeckt der Seminarist Kiesinger ein neues Thema für sich. „An der Jahreswende“ hat die politische Situation der Deutschen nach dem Ende des Ersten Weltkriegs zum Thema:

Das alte Jahr steht an den Marken seiner Tage,  
Aus dunklem Dämmern schon das neue winkt,  
Auf tausend bleichen Lippen bebt die bange Frage:  
„Ob uns das neue Jahr die Besserung bringt?“

In den folgenden sieben Strophen wird in pathetisch-klagendem Ton näher ausgeführt, wie schlecht es

den Deutschen geht seit Kriegsende: Gebietsabtrennungen und Einschränkung militärischer Macht müssen sie hinnehmen, außerdem haben sie Reparationen zu bezahlen; sie werden insgesamt bedroht, gedemütigt und ausgesaugt. Alle Hoffnung ruht nun auf dem neuen Jahr:

Ob heiß ersehntes Morgenrot,  
wann wirst du tagen?

Die folgenden drei Gedichte mit den Titeln „In trüber Zeit“, „April“ und „Ostern“ handeln von der Sehnsucht: Sehnsucht nach dem Frühling, Sehnsucht nach Glück, Hoffnung auf bessere Zeit. Die Politik ist in ihnen nicht ausdrücklich genannt, doch dürften mit der so trist ausgemalten Winterszeit die politischen Zustände Deutschlands gemeint sein. Die nächsten vier Gedichte bestätigten dies auf äußerst handfeste Weise: In „Die werdende Welt“ fordert Kiesinger einen politischen Neuanfang; in „Trotz“ fordert er zum Widerstand gegen die Versailler Festlegungen auf; „Vaterland“ hat schon fast den Klang einer Beschwörungsformel“ und „Zum neuen Jahr“ äußert sich wieder ganz in der Art wie schon ein Jahr zuvor. Allzu schablonenhaft und pathetisch erscheinen diese Gedichte; in seinen Lebenserinnerungen äußert sich Kiesinger sehr zurückhaltend über sie.

### Kiesingers Zeitungs-Gedichte: Natur und Sehnsucht

Fast hat es den Anschein, als hätten die Herausgeber des „Neuen“ unseren jungen Poeten wissen lassen,

dass man genug habe von vaterländischer Larmoyanz. Die Tonart einer 1924 erschienenen Gedichtsammlung Kiesingers macht es allerdings wahrscheinlicher, dass der junge Hobby-Poet ganz aus sich heraus die Lust an patriotischen Reimereien verloren hatte. So entdeckt er ein neues Thema für sich, die Natur. In „Frühling!“ und „Mondnacht“ schwelgt er in berausenden Glücksgefühlen, die ihm „das Wissen von der ewig gleichen Schöne“ vermitteln und ihn andeutungsweise eine Gottesvorstellung vermitteln. Und so variieren denn die folgenden Gedichte „Jahreswende“, „Sehnsucht“ und „Neues Jahr“ das allbekannte Thema von der Sehnsucht nach Glück und von dem zuversichtlichen Blick in die Zukunft, doch nun schlägt er spürbar persönliche Töne an. Kiesingers nächstes Gedicht im „Neuen Alb-Boten“ ist wieder dem Thema „Ostern“ gewidmet. Mit seinen drei vierzeiligen Strophen haben wir das kürzeste Werk aus dieser Reihe vor uns – und gleichzeitig auch das wohl ausdrucksstärkste: Ein Hymnus an die quellende Kraft der Natur – Henri Bergson, D. H. Lawrence und Rudolf Steiner lassen grüßen!

Mit deiner Sonne blühst du nun empor  
Und wiegst die Lerchen in den tiefen Räumen;  
Die Glocken, die in ihren Türmen träumen  
Erschauern erst und brausen dann hervor.

Du aber leuchtest über deinem Land  
O Tag des Wunders, und bist ganz Erfüllung:  
Wie leise nimmst du Fessel und Verhüllung  
Von aller Schöpfung, die in Trauer stand!

Und alles ist erneut und wunderbar  
Und wie erfüllt von einer großen Güte, –  
Dass eine Liebe diesen Stern behüte.  
Du machst es lächelnd offenbar!

Im Herbst 1925 erschien rasch aufeinander folgend noch einmal fünf Kiesinger-Gedichte im „Neuen Alb-Boten“. Die Reihe beginnt mit dem „Lob der Schöpfung“ – einem hymnischen Gotteslob, dessen hervorstehendes Gestaltungselement die dreifache Wiederholung des Ausrufs „Gott, deine Welt ist schön“ ist. Was geradezu wie ein Echo klingt auf die „Werkleute“ aus Rilkes Stundengebet: „Gott, du bist groß“.

Mit „Weiße Asten“ kehrt Kiesinger wieder zum Jahreslauf zurück, wie er ihn bereits im Frühling desselben Jahres hat anklingen lassen: „Ostern“. Nun aber ist die Stimmung, der herbstlichen Jahreszeit entsprechend, von Todesahnung geprägt:

Es kommt einer ferne, stumm und fahl  
Ein Schnitter.

Gemüttschwer auch das folgende Gedicht: „Herbst“. Ein Waldbrand symbolisiert hier den „Tanz der Leidenschaft“, mit welchem sich ein „er“ auseinandersetzt. Es liegt nahe, an die sexuellen Nöte eines jungen Mannes zu denken, wobei das Wort „Sünde“ eine moralisch-kirchliche Komponente mitschwingen lässt, und angesichts derart unbeherrschbarer Urgewalt scheint kirchliches Regelwerk an Wirkkraft zu verlieren.

Das letzte Gedicht Kiesingers im „Neuen Alb-Boten“ trägt den Titel „Winterrüstung“ und schließt thematisch den Jahresreigen, was Kiesinger dadurch unterstreicht, dass er sich der gleichen Form bedient wie in „Ostern“. Er malt eine Situation aus, die jener in Rilkes viel zitiertem „Herbsttag“ ganz ähnlich ist – die mentale Vorbereitung auf den Winter – auch wenn bei Rilke eine beklemmend qualvolle Einsamkeit im Vordergrund steht, während Kiesinger mehr auf eine gemütliche Geborgenheit in der warmen Stube abhebt. So heißt es denn bei Rilke:

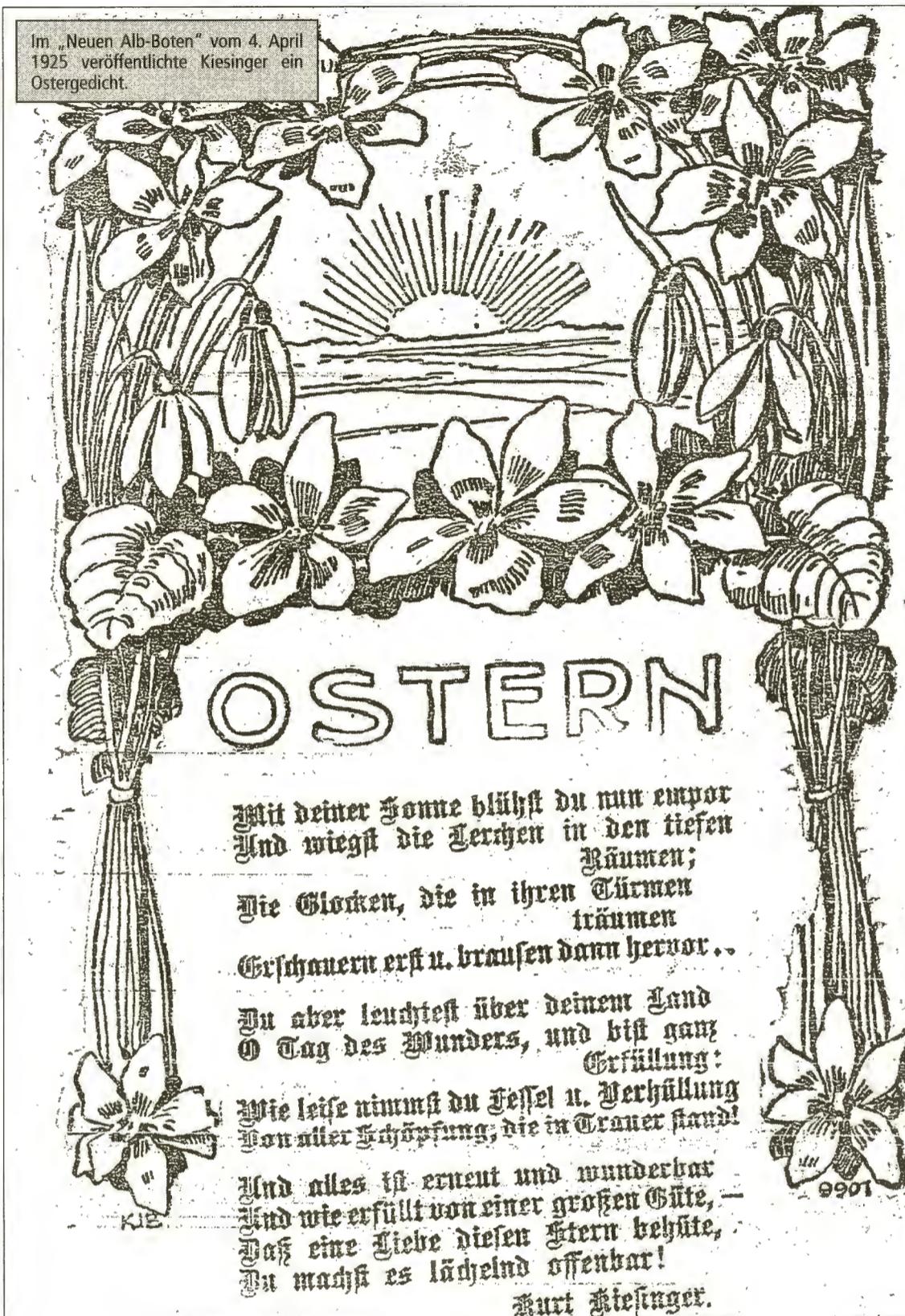
Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,  
Wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben,  
und wird in den Alleen hin und her  
unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.  
– Und dagegen bei Kiesinger:

Ein Buch nimm her im braunen Lederkleid  
Und lies darin vom Wandel alter Zeiten!  
Um deine Zelle braust der Stürme Streit,  
Du aber steigst in stille Ewigkeiten.

### „Die Wallfahrt zu Gott“

Zu Weihnachten 1924 verteilt Kiesinger im Freundeskreis eine kleine Gedichtsammlung, die er seinem väterlichen Gönner und Förderer Friedrich Haux widmet, dem Geschäftsführer der Ebinger Trikotfirma „Wühotri“ (der den Druck überhaupt erst ermöglicht hatte). Kiesinger gibt seiner Sammlung den anspruchsvollen Titel „Die Wallfahrt zu Gott“. Ob er dabei vielleicht an Stefan Georges „Pilgerfahrten“ gedacht hat? Oder an Rilkes „Stundenbuch“? (Dessen zweiter Titel trägt nämlich den Titel „Von der Pilgerschaft“). Wie dem auch sei: Der Ebinger Seminarist stellt sich mit

Im „Neuen Alb-Boten“ vom 4. April 1925 veröffentlichte Kiesinger ein Ostergedicht.



Mit deiner Sonne blühst du nun empor  
Und wiegst die Lerchen in den tiefen  
Räumen;

Die Glocken, die in ihren Türmen  
träumen

Erschauern erst u. brausen dann hervor..

Du aber leuchtest über deinem Land  
O Tag des Wunders, und bist ganz  
Erfüllung:

Wie leise nimmst du Fessel u. Verhüllung  
Von aller Schöpfung, die in Trauer stand!

Und alles ist erneut und wunderbar  
Und wie erfüllt von einer großen Güte, –  
Dass eine Liebe diesen Stern behüte,  
Du machst es lächelnd offenbar!

Kurt Kiesinger.

diesem Motiv in eine literarische Tradition, die im christlichen Abendland seit Jahrhunderten ihren festen Platz hat – es sei beispielsweise erinnert an „The Pilgrim's Progress“ des Engländers John Bunyan aus dem Jahr 1678.

Das schmale Oktavbändchen enthält auf 34 Seiten 25 Gedichte, von denen nur ein einziges bereits anderweitig erschienen war („Sehnsucht“ – S. 6-9 – in gekürzter Form im „Neuen Alb-Boten“, 29. August 1924); ein weiteres erschien ein Jahr später in der Ebinger Lokalzeitung („Herbst“, 30. September 1925).

Vergleicht man die frühen Zeitungsgedichte mit denen der Sammlung von 1924, so zeigen sich sowohl Kontinuitäten als auch Veränderungen.

### Die Themen

Rein thematisch sind die vaterländischen Töne nunmehr verstummt, wie bereits erwähnt – fast die Hälfte aller Zeitungsgedichte hatten sich mit Politik und Vaterland befasst. An die Stelle des Patriotismus tritt nun, wenn man so will, die Theologie, die Beschäftigung mit dem Transzendenten, mit Gott – dies legt ja schon der Titel der Sammlung nahe. Dreizehnmal klingt dieses Thema an. An den Titeln ist dies nur zu einem kleineren

Teil zu ersehen: zwei Gedichte sind überschrieben mit „Gebete“ und ein weiteres mit „Nachtgebete“, hinzu kommen „Der Dom“, „Bauernkirche“ und „Sonntag“, das letzte Gedicht der Sammlung.

Das zweite große Thema in Kiesingers kleiner Anthologie ist die Natur – ebenfalls dreizehnmal vertreten. Dabei führen Naturbetrachtungen und Naturerfahrung und die sich daraus ergebende romantisch-gefühlige Stimmung mehrfach zu einer mehr oder weniger diffusen Vorstellung von Unendlichkeit und auch von Gott. Stark ausgeprägt ist dies in den Gedichten „Ruhestein“, „Bergweiher“ und „Sonntag“, weniger deutlich hingegen in „Der Weiher“, „Nacht“, „Nachtgebete“ und „Ausblick“.

Die Sehnsucht – in den Zeitungsgedichten bilden sie den zahlenmäßig größten Block – spielt in der Anthologie noch immer eine bedeutsame Rolle, wenn auch nicht mehr so nachhaltig wie in den früheren Jahren. Dabei handelt es sich zunächst um die Sehnsucht nach einem besseren Leben („Wir“) oder, ganz einfach, nach Glück („Sehnsucht“: das längste hier vorliegende Gedicht! Wenn das nicht ein deutliches Schlaglicht wirft auf das Seelenleben des jungen Kiesinger!). Sehnsucht stellt sich auch ein beim Betrachten der Natur, so in „Gartenweg“, „Blaue Berge“ oder „Buchenwald“. Diese

Sehnsucht kann darüber hinaus Verlangendes nach Gott sein: In seinem Gedicht „Der Dom“ apostrophiert er das Gotteshaus – zugegebenermaßen etwas gesucht – als „Berg der Sehnsucht“.

## Der Aufbau der Anthologie

Kiesinger hat sehr viel Sorgfalt auf die Reihenfolge der Gedichte gelegt, ganz im Sinne eines spirituellen Wegs hin zu Gott – von daher rührt ganz offensichtlich der Titel der Anthologie. Er beginnt mit der Sehnsucht nach einem besseren Leben („Wir“) und nach Glück („Sehnsucht“) und stellt dazwischen ein Gedicht, das Glaubenszweifel ausdrückt, auch wenn es mit „Gebet“ betitelt ist: „Wer bist Du Gott?“ ruft er mehrmals – vergeblich: Das Gedicht schließt mit „Du aber schweigst“. Derartige Glaubenszweifel klingen mehrfach an: So in dem zweiten „Gebet“, das die Frage nach dem Sinn des Übels in der Welt stellt, ein Themenkomplex, den die Theologen mit dem Fachbegriff „Theodizee“ versehen haben. In „Das Glück“ begibt sich der Schreiber ernsthaft auf Gottessuche: „Ich will dich suchen. Lass dich finden. Amen“. Aber er ist doch hin- und hergerissen: Das letzte Gedicht des ersten Teils hat keinen Titel. Es schließt mit den Zeilen

Und fühltest im tiefsten Grunde genau,  
Dass deine Seele zu Grund geht  
Ohne den Gott, den sie verschmäht.

In seinen Lebenserinnerungen geht Kiesinger auf dieses Infragestellen einer göttlichen Existenz ein: Ungefähr ein Jahr lang, so meint er dort, sei er während seiner Seminaristenzeit Atheist gewesen.

Der zweite Teil stellt Natur und Naturerfahrung in den Mittelpunkt, wobei die erlebten Gefühle zunächst noch eher unbestimmt und verschwommen erscheinen („Ruhestein“, „Walddorf“, „Buchenwald“, „Abend“) und dann aber immer konkreter zu werden („Bergweihen“, „Nacht“, „Nachtgebet“). Nachdem erneut einige – diesmal schwächere – Zweifel auftauchen („Herbst“, „Bauernkirche“), schließt der Zyklus mit einem glühenden Glaubensbekenntnis:

Nun will ich vor den Gewaltgen treten,  
Den ich nicht fassen kann,  
doch den ich glauben muss!

## Soziale Anklänge

Ganz ansatzweise und, wie es fast scheint, eher am Rande, klingt in Kiesingers Anthologie das Thema „Soziale Zustände“ an, ein Thema, das in der deutschen Literatur seiner Zeit eine vorrangige Rolle spielt. Es ist in drei seiner Gedichte zu fassen; sie befinden sich im zweiten Teil seiner Anthologie: Es handelt sich um „Wir“, um „Aufbruch“ und um „Bauernkirche“. Dabei hat der junge Kiesinger wohl gemerkt nicht die Realität im Sinne einer Anklage im Auge, wie wir es beispielsweise von Gerhard Hauptmann oder von Marie Luise Kaschnitz kennen. Bei der „Bauernkirche“ geht es ihm vielmehr um eine bestimmte Art des Gottesglaubens, die mit Kirchlichkeit nur höchst indirekt zu tun hat: Kiesinger porträtiert hier Alb-Bauern, von der Wochenarbeit müde, während des Sonntagsgottesdienstes. Dabei kritisiert er diese Leute nicht, im Gegenteil: Er hat größten Respekt vor ihnen. Diese Art der Darstellung erinnert an die herb-realistischen Bauern-Bilder von Wilhelm Leibl (1844-1900):

Ihr hebt die harten Fäuste an den Bänken  
Und schlagt sie lässig euch an Brust und Stirne

Ihr summt Gebete, da von Zank und Schwänken  
Euch noch ein Echo zittert im Gehirne.

Ihr lauscht dem Priester nur mit halben Ohre:  
Ein Neues gibt's hier nicht für euch zu hören;  
Ihr reckt euch schläfrig, wenn von der Empore  
Gesang und Orgel eure Träume stören.

In denkbar starkem Kontrast hierzu steht der Gegenstand der beiden anderen Gedichte, die übrigens jeweils am Anfang eines der beiden Teile seiner Anthologie stehen: Es ist die triste, graue Industriestadt, die Kiesinger drastisch abstoßend beschreibt, denn er will damit ein Gefühl der Sehnsucht erzeugen, das aus dieser Stadt hinaustreibt. In „Wir“ ist ihm das weniger gut gelungen, in „Aufbruch“ dafür umso besser:

Und der Ekel ward in mir groß:  
Ringe, raffte, reiße dich los!  
Los von der Stadt, der toten Kaserne,  
Wo die Sirenen Kommandos brüllen,  
Menschenmaschinen die Säle füllen  
Und Geschwüre: Gebrechen und Laster,  
Eitern über asphaltenem Pflaster . . .

Mit diesen Zeilen hat der junge Kiesinger wohl die kräftigste und ausdrucksstärkste Passage seiner frühen Gedichte zuwege gebracht – hier ist er echt, authentisch und glaubhaft, während seine Verse ansonsten sehr häufig eher aufgesetzt, künstlich und gestelzt wirken. Ausgenommen vielleicht die Sehnsucht, die bei ihm geradezu allgegenwärtige Sehnsucht. Die zitierte Strophe ist auch das einzige Stück aus Kiesingers Poesie, das er selbst in seinen Lebenserinnerungen für zitiertwürdig hält.

## Kiesingers dichterische Leistung: Eine Einordnung

Viel später, als Kurt Georg Kiesinger Ministerpräsident von Baden-Württemberg geworden war, hat der Philosoph Karl Jaspers (1883-1969) einige der Gedichte zu Gesicht bekommen. Jaspers meinte, Kiesinger habe im Stile Emanuel Geibels (1815-1884) gedichtet. Der Philosoph wollte den Ministerpräsidenten damit wohl etwas hänseln, denn Geibel ist in die Literaturgeschichte eingegangen für seinen schlichten, volkstümlichen Stil. Einige der Geibel'schen Gedichte haben deshalb auch die Texte für bekannte Volkslieder geliefert, so etwa „Der Mai ist gekommen“ oder „Wer recht in Freuden wandern will“. Kiesinger zeigte sich ob dieser Einschätzung verärgert und gab zurück: „Für ein bisschen besser halte ich mich“. Der junge Kiesinger dürfte dichterisch in der Tat nach höherem gestrebt haben, wie das Phatos seiner Sprache, die gelegentliche Gepspreiztheit seines Stils und seine teils weit hergeholtten Wortschöpfungen nahe legen. So wird man wohl annehmen dürfen, dass der Seminarist Kiesinger das Ziel seiner poetischen Bemühungen in einem Ästhetizismus gesehen hat, wie ihn die ganz Großen seiner Zeit praktizierten. Auch wenn er selbst in späteren Jahren rückblickend sich in erster Linie an Gottfried Benn, Georg Trakl und Hugo von Hoffmannsthal orientiert haben will, so wird er schon allein der thematischen Nähe seiner „Wallfahrt“ wegen auch auf andere Literaten geschickt haben, deren Einfluss er im Nachhinein als eher gering einschätzte, nämlich Stefan George (1868-1933); berühmt durch Gedichtsammlungen wie „Hymnen“ 1890, „Pilgerfahrten“ 1891, „Das Jahr der Seele“ 1897, „Der Teppich des Lebens“ 1900 oder „Der siebte Ring“ (1907) und Rainer Maria Rilke (1875-1926; Gedichtsammlungen: „Das Stundenbuch“ 1905, „Neue Ge-

dichte“ 1907; „Duineser Elegien“ 1923, „Sonette an Orpheus“ 1923).

Es braucht keines eingehenden, analysierenden Vergleichs. Ein oberflächliches Gegenlesen schon macht den Riesenunterschied zwischen dem jungen Kiesinger auf der einen Seite und den Großmeistern auf der anderen deutlich. Ob es nun um die unmittelbare Echtheit der Gefühle, um die Entwicklung der Gedanken, die Bildersprache oder um den Einsatz von Lautmalereien geht – der sprachbegabte junge Mann aus Ebingen hätte in seiner Lyrik noch einiges weiterentwickeln können. Nur ein einziges, kleines, lautmaleriesches Beispiel aus Rilkes „Stundenbuch“ (kurz vor Ende des zweiten Teils):

Jetzt reifen schon die roten Berberitzen,  
alternde Asten atmen schwach im Beet.  
Wer jetzt nicht reich ist, da der Sommer geht,  
wird immer warten und sich nie besitzen.

Derartige hat der spätere Bundeskanzler so nachahmlich meisterhaft eben doch nicht aufs Papier gebracht! – Misst man also Kiesingers Gedichte an den lyrischen Werken von George oder von Rilke, so erscheinen erstere als frühe Stilübungen eines vielversprechenden Talents – als Stilübungen allerdings, deren Verfasser über ein außergewöhnlichen hohen Maß an Sprachvermögen verfügt.

Dieses Sprachvermögen ebnete ihm die Wege auf seinem politischen Werdegang. Mit seinen geschliffenen Reden machte er immer wieder auf sich aufmerksam – und nicht umsonst nannte man ihn den „Häuptling Silberzunge“. Dieser Beinamen enthält gewiss ein Quantum Spott. Aber sicherlich ein noch größeres Quantum neidvoller Wertschätzung.

## Gedichte von Kurt Georg Kiesinger

Im „Neuen Alb-Boten“:

13. 8. 1921 „Die Heimat“, 27. 8. 1921 „s' Blättle“, 3. 9. 1921 „Heidenstein“, 31. 12. 1921 „An der Jahreswende“, 7. 1. 1922 „In trüber Zeit“, 8. 4. 1922 „April“, 15. 4. 1922 „Ostern“, 22. 4. 1922 „Die werdende Welt“, 29. 4. 1922 „Trotz“, 26. 8. 1922 „Vaterland“, 30. 12. 1922 „Zum neuen Jahr“, 11. 4. 1923 „Frühling“, 27. 8. 1923 „Mondnacht“, 29. 8. 1923 „Sehnsucht“, 31. 12. 1924 „Neues Jahr“, 11. 4. 1925 „Ostern“, 22. 8. 1925 „Lob der Schöpfung“, 27. 8. 1925 „Schlummerlied“, 19. 9. 1925 „Weiße Asten“, 8. 10. 1925 „Winterrüstung“.

2. Die Wallfahrt zu Gott, Dezember 1924:

(Hier verwendet eine Kopie des Exemplars im Archiv der Konrad-Adenauer-Stiftung; weitere Exemplare in Albstadt-Ebingen in Privatbesitz)

1. Teil: „Wir“ S. 4, „Gebet“ S. 5, „Sehnsucht“ S. 6-10, „Gartenweg“ S. 11, „Blaue Berge“ S. 12, „Gebet“ S. 13, „Nachtflatter“ S. 14, „Ein Glück“ S. 15, „Der Dom“ S. 16, (Ohne Titel) S. 17

2. Teil: „Aufbruch“ S. 19, „Ruhestein“ S. 20, „Walddorf“ S. 21, „Buchenwald“ S. 22, „Abend“ S. 23, „Bergweihen“ S. 24, „Der Weiher“ S. 25, „Nacht“ S. 26, „Nachtgebet“ S. 27, „Müder Tag“ S. 28, „Sonnenaufgang“ S. 29, „Herbst“ S. 30 (auch in „Der Neue Alb-Bote“, 30. September 1925), „Bauernkirche“ S. 21, „Ausblick“ S. 32-33, „Sonntag“ S. 34

## Literatur

- Karl Otto von Conrady (Hrsg.), Der neue Conrady. Das große deutsche Gedichtbuch. Düsseldorf / Zürich 2000
- Herbert A. und Elisabeth Frenzel, Daten deutscher Dichtung. 2 Bde. München 1964
- Klaus Harpprecht, Interview mit Kurt Georg Kiesinger ZDF / 5. 1. 1967
- Ders., Moderator Germaniae. Ein Porträt Kurt Georg Kiesingers. In: Der Monat, Heft 222, März 1967, S. 7-14
- Marianne Hochhuth (Hrsg.), Das Buch der Gedichte. Deutsche Lyrik von den Anfängen bis zur Gegenwart. Gütersloh 1975
- Kurt Georg Kiesinger, Dunkle und helle Jahre. Erinnerungen 1904-1958. Hrsg. V. Reinhard Schmoedel. Stuttgart 1989
- Fides Krause-Brewer, Kurt Georg Kiesinger. Der verhinderte Dichter. In: Walter Höfer (Hrsg.), Glück gehabt. Stuttgart 1976
- Peter Schünemann, Gottfried Benn. München 1977
- Ders., Georg Trakl. München 1988
- Gero von Wilpert (Hrsg.), Lexikon der Weltliteratur. 2 Bände, Stuttgart 1975

Herrn Dr. Philipp Gassert, Universität Heidelberg, danke ich an dieser Stelle noch einmal sehr herzlich für die kritische Durchsicht des Manuskripts. Außerdem bin ich ihm sehr dafür verbunden, dass er mir Zugang zu der „Wallfahrt zu Gott“ wie auch zu Klaus Harpprechts Porträt über Kiesinger und dessen Interview mit Kiesinger verschafft hat.

## DAS AKTUELLE BUCH

# Die römische Republik

Im Zentrum dieses Buches stehen die Könige, Konsuln und Tribunen, welche den Aufstieg Roms von einer unbedeutenden Höhensiedlung zum Weltreich der Antike entscheidend prägten. Die Leser begegnen dabei berühmten Persönlichkeiten wie Tarquinius Superbus, Pompeius, Julius Caesar oder Augustus, lernen aber auch das Wesen und Wirken weniger bekannter, oftmals widersprüchlicher Menschen kennen. So wird beispielsweise aufgedeckt, dass Licinius Crassus, ein fürsorglicher Vater und liebenswürdiger Ehemann, tausende von gefassten Sklaven kreuzigen ließ, oder dass Cato der Zensor, der sich durch eine sprichwörtli-

che Unbestechlichkeit und Aufrichtigkeit den Ruhm der Nachwelt sicherte, eine unglaublich harte und abweisende Haltung gegenüber Fremden und Frauen einnahm.

Im Spiegel von 57 pointierten Kurzbiografien entsteht vor den Augen des Lesers ein äußerst lebendiges und reich illustriertes Gesamtbild der Geschichte der Römischen Republik. Die zahlreichen Kriege – Kriege gegen äußere Feinde wie auch Bürgerkriege – werden ebenso in den Blick genommen wie soziale Konflikte, zentrale Gesetzesneuerungen oder der turbulente Untergang der Republik. In Themenkästen werden

ausgewählte Aspekte aus Archäologie, Kultur und Literatur speziell vertieft, praktische Zeitleisten und Stammtafeln ermöglichen dem Benutzer eine schnelle Orientierung. Das Buch wird so zum spannenden Lesebuch und fundiertem Nachschlagewerk in einem.

## INFO

Philip Matyszak, „Geschichte der Römischen Republik“, Von Romulus zu Augustus. 240 Seiten mit 300 teils farbigen Abbildungen, Skizzen, Karten, Stammbäumen und Zeitleisten. Gebunden mit Schutzumschlag. Theiss Verlag, Stuttgart.

# 132 Seiten Lust auf die Region

Der Schwäbischer Heimatkalender 2005 wurde in Balingen vorgestellt – Von Felix Kösterke

Für Tausende von Schwaben gehört der Schwäbische Heimatkalender zur Pflichtlektüre. Und das hat Tradition. Seit 1886 erscheint der Kalender – bis auf eine kriegsbedingte Unterbrechung – jährlich.

Dass der Schwäbische Heimatkalender – von dem in den vergangenen Jahren immer um die 10 000 Exemplare über den Ladentisch gingen – in Balingen vorgestellt wurde, kommt nicht von ungefähr. Balingen und der Zollernalbkreis bilden einen Schwerpunkt in der neuen Ausgabe und der Bändertanz der Frommerner Volkstanzgruppe in Dürrwangen zierte gar die Titelseite. Selbstverständlich war es daher für Balingens Oberbürgermeister Dr. Edmund Merkel für die Präsentation das Foyer „seines“ Rathauses zur Verfügung zu stellen.

Informativ, lyrisch und humorvoll – so ließe sich diese Präsentation wohl am besten beschreiben. Nach der Begrüßung durch Merkel gab es Informatives zum Kalender von Monica Weywar vom Verlag W. Kohlhammer, Lyrisches und Nachdenkliches von der Mundartdichterin Anny Hesse – im Übrigen eine gebürtige Balingerin – sowie Humorvolles zum Thema „Humor in dürftigen Zeiten“ von Karl Napf, dem Herausgeber des Kalenders.

Informativ, lyrisch und humorvoll – so lässt sich auch der Kalender am Besten beschreiben. Auf 132 Seiten hat Karl Napf zusammen mit dem Schwäbischen Albverein, dem Schwäbischen Heimatbund und dem Landfrauenverband Württemberg-Baden, der zum ers-



ten Mal die redaktionelle Arbeit unterstützte, Wissenswertes, Lustiges und Nachdenkliches aus dem Schwa-

benlande zusammengetragen. Außerdem lassen sich in dem Büchlein zahlreiche Freizeittipps finden, die Merkel zu der Aussage veranlassten: „Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute und Schöne so nah liegt.“ Das Hauptanliegen des Kalenders ist es dabei, schwäbische Brauchtümer und Kulturgüter zu bewahren sowie „Lust auf die Region“ zu machen, wie Merkel es ausdrückte. Dass der Kalender dabei nicht in der Vergangenheit stehen bleibt, sondern immer wieder „Lifting-Maßnahmen“ unterzogen wurde und mit einem durchaus modernen Gesicht aufwartet, betonte Monica Weywar vom Kohlhammer-Verlag.

Der besondere Schwerpunkt des Kalenders für 2005 liegt auf dem Zollernalbkreis. So widmet sich ein Artikel den „Erkundungen in Ebingen, Balingen und Hechingen“, ein anderer Aufsatz behandelt die „Trikotindustrie im Raum Albstadt“ und Balingens Stadtarchivar Håns Schimpf-Reinhardt hat einen Text über Friedrich Eckenfelder beige-steuert. Außerdem weiß nach der Lektüre des Kalenders auch der letzte Balingen, was es mit der „Hirschgulden-Sage“ auf sich hat.

## INFO

Der Schwäbische Heimatkalender 2005, erschienen beim Verlag W. Kohlhammer, ist bei allen Geschäftsstellen des ZOLLERN-ALB-KURIER sowie im Buchhandel erhältlich.

## DAS AKTUELLE BUCH

# Franken im Mittelalter

1281 ließ Rudolf von Habsburg in der Stadt Nürnberg „alle die von Franken“ einen fünfjährigen Eid zur Einhaltung eines Landfriedens schwören. Ruhe und Ordnung sollten so in der Region gewährleistet werden. Wer aber waren „alle die von Franken“? Gab es damals, ähnlich wie heute mit den drei Regierungsbezirken Unter-, Mittel- und Oberfranken, ein fest umrissenes „Franken“?

Im 6. Jahrhundert, am Ende der Völkerwanderungszeit, ließen sich fränkische Siedler in der Region nieder, die später nach ihnen benannt wurde. Die Merowinger, ihr Herrschergeschlecht, gründeten das bedeutendste frühmittelalterliche Reich Mitteleuropas. Unter den Karolingern wurde die Region des heutigen Frankens zur „Mitte des Reiches“. Könige und Kaiser regierten in der Folgezeit mit Hilfe der mächtigen Bistümer Würzburg, Bamberg und Eichstätt das Land. Im Spätmittelalter konnten einzelne Adelsgeschlechter ihre Positionen in Franken ausbauen. Allen voran das Haus der Hohenzollern, das nun in Konkurrenz zu den Würzburger Bischöfen versuchte, die Region zu kontrollieren. Könige und Kaiser verloren an Einfluss – das Adelsland Franken, geprägt von Ritterkultur und prachtvollen Burgen, entstand. Erst um 1500 erhielt die Region mit dem fränkischen Reichskreis eine dauerhafte politische Institution.

Das Begleitbuch zur vom Haus der Bayerischen Geschichte veranstalteten Landesausstellung bringt die

Kunst und Kultur des Mittelalters näher und bietet einen Überblick zu 1000 Jahren Kulturgeschichte in der Mitte des Reiches. In verschiedenen Zeitschnitten und Themenschwerpunkten wird die Geschichte Frankens im Mittelalter behandelt, von den frühmittelalterlichen Ansiedlungen der ersten Franken, über die konfliktträchtige Zeit des Hochmittelalters bis zu den unterschiedlichen Herrschaftsgebieten des Spätmittelalters. Informative Texte und eindrucksvolle Bilder zeigen das Alltagsleben ebenso wie die Meisterwerke der Sakralkunst, Buchmalerei oder der Musik. Wertvolle Handschriften und Urkunden, herausragende Zeugnisse der Textilkunst, Gold- und Silberschmiedearbeiten sowie Waffen und Gebrauchsgegenstände führen zurück in die mittelalterliche Lebenswelt.

Die Autoren sind Verfasser namhafter Publikationen zur Fränkischen Landesgeschichte. Zu ihnen gehören u. a.: Prof. Dr. Wilhelm Störmer, Professor für Mittelalterliche Geschichte, Universität München. Prof. Dr. Rudolf Endres, Professor für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte, Universität Bayreuth.

## INFO

Edel und Frei, „Franken im Mittelalter“. Herausgegeben vom Haus der Bayerischen Geschichte. 352 Seiten mit über 200 farbigen Abbildungen. Theiss Verlag, Stuttgart.

## Die Heimatkundler blicken zurück

Die Mitglieder der Heimatkundlichen Vereinigung werden eingeladen zu der am Samstag, 13. November, um 18 Uhr im kleinen Saal der Stadthalle Balingen stattfindenden 50. Hauptversammlung. Auf der Tagesordnung stehen unter anderem der Festvortrag von Dr. Casimir Bumiller zum Thema: „Württemberg und Hohenzollern – unheimliche Begegnungen zwischen Polemik und Politik“, ein Rückblick auf das Jahr 2004 und ein Ausblick auf das Jahr 2005, der Kassenbericht, eine Satzungsänderung (Namensänderung) sowie Wahlen der Ausschussmitglieder und des Vorstands. Die musikalische Begleitung gestaltet das Gitarrenduo Hans-Jürgen Bitzer und Michael Gern. Gäste sind willkommen. Ein Abholdienst wird angeboten über Erich Mahler, Telefon (0 74 71) 155 40.

### Verfasser der Beiträge dieser Ausgabe:

**Dr. Peter Thaddäus Lang**  
Stadtarchiv Albstadt, Johannesstr. 5

**Felix Kösterke**  
Redaktion Zollern-Alb-Kurier, Grünwaldstr. 15,  
72336 Balingen

## Exkursion: Von Stralsund bis nach Rügen

Die große Exkursion der Heimatkundlichen Vereinigung geht im kommenden Jahr nach Mecklenburg-Vorpommern. Ausgangspunkt dieser Busexkursion, die im Juni stattfinden soll, ist die Hansestadt Stralsund mit sieben Hotelübernachtungen einschließlich Halbpension. Am ersten Tag werden die Teilnehmer aus dem Zollernalbkreis mit Zustiegmöglichkeiten bei Stuttgart direkt bis Stralsund fahren. Hotelbezug am Spätnachmittag. Bei der Rückreise werden die Heimatkundler den Zollernalbkreis am Abend wiedererreichen. Von den sechs Tagen zwischen Hin- und Rückfahrt sind drei Tage den Ostsee-Inseln mit ihren Nationalparks gewidmet: Insel Rügen, Insel Usedom und dann dem Nationalpark Vorpommern-

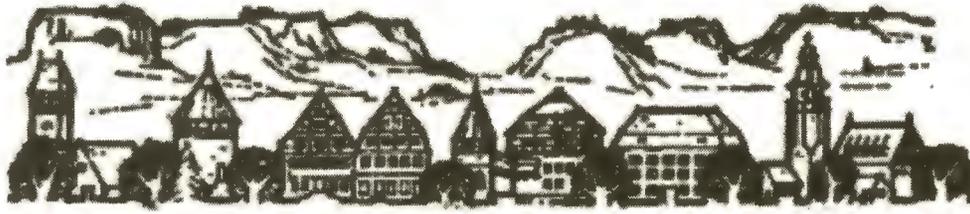
sche Boddenlandschaft. Die weiteren drei Tage haben als Besichtigungsschwerpunkte städtische Kunst und Kultur: ein Tag ist der Hansestadt Stralsund gewidmet. Ein weiterer Tag verbindet die Hansestädte Rostock und Wismar mit der Klosteranlage Bad Döberan. Am dritten Tag geht die Fahrt zu den Städten Greifswald und Neubrandenburg mit der dazwischenliegenden Mecklenburgischen Seenplatte. Wegen der Hotelreservierung ist eine verbindliche Voranmeldung mit einer Anzahlung von 150 Euro pro Person erforderlich. Nähere Informationen gibt es bei Hans Kratt, dem Organisator und Leiter dieser Exkursion, unter Telefon (0 74 33) 35 320, Beethovenstr. 7/5 in 72336 Balingen-Dürrwangen.

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

**Vorsitzender:**  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

**Geschäftsführung:**  
Ruth Hübner, Leutzenheldstr. 22,  
76327 Pfinztal-Söllingen  
Telefon (0 72 40) 9 43 07 00  
Fax: (0 72 40) 9 43 07 66  
Mobil: (01 72) 3 92 99 31  
E-Mail: ruth@huebner-web.de

**Redaktion:**  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



## „Statt Armut das Gottesreich . . .“

Gustav Werner als Prediger und Sozialreformer im Raum Balingen – Von Adolf Klek

„Die Irrlehren des Gustav Werner, die seit vielen Jahren geneigtes Gehör finden, insbesondere bei solchen, die mit Gott und der Welt sich zerschlagen haben und für jedwede Opposition, wie dieselbe auch sein mag, eingenommen werden, (folgen nun) auf mehrere Missjahre, die große Armut und vielfache Unzufriedenheit hervorgebracht haben.“

Dies schrieb der Pfarrverweser Johannes Aicheleim Bericht über seine Gemeinde Zillhausen und Streichen anlässlich der Dekanatsvisitation 1853<sup>1)</sup>. Er stellt fest: „Der sittlich-religiöse Zustand der beiden Gemeinden verdient im allgemeinen kein gutes Prädikat.“ Dann beklagt er allerlei „Gebrechen“, wie religiöse Gleichgültigkeit, Sonntagsentheilung, Müßiggang, Bettel, Branntweintrinken, Eheschwierigkeiten, mangelnde Kinderzucht. „Die Ursache der genannten ungünstigen Wahrnehmungen ist in erster Linie der gott- und gewissenlose Zeitgeist, der in unserem Vaterlande und so auch hier Eingang gefunden; die communistischen Bestrebungen, die immer breiter sich machen und genährt und befördert werden durch diejenigen, die nach etlich oder mehreren in der Fremde angebrachten Dienstjahren endlich wieder hierher zurückkehren und häuslich sich niederlassen . . .“ Zillhausen zählte damals 821 Einwohner, Streichen 388, alle waren evangelisch.

### Not und Zeitgeist rufen nach Reformen

Mit seiner Schilderung der Situation in den beiden Dörfern führt der 30-jährige Pfarrverweser, der seit einem Jahr lebt, genau die Erscheinungen an, die damals überall im Lande die soziokulturelle und politische Lage kennzeichnen. Anhaltend schlechte Witterung hatte zu Missernten und Hungerjahren geführt. Der Fortschritt der Technik und die aufkommenden Fabriken in den Städten verringerten die Verdienstmöglichkeiten in den Dörfern. Überlieferte religiöse Bindungen schwächten sich ab, gesellschaftskritische Aspekte und Reformideen traten stärker hervor, je mehr man von der Welt außerhalb des Dorfes erfuhr. Von der württembergischen Landeskirche und ihrer Frömmigkeitspraxis sagten sich die so genannten Separatisten völlig los. Unter pietistisch frommen Leuten herrschte Endzeitstimmung. Auswanderer zogen nach Osteuropa, von wo die Wiederkehr des Heilandes erwartet wurde. In verschiedenen europäischen Staaten hatten seit 1830 Volkserhebungen und umwälzende Maßnahmen hin zur Demokratisierung stattgefunden. Das „Komunistische Manifest“ von Karl Marx und die letztendlich misslungene Paulskirchen-Nationalversammlung in Frankfurt setzten im Jahr 1848 wichtige Zeitzeichen.

Gottlieb Rau, in Dürrwangen geboren, hatte in Gaildorf für den Welzheimer Wald eine Glaswarenfabrik errichtet, um der armen Bevölkerung Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Wie Gustav Werner sah er die Zeit für ein neues Gottesreich angebrochen, wo der Gegensatz zwischen Arm und Reich schwindet. Im Revolutionsjahr 1848 organisierte Rau einen Volksmarsch von Rottweil zum Cannstatter Volksfest in der Absicht, dort ein neues republikanisches Reich in Württemberg auszurufen. In Balingen löste sich aber die Truppe auf, Rau erhielt einen Hochverratsprozess mit langer Haft auf dem Höhenasperg, durfte aber schließlich nach Amerika auswandern.

Echte Überlebensnot eines Kindes und die christliche Nächstenliebe hatte den jungen, ledigen Pfarramtskandidaten Gustav Werner, der als Vikar in Wal-



dorf bei Tübingen eine arme Mutter von sechs Kindern zu beerdigen hatte, im Jahre 1838 dazu getrieben, das jüngste Kind bei sich aufzunehmen. Vikar Werner hatte sich nach dem Theologiestudium bei einem Aufenthalt in Straßburg mit der Gedankenwelt des Schweden Emanuel Swedenborg beschäftigt, der ein neues Zeitalter für eine „Neue Kirche“ angebrochen sah. Er lernte auch den Pfarrer Oberlin aus dem Steintal in den Vogesen kennen, der ihm zum Vorbild für ein Christentum der Tat wurde. „Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert“, wurde Gustav Werners Wahlspruch. In seinen Predigten sprach er seine Hörer in ihrer Alltagssituation an, was ihm starken Zulauf brachte. Er wurde auch zu privaten Versammlungen als Redner in weit verstreute Städte gerufen. In Reutlingen hielt er Erbauungsstunden im Hause seiner Eltern; der Vater hatte die hohe Stellung eines Finanzkammerdirektors inne, dem heutigen Regierungspräsidenten vergleichbar. Das Jahr 1840 wurde zum Entscheidungsjahr. Vikar Werner kündigte den Kirchendienst auf und zog mit zehn Waisenkindern, die man ihm inzwischen anvertraut hatte, und zwei mithelfenden Frauen zu Fuß nach Reutlingen. Dort kaufte er bald ein Haus für bis zu 30 Kinder. Tatsächlich stieg die Kinderzahl laufend, und „Vater Werner“ brauchte weitere Helferinnen. Er entwickelte eine „Hausgenossenschaft“, wo sich erwachsene Personen ohne Lohn mit ihren Fähigkeiten einbrachten. Sie erhielten dafür nur Kost, Wohnung, Kleidung sowie Krankheits- und Altersversorgung. Heime und Werkstätten für behinderte Menschen aller Altersgruppen kamen bald hinzu, so dass Werner einer der größeren Bauherren in der Stadt Reutlingen wurde. Er erwarb auch eine Papierfabrik an der Echaz, später folgten eine solche im Ermstal bei Dettingen, eine Möbelfabrik und eine berühmt gewordene Maschinenfabrik. Weil überall die christliche Bruderliebe regieren sollte, gab man dem ganzen Wert den Namen „Bruderhaus“.

Ums Jahr 1860 gehörten zum „Bruderhaus“ außerdem viele Zweiganstalten im Schwarzwald, im Unterland und im Hohenlohischen. Überall hatte die Not dazu gerufen und sich immer wieder Chancen gegeben zum Erwerb von Gebäuden, Grundstücken und Werkstätten. Insgesamt zählte man 24 Heime mit rund 500 Erwachsenen. Viele davon waren behindert, so genannte „halbe Kräfte“. Für 500 Kinder wurde eine pädagogisch fortschrittliche Erziehung einschließlich Schulausbildung geboten. Dem Bruderhaus gehörte ein Grundbesitz von insgesamt 700 Hektar Land.

### Unternehmer, um die „sozialen Fragen“ zu lösen

Die Produktion in Bruderhaus-Werkstätten und -Fabriken reichte vom Pflug für die Landwirtschaft bis zur weltbekannten Papierherstellungs-Maschine, von Pappschachteln bis zu Möbeln. Für die Ernährung und Bekleidung der Hausinsassen und Arbeitskräfte unterhielt man an verschiedenen Orten die entsprechenden Betriebe: Landwirtschaft mit Tierhaltung, Bäckerei, Metzgerei usw. In Reutlingen gab es auch ein eigenes Krankenhaus. Die Arbeitsstätten wurden mustergültig modern ausgestattet. Bekanntlich leitete der Erfinder Gottlieb Daimler einige Jahre lang die Maschinenfabrik; und der zehnjährige Wilhelm Maybach, als Waisenkind von Gustav Werner aufgenommen, durfte hier eine gründliche, zukunftsorientierte Ausbildung erhalten.

Während die marxistisch-kommunistische Ideologie davon ausgeht, dass der Mensch durch Lohnarbeit in der Industrie seiner eigenen Bestimmung entfremdet und zugunsten der Kapitalanhäufung ausgebeutet wird, weshalb die Klasse der Arbeiter diese Fesseln zerbrechen und die Gesellschaftsordnung stürzen muss, setzte Gustav Werner dagegen das Modell der christlichen Fabrik. Für ihn gehörten Religion und Arbeit zusammen. Als Unternehmer wollte er zeigen, dass sich gerade im Industriebetrieb die Herrschaft Christi verwirklichen lässt, indem den Armen und Hilfsbedürftigen Arbeit und damit Nahrung verschafft werden kann. Wenn noch ein Gewinn erzielt wird, kann damit liebevoll die Not anderer behoben werden. Bei der Arbeit lassen sich menschliche Kräfte entwickeln und frohmachende Erfolge erleben.

In seinem Mitteilungsblatt „Der Friedensbote“ schreibt Gustav Werner 1852: „Entweder geht die aufblühende Industrie mit ihren die Volksgemeinschaft schädigenden Grundsätzen der freien Konkurrenz, der

Lohnsklaverei, der rücksichtslosen Durchsetzung kapitalistischer Erwerbsgesetze einem totalen Materialismus entgegen, was die Verarmung breiter Volksmassen zur Folge haben könnte, oder es ist möglich, die Industrie mit christlichen Grundsätzen zu durchdringen, die Fabrik zu einem ‚Tempel Gottes‘ auszubauen, die Arbeit dem Dienste Gottes unterzuordnen<sup>2)</sup>.“

Auch in **Zillhausen und Streichen** entfaltete Gustav Werner Aktivitäten als Unternehmer. Dort hatten die Leute ihre Armut bisher schon durch Wollespinnen und Strickarbeiten zu Hause zu lindern versucht. Kinder einzelner Familien versäumten nicht nur deshalb die Schule, weil man sie auf den Bettel schickte, sondern auch, weil sie zu Hause – wie es heißt – „sehr am Strickkorb sitzen müssen“. Das Entstehen von Fabriken in den nahen Städten hatte aber die Aufträge für diese Heimarbeit zurückgehen lassen. Als Gustav Werner als Reiseprediger regelmäßig in die beiden Dörfer kam und diese Not erfuhr, half er – wie der Pfarrbericht 1851 melde – „durch sporadische (= gelegentliche) Zusage von Strickarbeiten“<sup>3)</sup>. Zehn Jahre später steht im Pfarrbericht, Gustav Werner habe dadurch Zuneigung „bei vielen Leuten erworben, dass er ihnen Arbeit und Brot gab. Noch jetzt wird in Zillhausen namentlich viel für ihn gestrickt“<sup>4)</sup>. Die angefertigten Strickwaren verkaufte der Unternehmer Werner bis nach Amerika, wo er zu ausgewanderten Freunden Kontakt hielt. In den 150 Jahren, die seither vergangen sind, haben sich allerdings die Modelle Gustav Werners nicht ausweiten, ja nicht einmal voll erhalten lassen. Schon zu seinen Lebzeiten musste mancher Unternehmenszweig aufgegeben werden. Heute gibt es noch die „Bruderhaus-Werkstätten“ mit Arbeitsplätzen für behinderte Mitmenschen, doch der Bereich der Heime und Beratungsdienste wächst ständig.

### Der Prediger Gustav Werner

Als „Irrlehrer“ bezeichnete Pfarrverweser Aichele in seinem eingangs zitierten Bericht den Prediger aus Reutlingen. Auch Dekan Fraas von Balingen und die Kirchenleitung in Stuttgart hegten diesen Verdacht. In den ersten Jahren der Reiseprediger-Tätigkeit wurde Gustav Werner vom Königlichen Consortium immer wieder aufgefordert, darüber Rechenschaft zu geben. Er berief sich dabei auf den Hauptakzent des Johannes-Evangeliums, die praktizierte Liebe der Kinder Gottes, und auf den gewohnten Brauch anderer, sogar unstudierte Männer im pietistischen Stundenwesen, auch nach auswärts zum Reden zu gehen. Er schreibt: „Meine johanneische Richtung kann ich nur auf diesem Wege der Reisepredigt unter dem Volke verbreiten, in dem der Unglaube sich mehr und mehr breitmacht... Wenn Pietisten und Missionare das Land unangefochten durchziehen und Erbauungsstunden halten dürfen, warum sollte ich als geprüfter Prediger die gleiche Freiheit nicht auch haben“<sup>5)</sup>!

In seinen Vorträgen entwickelte Werner seine Gedanken zu den jeweiligen großen Ereignissen, zu den Schäden der Zeit und deren möglicher Heilung. Für die aufkommenden Forderungen der Sozialdemokratie, die in kirchlicher und staatlicher Obrigkeit Aufregung hervorriefen, brachte er Verständnis auf, doch steckte ihm zu viel Eigennutz darin. Die Sozialdemokraten, meinte er, „wären nicht soweit gekommen, wenn sie bei uns, den Gläubigen, mehr Liebe, Wahrhaftigkeit, Barmherzigkeit und Kraft gefunden hätten“<sup>6)</sup>. Im Entstehen der Sozialgesetzgebung unter Reichskanzler Bismarck sah er Schritte zur Verwirklichung seiner Vision. Zweifellos stumpfte die äußere Not die Menschen ab gegen jede Predigt von sittlichen Pflichten und Frömmigkeit. Aber ein Besserungsbestreben, das nur an das Materielle denke, bringe nach seiner Meinung oft mehr Schaden als Hilfe. „Man darf nur an die vielerlei sozialistischen, kommunistischen und aufrührerischen Versuche unserer Zeit denken“<sup>7)</sup>. Das rechte Heilmittel für die geistige und zugleich leibliche Seite des Menschen habe er in seiner Anstalt gefunden, wo er die Prinzipien des Reiches Gottes auch auf die irdischen Verhältnisse angewendet habe.

### Reaktionen der Obrigkeit

Sowohl kirchliche wie auch staatliche Instanzen, die alles Revolutionäre im Lande verhüten wollten, schreckte Gustav Werner auf. Es drohte Gefahr aus seinen Reden und Schriften, wenn es etwa hieß: „Die Zeit ist erfüllt, darf man in voller Wahrheit sagen: das Reich Gottes soll nun zur Herrschaft gelangen. Alles ist hier-

für vorbereitet; es fehlt nur an einer Gemeinde, die für die Ausführung dieses großen Heilsplanes bereit ist.“ Seine Bruderhausgemeinde sah er hierfür bestimmt<sup>8)</sup>.

Die Leitung der Landeskirche, das evangelische Consortium, tilgte den Namen Gustav Werner aus der Liste der Pfarramtskandidaten 1851 ganz, nachdem er sich geweigert hatte, alte Bekenntnisformeln für den Kirchendienst zu unterschreiben. Somit durfte er nicht mehr in Kirchen als Prediger auftreten. Durch Rückgriff auf das Pietistenrescript“ von 1743 schränkte man auch seine Wirkungsmöglichkeiten in privaten Versammlungen oder Erbauungsstunden ein. Sie durften nur mit Wissen des zuständigen Pfarrers und mit Genehmigung des örtlichen Kirchenkonventes gehalten werden. Keinesfalls dürfen sie nach Einbruch der Dunkelheit stattfinden und werktags nur, wenn sie die Amts-, Haus- und Feldgeschäfte nicht beeinträchtigen.

In der Dekanatsstadt **Balingen** wollten sich die Anhänger von Gustav Werner nicht so rasch der Obrigkeit fügen. Der Rotgerber Leonhard Hartenstein, ein fast 70-jähriger Familienvater, beantragte beim Kirchenkonvent, wenigstens die „äußere Kirche“, d. h. die Friedhofkirche, für Vorträge des Reisepredigers Werner zur Verfügung zu stellen. Als er „kein genügendes Resultat“ erhielt, wandte er sich an den Stadtrat, von dem er Zustimmung erhoffte, „weil selbst Männer im Stadtrat sich befinden, die dieser wichtigen Sache Beifall geben“<sup>9)</sup>. Der Stadtrat hatte nichts dagegen einzuwenden, zumal sich das bisherige Lokal, das Schulzimmer, als viel zu beschränkt erwiesen habe und deshalb öfters Beschädigungen der Schulbänke und der Fenster vorgekommen seien, was die Stadtkasse belaste. Wegen der Beharrlichkeit des Antragstellers entstand nun ein hin und her bis zu den höchsten Instanzen der kirchlichen und staatlichen Obrigkeit wegen der Frage der Zuständigkeit für den Versammlungsort. Am Ende blieb es dabei, dass auch die Friedhofkirche eine echte Gottesdienststätte sei und für Gustav Werners Vorträge nicht geöffnet werden dürfe. Bald wurde ihm auch die Schule nicht mehr zugestanden und auf Privathäuser verwiesen. Übrigens hat formal ganz korrekt Gustav Werner von Vierteljahr zu Vierteljahr aus Reutlingen einen handschriftlichen Antrag gesandt, seine Vorträge in Balingen halten zu dürfen.

Ein schwerwiegender Verdacht auf Seiten der Pfarrerschaft im Kirchenbezirk ist aus einem Kirchenkonvents-Protokoll von **Engstlatt** ersichtlich. Es heißt dort, man habe zwar gehört, „dass Werner bei seinen Vorträgen darauf ausgehe, mittelbar oder unmittelbar bei der Gemeinde den Samen des Misstrauens gegen ihre Geistlichen auszustreuen“, man wolle dieses aber selbst prüfen<sup>10)</sup>.

Sonst scheinen die Ortspfarrer den direkten Kontakt mit dem Reiseprediger kaum gesucht zu haben. Pfarrer Helferich aus **Zillhausen und Streichen** vermerkt in späterer Zeit: „Gustav Werner hält von Zeit zu Zeit einen Vortrag in Streichen, ohne dass jedoch der Pfarrer ihn persönlich gesehen und gesprochen hätte“<sup>11)</sup>. Zwei Jahre darauf meldet er im Visitationsbericht, er habe nun Werner persönlich kennen gelernt. Im folgenden Jahr ist der Reiseprediger gestorben.

Den Ärger des Pfarrers von **Dürrwangen** erregte Gustav Werner einmal, als er im Filialort **Stockhausen** eine Erbauungsstunde an einem Wochentag hielt, der aber als Feiertag „Peter und Paul“ im Mutterort gleichzeitig mit einem Gottesdienst begangen wurde. Auch der Kirchenkonvent von **Laufen** wolle „solche Besuche und alle Vorträge des Kandidaten Werner sich verbitten und sie verbieten“<sup>12)</sup>.

Die „weltliche Obrigkeit“ stand mindestens für den Ort **Zillhausen** in der Person von Schultheiß Letsch voll auf der Seite Gustav Werners. Kraft Amtes gehörte der Schultheiß dem Kirchenkonvent an, obwohl er über das Kirchenwesen spottete und das Wirken des Ortsgeistlichen „in Wort und Tat“ nach Kräften behinderte.

Als geistig gewandter Mann seiner Zeit schrieb Schultheiß Letsch gegen Ende des Revolutionsjahres 1848 an den Dekan von Balingen, die alten Vorschriften gegen das Versammlungsrecht, die man gegen Gustav Werner anwende, seien doch „den Bestimmungen und dem Geist unserer Verfassung zuwider“. Solcher Zwang stimme nicht mit der „Denk-Gewissens- und Religionsfreiheit“ überein<sup>12)</sup>. Um den geltenden Bestimmungen zu entsprechen, hat dann Schultheiß Letsch ein paar Jahre lang alle Vierteljahre im Kirchenkonvent korrekt beantragt, Vorträge von Werner im Rathaus weiterhin zuzulassen.

(Fortsetzung folgt)

# Die Grafenbrüder von Üxküll-Gyllenband

Von Jens-Florian Ebert

Wurde in der Vergangenheit die väterliche gräfliche und freiherrliche Linie der Schenken von Stauffenberg genügend durchforscht und beschrieben, so möchte ich nun in der Ahnenreihe von Claus Schenk Graf von Stauffenbergs Mutter, Karoline geborene Gräfin von Üxküll-Gyllenband (1875 bis 1956), dem „Engel von Lautlingen“, deren Vater Graf Alfred und auch deren Onkel Graf Alexander von Üxküll-Gyllenband, zwei hervorragende und bedeutende Persönlichkeiten in der Geschichte und Politik des einstigen Kaiserreichs Österreichs, in ihren Lebenswegen beleuchten. Sicherlich ist vielen interessierten Bürgern nicht bekannt, dass Karolines Vater Graf Alfred ein gewandter und geschickter k. u. k.-Diplomat war und sein – in der Fachliteratur bislang eher unberücksichtigt gelassener – älterer Bruder Graf Alexander in der damaligen k. u. k.-Armee den Rang eines Generals der Kavallerie erreichte.

## Ursprung der Familie Üxküll-Gyllenband

Die Familie derer von Üxküll-Gyllenband (gelegentlich auch „Uxkull-Gyllenband“ geschrieben) entstammte dem baltischen Uradel. Sie erhielt, als der Dreißigjährige Krieg 1648 gerade zu Ende ging, den schwedischen Freiherrenstand und im Jahr 1790 den Reichsgrafenstand im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation verliehen. Die Familie teilte sich damals in eine erste und zweite Linie. Letzterer Zweig ist vor allem in Württemberg und Österreich ansässig geblieben, wo sich die einzelnen Mitglieder der Familie im 18. und 19. Jahrhundert an den Höfen Württembergs und Österreichs mit ihren Diensten äußerst nützlich gemacht haben. So war der Vater des hier beschriebenen Bruderpaars Alfred und Alexander, Rudolf Karl August Wilhelm Graf von Üxküll-Gyllenband (16. Mai 1809, Bebenhausen bei Tübingen bis 12. Dezember 1879, Ansbach) Obersthofmeister des württembergischen Königs Wilhelm I. (1781 bis 1864) in Stuttgart.

## Gräfin Karolines Vater

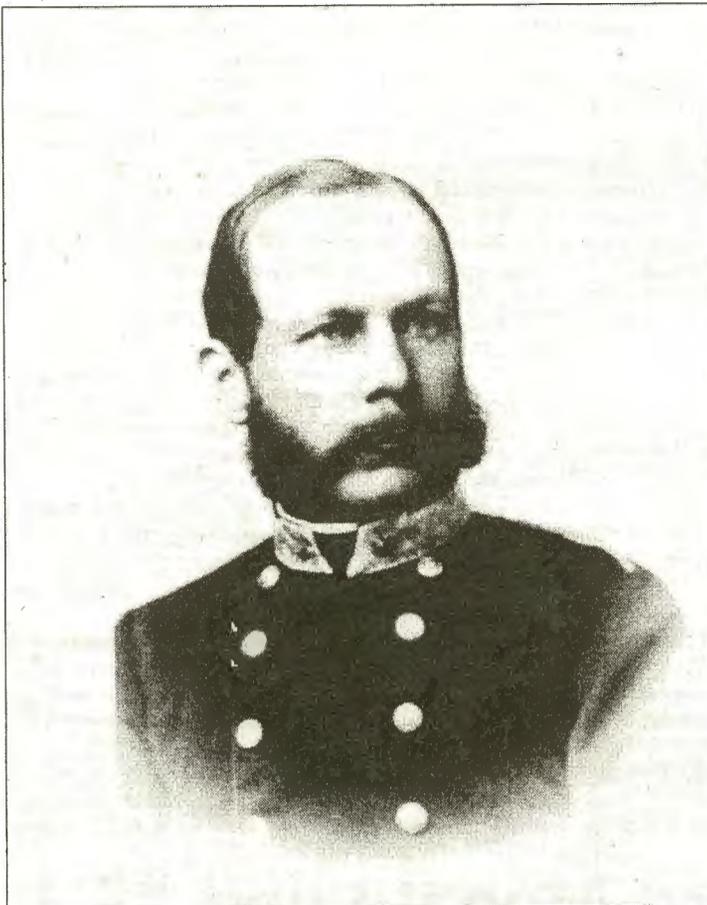
Alfred Richard August Graf von Üxküll-Gyllenband wurde am 3. März 1838 in Stuttgart als zweiter Sohn des königlich württembergischen Obersthofmeisters Rudolf Karl August Wilhelm Graf von Üxküll-Gyllenband und seiner Frau aus erster Ehe, der aus England stammenden Albertine Eliza Uhde (21. Januar 1818, London bis 12. Januar 1865, Stuttgart) geboren.

Im großen Nachschlagewerk von Constant von Wurzbachs „Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich“ wurde irrigerweise des Grafen Rudolfs Frau aus zweiter Ehe, Mathilde geborene Gräfin von Fries, als die Mutter von Alfred und Alexander angegeben. Folgerichtig ist sie die Stiefmutter derselben.

Der junge Alfred, entdeckte frühzeitig seine Vorliebe für den Soldatenberuf und trat als Offiziersanwärter in das damalige kaiserlich-österreichische Husaren-Regiment Nr. 11 „Prinz Alexander von Württemberg-Teck“ ein. Wie es scheint, fand Alfred in dessen Inhaber, dem seit 1830 in österreichischen Militärdiensten stehenden Cousin des württembergischen Königs Wilhelm I., Feldmarschall-Leutnant Prinz (ab 1877 Herzog) Alexander von Württemberg-Teck (1804 bis 1885) einen besonderen Gönner, welcher ihm – dessen militärisches Talent entdeckend – den Weg ebnete. So stieg Graf Alfred von Üxküll-Gyllenband im Jahr 1863 schließlich zum Rittmeister im Husaren-Regiment Nr. 11 auf.

Hierauf zum österreichischen Generalstab versetzt, nahm Graf Alfred inzwischen zum Hauptmann befördert, im VI. österreichischen Armeekorps (Feldmarschall-Leutnant Ludwig Freiherr von Gablenz) am dänischen Krieg von 1864 teil. Während des Feldzuges gegen die dänische Armee konnte sich Graf Alfred von Üxküll-Gyllenband in seiner Eigenschaft als der österreichischen Kavallerie-Brigade des Generalmajors Freiherr Dobrzensky von Dobrzenitz zugewählter verantwortlicher Generalstabsoffizier mehrmals auszeichnen. So besonders im siegreichen Gefecht bei Veile am 8. März 1864, wobei er auch verwundet wurde.

Für sein ausgezeichnetes militärisches Verhalten während dieses siegreichen Feldzuges gegen das Königreich Dänemark wurde Hauptmann Graf Alfred von Üxküll-Gyllenband nach Friedensschluss (Friede von Wien am 30. Oktober 1864) von Kaiser Franz Joseph I. (1830 bis 1916) mit dem österreichischen Militär-



Alexander Graf von Üxküll-Gyllenband im Jahr 1869 als Major und Flügel-Adjutant von Kaiser Franz Joseph I. von Österreich. Foto mit freundlicher Genehmigung von Jörg Steiner, Wien.

dienstkreuz mit Kriegsdekoration ausgezeichnet. Außerdem erhielt er vom Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin das Militär-Verdienstkreuz und von Preußens König Wilhelm I. den Kronorden III. Klasse mit Schwertern. Es folgten übrigens noch weitere Ordensauszeichnungen aus Württemberg, Frankreich, Belgien, Russland und Schweden.

Auch am bald drauf gegen Preußen ausgebrochenen so genannten deutsch-deutschen Bruderkrieg von 1866 nahm Graf Alfred von Üxküll-Gyllenband als Generalstabsoffizier – und wie es scheint mit wiederholter Auszeichnung – teil, denn ihm wurde nach Ende des Feldzuges Ende Juli 1866 der österreichische Orden der Eisernen Krone III. Klasse mit Kriegsdekoration verliehen. Nachdem er hierauf als kaiserlich-österreichischer Militärattaché mehrere Jahre in Berlin, Paris und dem osmanischen Hof in Konstantinopel in diplomatischer Verwendung gestanden hatte, und für seine hierbei erworbenen Verdienste von Kaiser Franz Joseph I. im Jahr 1871 mit dem Ritterkreuz des österreichischen Leopold-Ordens ausgezeichnet wurde, kam er wieder zum kaiserlichen Generalstab nach Wien zurück. Zuletzt diente Graf Alfred, zum Oberstleutnant befördert, als stellvertretender Regimentskommandeur in der niederösterreichischen Landwehr-Dräger-Eskadron Nr. 1.

Während seiner Dienstzeit als österreichischer Militärattaché 1870 bei der kaiserlichen Gesandtschaft in Berlin, lernte Graf Alfred von Üxküll-Gyllenband die Tochter des verstorbenen Grafen Karl von Hohenthal (1803 bis 1852), Valerie von Hohenthal (geb. 30. Mai 1841 in Püchau bei Würzen) kennen, welche zu jener Zeit Hofdame der Kronprinzessin von Preußen war. Übrigens war Valeries Mutter, Emilie Gräfin Neidhardt von Gneisenau, die Tochter des berühmten preussischen Feldmarschalls und Generalstabschefs August Graf Neidhardt von Gneisenau (1760 bis 1831) aus dessen Ehe mit Karoline Freiin von Kottwitz.

Aus der Kennenlernphase mit Valerie von Hohenthal entwickelte sich bald darauf ein zärtliches Liebesverhältnis. Dadurch geriet Graf Alfred Üxküll-Gyllenband mit Valeries älterem Bruder, dem jungen Grafen Karl von Hohenthal (1830 bis 1892), welcher nach dem frühen Tod seines gleichnamigen Vaters als Erstgeborener die Interessen der Familie vertrat, in einen dramati-

schon Konflikt, welcher sogar zu einem Duell führte. In dessen Verlauf trug Graf Alfred von Üxküll-Gyllenband eine von seinem Gegner, dem Grafen Karl von Hohenthal empfangene Verwundung davon, die jedoch ohne weitere Folgen blieb.

Es kam trotz dieses Konfliktes doch noch zu einem großartigen „Happy-End“, als sich Graf Alfred von Üxküll-Gyllenband am 30. Juli 1871 in Zürich mit Valerie von Hohenthal vermählte. Aus dieser durchaus so zu nennenden Liebeshehe entsprangen die vier Kinder Albertine (geb. 3. Februar 1872), Alexandrine Gabriele (geb. am 30. Juni 1873 in Wien), Karoline (geb. 7. April 1875 in Wien) und schließlich Nikolaus (geb. 14. Februar 1877 in Güns/Ungarn). Doch Graf Alfred von Üxküll-Gyllenband konnte sich nicht sehr lange den Vaterfreuden hingeben. Er starb im Alter von erst 38 Jahren am 7. Juli 1877 auf seinem Besitz in Güns/Ungarn. In einem ihm gewidmeten Nachruf hieß es: „Dass er ein intelligenter, äußerst strebsamer Offizier gewesen ist, dessen Verlust in der kaiserlich-österreichischen Armee tief beklagt wurde.“ Auch Valerie überlebte ihren Ehegatten nicht lange. Sie verstarb bereits am 19. März 1878, ebenfalls in Güns.

## Gräfin Karolines Onkel

Der ältere Bruder Alfreds, Alexander Graf von Üxküll-Gyllenband wurde am 2. Oktober 1836 in Potsdam im damaligen Königreich Preußen, ebenfalls als Sohn des königlich-württembergischen

Obersthofmeisters Rudolf Karl August Wilhelm Graf von Üxküll-Gyllenband aus dessen erster Ehe mit Albertine Eliza Uhde geboren.

Wie sein jüngerer Bruder entschied sich auch der ältere Alexander für den Soldatenberuf und trat am 8. Juli 1854 als Kadett in das Ulanen-Regiment Nr. 11 „Kaiser Alexander II. von Russland“ der kaiserlich-österreichischen Armee ein. Nur zwei Monate später, am 7. September 1854, wurde er als Unterleutnant zweiter Klasse in das galizische Ulanen-Regiment Nr. 2 „Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg“ übersetzt. In diesem Regiment stieg Graf Alexander zum Unterleutnant erster Klasse (1. Juni 1857) und schließlich zum Oberleutnant (24. April 1859) auf.

Am 1. Mai 1859 zum Adjutantenkorps bestimmt, nahm Oberleutnant Graf Alexander von Üxküll-Gyllenband am italienischen Krieg von 1859 als Adjutant von Kaiser Franz Joseph I. teil, welcher am 18. Juni persönlich den Oberbefehl der österreichischen Armee in Oberitalien übernahm. An Kaiser Franz Josephs Seite hatte Graf Alexander schließlich auch an der großen und äußerst blutigen Schlacht von Solferino (24. Juni 1859) gegen die vereinte französische und piemontesische Armee unter Kaiser Napoleon III. und König Viktor Emanuel II. Anteil. Er erlebte hierbei die schmerzliche Niederlage der österreichischen Armee, aber auch die Hilflosigkeit des bis dahin spärlichen Sanitätswesens angesichts der 40 000 Gefallenen und Verwunden auf dem Schlachtfeld. Erst durch das tatkräftige beherzte Eingreifen des Genfer Kaufmanns Henri Dufour, welcher an jenem Tag zufällig als Tourist die Schlacht miterlebte, wurde diese Not gelindert, was schließlich zur Geburtsstunde des Roten Kreuzes führte.

Für seine Verdienste in der Schlacht von Solferino wurde Graf Alexander von Üxküll-Gyllenband mit dem Ritterkreuz mit Schwertern des Verdienstordens Adolf von Nassau (16. Juli 1860) sowie mit dem Ritterkreuz zweiter Klasse des Militär-Verdienstordens des österreichischen Großherzogtums Toskana (6. Juni 1861) ausgezeichnet.

Zuvor am 28. Januar 1861 zum Rittmeister zweiter Klasse aufgestiegen, erhielt Graf Alexander auch seine Ernennung zum kaiserlichen Kämmerer. Am 14. Dezember 1861 zu seinem alten Ulanen-Regiment Nr. 2

„Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg“ zurückversetzt, wurde er am 31. März 1864 zum Rittmeister erster Klasse befördert und vom preußischen König Wilhelm. mit dem Roten Adlerorden dritter Klasse ausgezeichnet (29. August 1864). Im deutsch-deutschen Bruderkrieg von 1866 diente Rittmeister Graf Alexander von Üxküll-Gyllenband mit seinem Ulanen-Regiment Nr. 2 in der Kavallerie-Brigade des Generalmajors Baron von Boxberg (2. Schwere Kavallerie-Division Generalmajor von Zaitschek) und kämpfte mit dieser in der großen Schlacht von Königgrätz (3. Juli 1866) sowie im Gefecht bei Blumenau (22. Juli 1866) gegen die königlich preußische Armee. Am 23. April 1869 zum Major befördert und zum Flügel-Adjutant von Kaiser Franz Joseph I. ernannt, stieg Graf Alexander am 23. April 1873 zum Oberstleutnant auf. In dieser Zeit wurde Alexander mit zahlreichen Orden des osmanischen Reiches, des Königreichs Preußen, Griechenlands, Russlands und Sachsens geradeweise überhäuft.

### Regimentskommandeur

Am 1. Mai 1873 als stellvertretender Regimentskommandeur zum berühmten Dragoner-Regiment Nr. 14 „Alfred Fürst von Windischgrätz“ übersetzt, welches er in seinem Rang als Oberstleutnant ab dem 1. November 1875 interimistisch führte, wurde Graf Alexander von Üxküll-Gyllenband schließlich am 15. Dezember 1876 unter Wirkung seiner Beförderung zum Oberst am 1. November 1876 Regimentskommandeur desselben. War diese Ernennung Graf Alexanders doch eine besonders ehrenhafte, denn es handelte sich bei diesem Regiment um das alte wallonische von 1790 bis 1806 den Namen seines damaligen Inhabers tragende Dragoner-Regiment „Maximilian Baillet Graf de Latour“, welches sich in den französischen Revolutions- und napoleonischen Kriegen (1792 bis 1815) einen großen

Namen erfocht und der Stolz der kaiserlich-österreichischen Armee war.

Oberst Graf Alexander von Üxküll-Gyllenband führte sein alterberühmtes Dragoner-Regiment während der österreichischen Okkupation von Bosnien und Herzegowina Ende Juli 1878 mit viel Erfolg (Teilnahme an der Einnahme der Festungen Bihac und Kladus). Er erhielt hierauf seine Wiederernennung als Flügel-Adjutant von Kaiser Franz Joseph I. und war ab dem 20. Oktober 1880 als militärischer Bevollmächtigter Österreichs am russischen Zarenhof von St. Petersburg tätig, in welcher Position er übrigens vom Zaren mit dem Kommandeurskreuz des St.-Stanislaus-Ordens mit Stern ausgezeichnet wurde. Am 27. September 1882 wurde er schließlich Kommandeur der 13. österreichischen Kavallerie-Brigade und erhielt wenig später am 1. November 1882 seine Beförderung zum Generalmajor. Am 5. Mai 1883 als Kommandeur zur 1. österreichischen Kavalleriebrigade übersetzt und am 1. November 1887 zum Feldmarschall-Leutnant befördert übernahm Graf Alexander von Üxküll-Gyllenband am 19. Juli 1888 das Kommando einer in Wien stationierten Kavallerie-Division. Nur wenig später, am 26. Dezember 1888 wurde der Graf in gleicher Eigenschaft nach Lemberg in Galizien versetzt, um dort seinen Dienst fortzuführen. Im Dezember 1889 erfolgte Graf Üxküll-Gyllenbands Ernennung zum Kommandeur der 32. Infanterie-Division und seiner Auszeichnung mit dem Ritterkreuz des österreichischen Leopold-Ordens.

Am 19. Oktober 1891 wurde er zum Kommandeur des VI. Armeekorps ernannt, welchem das Kommando des in Wien stationierten II. Armeekorps (von September 1894 bis November 1905) und schließlich des IV. Armeekorps (November 1905 bis Ende Mai 1908) folgte. In dieser Zeit wurde Graf Alexander von Üxküll-Gyllenband am 1. Mai 1895 zum General der Kavallerie befördert und am 21. Oktober 1891 von Kaiser Franz Joseph

zum Inhaber und Chef des vakant gewordenen Husaren-Regiments Nr. 16 (ehemals „Eduard Graf von Clam-Gallas“) bestimmt, welches den neuen Namensinhaber „Alexander Graf von Üxküll-Gyllenband“ mit großen Ehren trug.

Außerdem war Graf Alexander seit dem 17. Dezember 1891 kaiserlicher Geheimer Rat und von November 1905 bis Oktober 1908 Generalinspekteur der k. u. k.-Armee. Seine letzte Ernennung war die ehrenvollste, nämlich die eines Kapitäns der Leibgarde-Reitereskadron des Kaisers Franz Joseph am 5. Januar 1909. Diese ehrenvolle Position bekleidete er bis zu seinem Tod im bayerischen Berchtesgaden am 13. Juli 1915.

Alexander Graf von Üxküll-Gyllenband war sicherlich einer der höchst dekoriertesten und ausgezeichnetsten Generale seiner Epoche und wurde von Kaiser Franz Joseph von Österreich sehr hoch geschätzt. Er war Zeit seines Lebens unvermählt geblieben und hatte auch keine Kinder.

### Quellen

- Craig, Gordon A.: „Königgrätz“, Wien 1966  
 Ebert, Jens-Florian / Leserbrief: „Blick in die Familiengeschichte“, Zollern-Alb-Kurier 9. 8. 2004  
 Gothaisches Genealogisches Taschenhandbuch der gräflichen Häuser A 1936, 590 ff.  
 Neue Freie Presse, 1870, Nr. 1952: „Berliner Welt und Halbwelt“  
 Steiner, Jörg: „General der Kavallerie Alexander Graf von Üxküll-Gyllenband“, Wien o. J.  
 Stolz, Gerd: „Schicksalsjahr 1864“, 1988  
 Vogel, Winfried: „Entscheidung 1864“, Bonn 1995  
 Wrede, Alphons, Freiherr von: „Geschichte der k. u. k. Wehrmacht“, 5 Bände, Wien 1898 bis 1905  
 Wurzbach, Constant von: „Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich“, 60 Bände, Wien 1856 bis 1891, Band 48, S. 223

# Ein Jahr, 14 Monate und 13 Tage auf Achse

## Ein Rückblick auf fünfzig Jahre heimatkundliche Exkursionen

Der Vorsitzende der Heimatkundlichen Vereinigung, Professor Christoph Roller, hat aus seinen Unterlagen die einzelnen Exkursionen von 1973 bis 2004 aufgelistet. Neben den Heimatkundlichen Blättern, den Vorträgen, Stadtführungen und Stammtischzusammenkünften sind es die vielen und vielseitigen Exkursionen, welche die Mitglieder der Vereinigung zu einer befreundeten Gemeinschaft machten, ihnen Land und Leute, Kunst und Geschichte nahe brachten.

In diesem Zeitraum wurden 243 Exkursionen mit 498 Exkursionstagen durchgeführt. Wer an allen diesen Exkursionen teilgenommen hätte, wäre ein Jahr, vier Monate und 13 Tage mit Geistesverwandten oder gar Freunden unterwegs gewesen. Die Auflistungen ergeben einen Jahresdurchschnitt von 15,6 Exkursionstagen (dies entspricht einem halben Monat!). Das stärkste Exkursionsjahr war 1997, wo 15 Exkursionen stattfanden und man an 38 Tagen unterwegs war.

Die Exkursionen von 1954 bis 1972 konnten nicht aufgelistet werden. Aber die älteren Mitglieder wissen um das hohe Engagement der Männer der ersten Stunde; der Herren Wedler, Dr. Stettner, Scheerer, Müller und Wik. Herr Wedler setzte für Vorbereitung und Durchführung einer Exkursion unübertroffene Maßstäbe. Er war auf vielen Gebieten ein großer Kenner, vor allem aber was Kunst, Kunstgeschichte und Geschichte betraf.

Besonders viele und umfangreiche Exkursionen haben seit 1973 durchgeführt: Professor Christoph Roller mit 133 Exkursionstagen, Hans Kratt mit 89; Kurt Wedler mit 86 (ohne seine vielen Exkursionen vor 1973); Professor Erwin Schneider mit 26; Wolfgang Willig mit 21; Dr. Walter Stettner mit 20; Adolf Klek mit 18; Dr. Wilhelm Foth mit 13; Alfred Munz mit 12; Wilfried Groh mit 11 Exkursionstagen. Hinzu kommen weitere 27 Exkursionsleiter, die wie die oben genannten Herren ihre Führungen gründlich vorbereitet und sie zur Bereicherung, Zufriedenheit und Freude der Teilnehmer durchgeführt haben. Alles in allem stellen diese Exkursionen von der umfangreichen Vorbereitung bis zur qualifizierten Durchführung eine gewaltige Leistung dar.

Im Jahr 2004 wurden 12 Exkursionen durchgeführt mit 17 Exkursionstagen. Die Leitung hatten inne: Hans Kratt mit sechs Tagen; Professor Christoph Roller mit vier Tagen; Wilfried Groh mit zwei Tagen; Dr. Ingrid Helber mit zwei Tagen; Ingeborg Pemsel mit zwei Ta-

gen; Wolfgang Willig mit einem Tag. Möge die Heimatkundliche Vereinigung weiterhin und noch lange zum Segen unserer Landschaft und ihrer Bewohner, zur Freude und Bereicherung ihrer Mitglieder blühen und gedeihen: „Vivat, Crescat, Floreat!“

Die Jubilare der Heimatkundlichen Vereinigung im 50. Jahr seit der Gründung am 7. Juli 1954:

**50-jähriges Jubiläum:** Dr. Wilhelm Foth, Erich Jetter, Frau Klett, Hermann Lehner, Herta Müller. **40-jähriges Jubiläum:** Theo Ambacher, Heinz Bader, Aurelia Bukenberger, Alfred Munz, Martha Munz, Else Refuss, Hugo Schwarz, Gerda Wedler. **30-jähriges Jubiläum:** Carla Baumann, Hanns Bitzer, Dr. Richard Bross, Paul Dirlewanger, Fritz Engel, Ruth Frei, Hans Geissler, Else Jetter, Elisabeth Kolb, Hans Kratt, Annemarie Markert, Karl May, Professor Christian Roller, Else Rominger, Evi Rümmler, Gerd Schach, Norbert Schairer, Georg Schuler, Erwin Seegis, Emil Simader, Maria Stöfka, Professor Hans-Dieter Stoffler, Dieter Walper, Elfriede Weinheimer, Ilse Weissmann. Es sind dies 38 Damen und Herren der Heimatkundlichen Vereinigung mit 30- bis 50-jähriger Mitgliedschaft. Von den 727 Mitgliedern, die seit der Gründung 1954 eingetreten sind, waren bei der 50. Hauptversammlung 2004 364 Aktive. Somit sind über zehn Prozent der Aktiven länger als 30 Jahre bei der Vereinigung.

Die **Geschäftsführung** der Heimatkundlichen Vereinigung hatten inne: Richard Klett 1954 – 1974; Aurelia Bukenberger 1974 – 1984; Rudolf George 1984 – 1992; Ruth Hübner 1992 – 2004. Bei der Hauptversammlung 2004 wurde Erich Mahler zum neuen Geschäftsführer gewählt.

Die **Redaktion** der Heimatkundlichen Blätter, immer in enger Verbindung zur Redaktion des ZOLLERN-ALB-KURIER seit 1954, hatten inne: Richard Klett, Fritz Scheerer und Robert Kohler in Verbindung zu Walter Beißwenger sowie Christoph F. Riedl und seit 2004 Daniel Seeburger.

Den **Vorsitz** der Heimatkundlichen Vereinigung haben beziehungsweise hatten inne: Landrat Friedrich Roemer, der spätere Regierungspräsident von Stuttgart; von 1954 bis 1968; Freiherr von Brandenstein von 1968 bis 1973 und Professor Christoph Roller seit 1973.

Die Mitglieder im **Ausschuss** der Heimatkundlichen Vereinigung sind seit der 50. Hauptversammlung 2004:

Willi Beilharz, Margarete Bühler-Weber, Wilfried Groh, Dr. Ingrid Helber, Hans Kratt, Alfons Koch, Dr. Peter Thaddäus Lang, Erich Mahler, Ingeborg Pemsel, Professor Christoph Roller, Dr. Hans Schimpf-Reinhardt, Jürgen Schneider, Wolfgang Willig, Maria Wittschorek, Dr. Andreas Zekorn. Bei der 50. Hauptversammlung haben sich aus dem Ausschuss verabschiedet: Dr. Wilhelm Foth, Ruth Hübner, Adolf Klek, Alfred Munz und Christoph F. Riedl. Für ihre langjährige und erfolgreiche Mitarbeit im Ausschuss der Vereinigung, bei Herrn Dr. Wilhelm Foth sind es 50 Jahre, wurde ihnen Dank gesagt.

### Die Autoren dieser Ausgabe:

**Adolf Klek**  
 Wolfenbühlstraße 6, 72336 Balingen

**Jens-Florian Ebert**  
 Römerstraße 21, 72459 Albstadt-Lautlingen

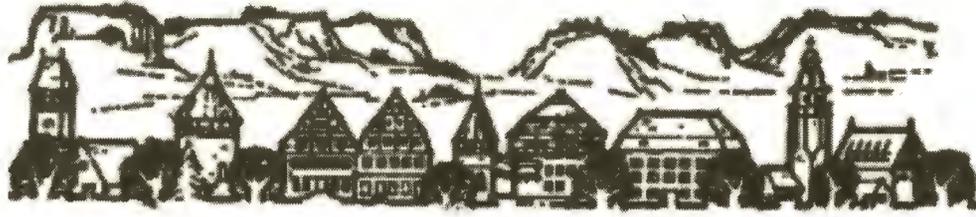
**Prof. Christoph Roller**  
 Am Heuberg 14, 72336 Balingen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

**Vorsitzender:**  
 Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

**Geschäftsführung:**  
 Ruth Hübner, Leutzenheldstr. 22,  
 76327 Pfinztal-Söllingen  
 Telefon (0 72 40) 9 43 07 00  
 Fax: (0 72 40) 9 43 07 66  
 Mobil: (01 72) 3 92 99 31  
 E-Mail: ruth@huebner-web.de

**Redaktion:**  
 Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



## Alte Denkmäler aus vergangener Zeit

Die Rosenfelder Friedhofskapelle und die historischen Grabplatten – Von Manfred Seeger

Vor wenigen Jahren wurde die alte Friedhofskapelle vom städtischen Bauhof innen renoviert und die alten Grabplatten dort von der Witterung geschützt wieder aufgestellt. Lange Zeit befanden sie sich in den Nischen der Friedhofsmauer. Zum Teil wurden sie als „Dekoration“ um das Ehrenkreuz für die Gefallenen des Weltkrieges von 1939 – 1945 nach dessen Errichtung aufgestellt. Andere standen noch in den ursprünglichen Mauernischen, wieder andere lagen aufgeschichtet auf dem Friedhof und einige wurden mittlerweile zerstört.

Neben den Grabplatten fanden auch zwei alte Kirchenbänke aus der Rosenfelder Stadtkirche in der Kapelle eine neue Bleibe, wobei aus zwei Bänken vier gemacht wurden, indem jede Bank geteilt wurde die fehlenden Wangen ersetzt.

Die Friedhofskapelle ist sehr alt und wurde mittlerweile unter Denkmalschutz gestellt. Die Kapelle stand vermutlich schon vor der Reformation an ihrem heutigen Platz und war der St. Anna geweiht. Sie wurde im 17. und 19. Jahrhundert erweitert, nachdem der Friedhof 1840 in nördlicher Richtung vergrößert wurde. Ihre endgültige heutige Form erhielt sie nach dem 1. Weltkrieg mit der Vorhalle und den Steintafeln mit den Namen der Gefallenen des Ersten Weltkrieges.<sup>1)</sup> Damals wurde auch die Eingangstüre von der Südseite weg an die heutige Stelle verlegt. Der Altar in der Kapelle stammt aus der Rosenfelder Stadtkirche und wurde nach dem letzten Krieg hier aufgestellt, mit der Rückseite nach vorn.

Die historische Friedhofsmauer, welche um 1550 entstanden sein dürfte, wurde im vergangenen Jahr, soweit noch vorhanden, restauriert und ist seither ein bauliches Schmuckstück. Familien der herzoglichen Verwaltung und Ehrbarkeit leisteten sich wohl aus Repräsentationszwecken den kleinen Luxus, ihre aufwändig gearbeiteten Grabsteine in der Friedhofswand aufzustellen. Bei der Erweiterung des Gottesackers 1840 nach Norden wurde auch in diesem Teil eine solche Mauergestaltung fortgesetzt, wenn auch statt der segmentbogenförmigen Rücksprünge jetzt nur noch Rechtecknischen in die Mauer eingelassen waren.

Bei einer zweiten Friedhofserweiterung 1963 wurde ein Großteil der alten Renaissance-Mauer im Zuge der Umgestaltung abgebrochen.<sup>2)</sup> Der noch verbliebene Rest von ca. 30 Metern wurde wie oben erwähnt restauriert.

Der Friedhof war früher als echte Ruhestätte nachts abgeschlossen, der Schlüssel befand sich dann im Hause meiner Urgroßeltern. Auch bekam mein Urgroßvater beim Bau seines Hauses in der Leidringer Straße die Auflage, dass er während einer Beerdigung in seiner Werkstatt als Messerschmied die Beerdigung nicht durch Arbeitslärm stören durfte. Dem Trauerzug ging bei der Beerdigung der Stadtpolizist mit Pickelhaube in „Galauniform“ voraus und blieb dann während der Beerdigung als Wache vor dem schmiedeeisernen Friedhofstor stehen. Damals führte der Weg noch geradeaus von der Karlseiche bis zum Friedhofstor und wurde erst beim Bau der Iselinschule überbaut.

Nun wenden wir uns den Grabplatten zu. Es ist erstaunlich, was uns diese alten Denkmäler auch heute noch aus längst vergangenen Zeiten erzählen können, wenn man sich nur die Mühe macht und sich mit diesen beschäftigt.

Da ist nun zuerst einmal der erste vorne links vom Altar. Seine Form ist säulenartig, er stand früher neben dem Friedhofsbrunnen am Haupttor, von Pflan-



Die Grabplatte des Johann Christoph Murschel (gestorben 1620) in der Rosenfelder Friedhofskapelle.

zen umschlungen, sodass er kaum aufgefallen ist. Bei Beerdigungen wurde auf ihm die Opferbüchse aufgestellt. Dieser Stein war der Grabstein einer Christine Pfäfflin, geb. Stoll, gestorben am 20. Oktober 1827, Witwe des Rosenfelder Amtmanns. Nichts Außergewöhnliches, also auch nicht die Tatsache, dass ihr Bruder Johann David bei ihr in Rosenfeld seinen Lebensabend verbracht hat und hier in Rosenfeld am 17. Juli 1821 bei seiner Schwester verstorben ist. Dieser Bruder jedoch war ein Jugendfreund von Friedrich Schiller, unserem großen schwäbischen Dichter. Friedrich Schiller erinnerte sich noch in einem Brief vom 22. Mai 1794 an einen anderen Freund an Johann David Stoll und bat diesen, er möge den Freunden Haug und Stoll viel Freundliches ausrichten. Wer denkt nun, wenn er diesen Stein sieht schon daran, dass es hier, wenn auch weit herbeigeht, Berührungspunkte zu Friedrich Schiller gibt und das auch noch in Rosenfeld.

Die nächste und älteste in der Friedhofskapelle aufgestellte Grabplatte ist die noch vorhandene von 1620. Sie ist sehr aufwändig mit zwei Wappen von Vater und Mutter verziert. Eigentlich ungewöhnlich für einen vierjährigen Buben, auch wenn der Vater Untervogt in Rosenfeld gewesen ist und es sich dabei um den Erstgeborenen gehandelt hat.

Interessant wird es erst, wenn man auf die Vorfahren dieses Buben hingewiesen wird.<sup>3)</sup> Sein Urgroßvater väterlicherseits Caspar Murschel war einst Bürgermeister in Balingen und ein hölzernes Epitaph von ihm hängt heute wieder in der Balingen Stadtkirche oben links im Chor. Unter anderem steht auf diesem Epitaph: „Starb den 10. November 1594. Ihm geb der Herr sein gnädig Lohn.“ Diesem Wunsch wurde jedoch nicht willfahren. Nach einem Hagelwetter im Mai 1596 wurde das Getreide und auch das zu erwartende Öhmd vernichtet. Man suchte nun nach den Schuldigen und es wurde den Hexen zugeschrieben. In Geislingen wurden darauf Hexen verbrannt und diese gaben an, dass auch Balingen Hexen beteiligt gewesen wären, darunter auch die Anna Murschel, die Urgroßmutter des 1620 in Rosenfeld begrabenen vierjährigen Johann Christoph Murschel und Witwe des Balingen Caspar Murschel. Diese Urgroßmutter wurde darauf am 18. August 1598 auf herzoglichen Befehl verhaftet und gefoltert. Sie war damals 60 Jahre alt und 17 Zeugen sagten gegen sie aus. Sie wurde am 5. April 1600 nach viel Drangsal und Folter wieder auf freien Fuß gesetzt. Dies hatte sie vor allem der Fürsprache ihres Sohnes und Schwiegersohnes zu verdanken, beide Pfarrer in Haiberbach bzw. Dornstetten. Anna Murschel starb 11 Jahre später in Engstlatt, wenige Jahre bevor ihr Urenkel in Rosenfeld geboren wurde.<sup>4)</sup>

Auf der nun folgenden 3. Grabplatte stoßen wir gleich auf zwei Namen, die für Rosenfeld auch heute noch bedeutend sind. Dieses Denkmal der Liebe ist dem ehemaligen Oberamtman Johann Christoph Donner – am 19. Oktober 1778 in Rosenfeld gestorben – gewidmet. Seine tiefgebeugte Witwe Maria Dorothea geb. Hartenstein stammt aus einer alten bedeutenden Rosenfelder Familie. Diese Familie stellte über Jahrzehnte hinweg immer wieder einflussreiche Männer für die württembergische oder auch für die Rosenfelder Verwaltung. Georg Friedrich Hartenstein verdankt Rosenfeld die Ausmalung der alten Fensternische mit der Bekehrung des Saulus zum Paulus in der Rosenfelder Stadtkirche. Dieses Bild stammt aus der Zeit des 30-jährigen Krieges, in dessen Verlauf Rosenfeld wieder katholisch werden musste und somit bildhafte Darstellungen in Kirchen wieder gewünscht waren. Der Stifter dieses Bildes Friedrich Hartenstein lässt sich aufgrund noch vorhandener Dokumente für die Zeit von 1644 – 1666 als Rosenfelder Bürgermeister belegen. Er wurde am 9. Oktober 1601 geboren und ist am 3. April 1667 gestorben.<sup>5)</sup> Er musste vermutlich in seinem Leben drei Mal den Glauben wechseln, zuerst evangelisch, dann katholisch und zuletzt wieder evangelisch. So kann man auch die Wahl des Motivs für dieses Bild, die Bekehrung des Saulus zum Paulus, gut verstehen. Die Nachkommen der Hartensteins treffen sich auch heute noch häufig, ein Familientreffen mit etwa 70 Familienmitgliedern fand am 26. Mai 2001 im Hotel Hamann in Balingen statt.

Nun taucht aber noch ein weiterer Name auf diesem Grabstein von Oberamtman Donner auf, und zwar der Stiefsohn Jakob Friedrich Holland. Dieser Friedrich Holland war ein Vetter des bedeutendsten Rosenfelders – Georg Jonathan Holland. Dieser Rosenfelder wurde hier am 6. August 1742 geboren. Er studierte

Theologie und wurde dann zum Lehrer der Söhne des württembergischen Herzogs Friedrich Eugen ernannt, bis ihn die russische Kaiserin nach Petersburg „abwarb“. Von ihr wurde er zum Hauptmann ernannt und in den Adelsstand erhoben. Er war der Verfasser in damaliger Zeit sehr bekannter philosophischer und mathematischer Werke, starb dann aus Russland wieder zurückgekehrt in Stuttgart am 11. April 1784 im Alter von 42 Jahren.<sup>6)</sup>

Der auf der Rosenfelder Grabplatte erwähnte Jakob Friedrich Holland ist 1747 in Rosenfeld als Sohn des Stadt- und Amtspflegers Christoph Eberhard Holland und seiner Frau Dorothea geb. Hartenstein geboren. Sein Vater starb, als er 12 Jahre alt war. Offenbar ist seine Mutter mit Johann Christoph Donner eine zweite Ehe eingegangen. Dieser Sohn Jakob Friedrich Holland war ab 1781 Pfarrer in Denkendorf, ab 1797 in Weil im Schönbuch. 1817 verlieh ihm die Universität Tübingen die Ehrendoktorwürde. Dies teilte mir schriftlich ein Nachkomme – Dr. Helmut Holland aus Stuttgart – mit, nachdem er kurz zuvor Rosenfeld besucht hatte.

Die nächste Grabplatte ist dem Rosenfelder Pfarrer Johannes Roller gewidmet, ein Urenkel von ihm, welcher im Ebinger Gymnasium mein Nebensitzer war, suchte vor etlichen Jahren die Grabplatte am ursprünglichen Platz in den Mauernischen. Er konnte sie dann beim Ehrenkreuz für die Gefallenen wieder besichtigen.

Die letzte Grabplatte auf der linken Kapellenseite ist die der Maria Elisabetha geb. Teufel, Gattin des Rothochsenwirts Wangner dahier gewidmet. Der Rothochsen befand sich früher in dem Gebäude, in dem sich heute die Zweigstelle des Schwarzwälder Boten befindet. Es gab in Rosenfeld auch einen Weißochsen, dieser war der spätere Gasthof zur Post. Die Grabplatte befand sich bis zuletzt an ihrem ursprünglichen Platz in ihrer Nische in der alten Friedhofsmauer.

Auf der rechten Seite vorne steht ein Grabstein des Johann Georg Wangner, Sohn des Rothochsenwirts, er wurde am 4. November 1828 geboren und verstarb am 30. August 1842. Ob es sich hierbei um den Sohn oder den Enkel der vorhin erwähnten Rothochsenwirtsin handelt hat, lässt sich nicht ohne weiteres feststellen, war der Altersunterschied doch immerhin 44 Jahre.

Das größte ungelöste Rätsel ist die folgende Grabplatte. Diese befand sich in der fünften noch vorhandenen Nische von links nach rechts betrachtet. Sie war so tief in diese Nische eingelassen, dass früher eine weitere Grabplatte davor Platz gefunden hatte. Sie wurde erst entdeckt nachdem der übrige Efeu von der alten Friedhofsmauer entfernt worden war. In der Plattenmitte befindet sich ein Kreuz unten mit Totenkopf und darunter zwei gekreuzte Knochen reliefartig herausgearbeitet. Die noch zum Teil lesbare Schrift in Großbuchstaben ist außen ringsum eingehauen. Links oben ist die Zahl 35 zu erkennen und die befragten Experten behaupten, dass dies auf die Jahreszahl 1735 hindeuten müsste, zu jener Zeit wären solche Kreuzdarstellungen üblich gewesen. Als weitere Inschrift ist noch zu entziffern: IST BEGRABEN CONRAD HARDING VON BIBER AN DER FULD.

Ob es sich bei Biber um eine Ortsangabe oder einen Adelstitel handelt, ist bisher nicht nachweisbar. Von Biber sind im Adelslexikon nicht auffindbar, dagegen gibt es zwei Ortschaften Bieber allerdings mit -ie- geschrieben, die sich in der Nähe von Aschaffenburg befinden, beides Mal auch an einem Fluss namens Bieber gelegen. Ein Flüsschen Fuld ist bisher nicht auszumachen. Weiter kann noch entziffert werden: GOT GNADE SEI, dann nur noch einzelne Buchstaben, die vielleicht ergeben könnten: Gott gnade seiner Seele.

Der nächste Stein dokumentiert eine echte Rosenfelder Familientragödie. Er befand sich bis zu seiner Unterbringung in der Friedhofskapelle an seinem ursprünglichen Platz in einer Nische des oberen Friedhofs. Er bezeugt, dass die Schlosswirtin Kipp 41-jährig in ihrem zweiten Wochenbett um 6 Uhr früh verstarb. Nur vier Stunden später am gleichen Tag starb auch ihr erstgeborenes Kind um 10 Uhr, am 25. Januar 1851. Die Mutter starb an Brustentzündung, das Kind an Krampfhusten. Beide wurden im gleichen Grab am 27. Januar beerdigt. Auf dem Grabstein ist die Mutter auf einem Stuhl sitzend mit ihrem Kind auf dem Schoß dargestellt.

Der jüngste hier aufgestellte Stein gehörte Lina Eisele, der letzten Trägerin dieses Namens in Rosenfeld. Wir haben eine Iselinschule und eine Iselinstraße, dass aber der Name Iselin bei der mittelhochdeutschen Lautverschiebung von Iselin in Eisele umgewandelt

wurde, wissen die wenigsten. In der alten Oberamtsbeschreibung des Oberamtes Sulz aus dem Jahre 1863 auf Seite 241 findet sich folgender Hinweis: Bezüglich der merkwürdigen Männer, welche aus der Stadt hervorgingen, sind zu erwähnen, dass Rosenfeld der Stammort der Baseler Iselin ist, deren Ahnherr Heinrich Isenle im Jahr 1364 von Rosenfeld nach Basel einwanderte. Diese Iselin sind auch heute noch in Basel ein bedeutendes Geschlecht und suchen auch heute noch gelegentlich ihre Stammheimat Rosenfeld auf. Sie hatten mit Herrn Heinrich Müller – auch Fahenschmied-Heiner genannt – Kontakt. Er besaß eine Familienchronik der Baseler Iselin. Auf einer Dienstreise vor etwa 20 Jahren traf ich in Mömpelgard gleichfalls einen Herrn Iselin, welcher sehr erfreut war, als ich ihm erzählte, dass seine Heimatstadt Rosenfeld sein könnte.

An der rechten Stirnseite neben der Eingangstüre steht ein Grabstein von 1898 von einem Lokomotivführer Eitle – wo mag er mit seiner Lokomotive früher gefahren sein? Dieser Stein stand bis vor wenigen Jahren noch an seinem ursprünglichen Platz, etwa 15 Meter links vom Denkmal der neun Musketiere entfernt.

Der letzte Stein in der Kapelle links vor der Eingangstüre lässt noch den Namen Held erkennen auch Müller ist zu entziffern. Der Name Müller dürfte wohl die Berufsbezeichnung gewesen sein. Ein Mann namens Held ist vor etwa 260 Jahren aus Tuttingen nach Rosenfeld gezogen und erwarb die heutige Vogelmühle an der Grenze zwischen Württemberg und Hohenzollern. Zeitweise hieß diese Mühle deshalb auch Heldenmühle. In diesem Zusammenhang fällt mir eine Geschichte ein, welche mir meine Großmutter einmal erzählt hat, wenn der Leichenwagen mit einem Toten an der Heldenmühle vorbeifuhr, wahrscheinlich vom Sulzer Spital kommend, und dort die Grenze passierte, wäre er immer im Trab gefahren, um keinen Sportel das heißt Zoll entrichten zu müssen. Ob dies nun wahr ist, möchte ich dahingestellt sein lassen, damals war der Weg durch den Kirnwald genauso gut oder schlecht wie der Weg durch das Tal. Die Müller in der Heldenmühle müssen sehr begütert gewesen sein, gehörte ihnen doch auch lange Zeit die Riedmühle bis sie vom Großvater der heutigen Besitzer gekauft wurde.

Es gab früher noch zwei weitere Grabplatten und einen Grabstein, welche aber zwischen 1960 und 1970 zerstört wurden. Die vorhandenen Zeichnungen von 1961 verdanken wir, wie auch die übrigen Abbildungen, dem ehemaligen Kreisarchivar Rockenbach. Diese drei Zeichnungen hängen nun hinter dem Altar in der Friedhofskapelle.

Eine der Grabplatten gehörte einem Jakob Jäger, Gerichtsverwandter und Sonnenwirt und dürfte von etwa 1750 gestammt haben. Seine betrubte Witwe war gleichfalls eine geborene Hartenstein.

Die weitere nicht mehr vorhandene Grabplatte war schon 1961 nicht mehr ganz zu entziffern und war einer Justina Caroline Glaserin, geboren 1751, zugeordnet. Ihr Mann war Oberamtman in Rosenfeld, von seinem Nachnamen war nur noch das Fragment Brei . . . zu erkennen, der Vorname lautete Ludwig.

Der Grabstein, dessen Abbildung noch vorhanden ist, gehörte wohl zu einem Doppelgrab. Die Inschrift lautet: „Hier liegen begraben J. F. Beutter, Stadtrat und seine Gattin Ch. B. Beutter. Trennung ist unser Loos. Wiedersehen unsere Hoffnung – gewidmet von ihren dankbaren Kindern.“

Eine Bereicherung der Grabplattensammlung wäre noch die Engelsfigur vom Grab der Familie Jäger, Steinhauer gewesen.

Ein Stilbruch ist die Aufstellung des Grabsteins der Familie Kipp, Stadtschultheiß, an der nördlichen Friedhofsmauer. Ursprünglich sollte dieser Stein an der Südseite links neben dem Brunnen an der Außenwand der Friedhofskapelle aufgestellt werden. Mit Sicherheit wäre jedoch der alte Platz der beste gewesen, als Gegenüber zum Obelisk der neun Musketiere.

## Quellenhinweis

<sup>1)</sup>Die Stadt Rosenfeld, Vorabdruck aus der Beschreibung des Landkreises Balingen von 1955, Seite 18 und 51

<sup>2)</sup>Dr. Ingrid Helber, Kunsthistorikerin und Historikerin, Balingen-Frommern

<sup>3)</sup>Herr Heinz Uhland, Aldingen-Spaichingen

<sup>4)</sup>Frau Anita Raith, Der Hexenprozess gegen Anna Murschel

<sup>5)</sup>Herr Eberhard Hartenstein, Echterdingen

<sup>6)</sup>Der Zollernalbkreis (Heimat und Arbeit) 1979, Seite 208 und 209

# „Statt Armut das Gottesreich . . .“

## Gustav Werner als Prediger und Sozialreformer im Raum Balingen, Teil 2 – Von Adolf Klek

bis zu 100 Gemeinden im Lande wurde der Bruderhausgründer gerne gehört, wobei die Schar der Anhänger häufig an- und abschwoll. Die Mitglieder des Kirchenkonventes (Kirchengemeinderates) von Burgfelden gaben zu Protokoll, dass er den Weg richtig lehre und „auch den Armen hier sein Christentum schon öfters tätig bewiesen und viel Gutes getan habe“<sup>13)</sup>.

Gustav Werner hat dabei auf die Menschen nicht nur wegen seiner hoffnungsvollen Ideen, sondern mehr noch durch die Ausstrahlung seiner Person einen tiefen Eindruck gemacht. Als eine große, asketisch schlanke Gestalt wird er von Zeitgenossen geschildert, mit bescheidenem, ehrlichem und überaus gütigem Wesen. Der Pfarrverweser von Dürrwangen hält in einem ausführlichen Protokoll einer Kirchenkonferenzsitzung 1844 fest, in den Orten Dürrwangen, Stockenhausen und Laufen habe es bis vor einem Vierteljahr unter den „KirchenGenossen“ eine außerordentliche Anhängigkeit und schwärmerische Zuneigung gegeben. Sie habe sich bis zum Fanatismus gesteigert. Er schreibt wörtlich: „Denn nicht bloß durch die beredten, das Gefühl so stark und mild zugleich ergreifenden Vorträge des Candidaten Werner wurde sein Ansehen hier gegründet und so sehr erhöht, sondern auch durch die umgehenden Gerüchte von seinen vielfachen Wundertaten und den verschiedenen Wunderzeichen bei seiner Wirksamkeit, sowie vornehmlich auch durch das Gerücht, dass er von Seiner Majestät unserem Könige selbst entsendet, hoch begünstigt und besonders belohnt werde.“ Inzwischen seien diese Gerüchte als unrichtig erkannt worden, wachse Nüchternheit, auch Misstrauen gegen ihn und schwinde die Zahl seiner Anhänger. Dazu trage auch das Einsammeln von allerlei Gaben für Werner bei, obwohl es mit Feinheit und Klugheit betrieben werde<sup>14)</sup>.

In Winterlingen muss es besonders eifrige Anhänger von Gustav Werner gegeben haben, die aber aus einer früheren örtlichen Blütezeit des Separatismus ein kritisches Verhältnis zur Landeskirche besaßen. Einer davon brüstete sich dem Pfarrer gegenüber damit, „dass er nur per Du mit Werner rede“. Sie wehrten sich energisch, als Kirchenkonvent dessen „Privaterbauungsstunden“ unterbinden wollte, um „Unordnung und Zerwürfnis“ durch ein Wiederaufleben von Separatismus in der Gemeinde vorzubeugen. In einem Protestartikel in der Zeitung nannten sie sich „Werners Freunde“ und drohten, aus der Kirche auszutreten<sup>15)</sup>.

Für Heselwangen lässt sich für einen Zeitraum von zwanzig Jahren ab 1843 ermitteln, dass Gustav Werner hier Anhänger hatte. Als ihr Wortführer tritt 1849 ein Jacob Schöller in Erscheinung, ein Bauer und Schneider, 24 Jahre alt und frisch verheiratet. Später zog der Kirchenkonvent wegen einer Versammlung an Silvester als Hausherrn den 30-jährigen Bauern Martin Eppler zur Verantwortung<sup>16)</sup>, der seit sieben Jahren verheiratet und Vater von zwei Kindern war. Anders als in Winterlingen scheint es ein kirchengetreuer Mann gewesen zu sein. Er stammte aus einer angesehenen Familie und hatte in späteren Jahren das Amt des Stiftungspflegers (Kirchenpflegers) inne. Offensichtlich fühlten sich jüngere Leute besonders von Gustav Werner angesprochen.

Die Balingener Pfarrer, die für den Filialort Heselwangen zuständig waren, forderten hier immer wieder die Mitglieder des Kirchenkonvents auf, „die Gemeindeglieder darauf aufmerksam zu machen, dass sie sich mit Werner von Reutlingen nicht zu tief einlassen“<sup>17)</sup>.

Aus Zillhausen gibt es 1843 einen Hinweis auf das Verhältnis zu den Pietisten. Im Bauernhaus von Gottlieb Gehring versammelten sie sich jeden Sonntag nachmittag zu Gesang, Gebet, Vorlesung biblischer Texte und Gespräch darüber. Es kommen dazu etwa 20 Personen. Im Pfarrbericht heißt es dann weiter: „Dieselben waren anfangs große Anhänger des Reisepredigers Gustav Werner, sind aber wieder von ihm abgefallen, ohne jedoch sich selbst darüber gehörige Rechenschaft geben zu können; sich mehr auf die über Werner bei Pietisten anderer Gegenden gangbaren Gerüchte stützend“<sup>18)</sup>.

Zwölf bzw. dreizehn Jahre später ist dem Pfarrbericht aus Zillhausen zu entnehmen, dass unter den Anhängern des Gustav Werner zwar einerseits solche sind, die sich „von jehor fern von Kirche und Heiligem Abendmahl halten“, aber auch viele andere, die „ziemlich re-

gelmäßig die Sonntagskirche besuchen“. Der Kirchenkonvent glaubt, die Vorträge Werners „nicht hindern zu sollen, da Werner seither seine Irrlehren mehr verborgen hat“<sup>19)</sup>.

### Unterwegs im Dekanat Balingen

In mancherlei Büchern über Gustav Werner wird nur ganz wenig davon berichtet, wie er im einzelnen seine Reisen organisierte und bewältigte. Es ist zu lesen, meist sei er in der Woche vier Tage unterwegs gewesen. Er sei oft bis zu zehn Stunden gewandert, auch im Winter bei Schnee und sogar in der Nacht. Ab und zu sei er mit einer kleinen Kutsche gefahren. Es sei vorgekommen, dass er an zwei Tagen nicht weniger als 15 Vorträge hintereinander gehalten habe und in der Nacht nur eine Stunde geschlafen.

Aus Nachforschungen in den genannten Archivbeständen lässt sich nun ein differenziertes Bild von Werners aufopferungsvollen Einsätzen gewinnen.

Weshalb er gerade in diesen oder jenen Ort zu einem Vortrag kam, hat offensichtlich seinen Grund in persönlichen Einladungen. In Balingen reichte 1847 Frau Susanna Engelfried einen neuen Antrag beim Kirchenkonvent ein, dem 29 Unterschriften von „Mithristen“ angeschlossen waren. Er enthielt die Bitte, zu gestatten, „dass Herr Werner auch in unserer Stadt wirken könne“. Sie habe ihn gefragt, ob er kommen würde. Er habe zugesagt, sofern die Möglichkeit dazu geschaffen würde. Wegen der Frage des Versammlungsraumes habe er gesagt, in Rosenfeld würde er seine Reden auf dem Rathaus halten<sup>20)</sup>. In Engstlatt setzte sich bezeichnenderweise ein ehemaliger Separatist, der keine Verbindung zur Kirche mehr hatte, beim Pfarrer dafür ein, Werner das Halten einer Versammlung zu erlauben. Der Kirchenkonvent entschied, wenn über diesen Mann der Kontakt zu Werner geknüpft würde, käme Werner in den Verdacht der Sektiererei. Werner solle sich selbst melden<sup>21)</sup>.

Auf einer Viertagestour von Reutlingen aus besuchte der Prediger folgende Orte: Stuttgart, Engstlatt, Heselwangen, Brittheim, Trichtingen, Bebenhausen, Pfullingen<sup>22)</sup>.

Zur Häufigkeit des Auftretens in einer Gemeinde ist aus verschiedenen Pfarrberichten zu entnehmen, dass Gustav Werner anfangs alle vier Wochen zu seinen Anhängern kam. Wenn die erste Begeisterung abflaute, erschien er in größeren Intervallen, etwa alle sechs bis acht Wochen. Manchmal stellte er an einem Ort seine Besuche ganz ein oder nahm sie nach einigen Jahren wieder auf. So gibt es aus Balingen den Antrag Hartenstein vom Jahr 1843 und dann wieder neu von Frau Engelfried im Jahre 1847.

An welchem Tag und zu welcher Uhrzeit der Reiseprediger zum Vortrag in den Ort kommt, erfuhren in Zillhausen die Leute durch den Amtsdienner. Der Schultheiß als eifriger Anhänger Werners ließ den „Büttel“ mit der „Schelle“ durch die Straßen gehen und den Zeitpunkt ausrufen<sup>16)</sup>. In Heselwangen läutete man in den Anfangsjahren, als die Vorträge noch in der Kirche stattfinden durften, zum Beginn mit einer der beiden Kirchenglocken<sup>23)</sup>.

Aus Winterlingen berichtete der Pfarrer seinem Dekan: „Am letzten Mittwoch nachts 11 Uhr kam Werner, von einem hiesigen Bürger abgeholt, hier an. Er soll vorher geschrieben haben, dass er am Donnerstagmorgen 5 Uhr eine Witfrau hier besuchen werde, wo ihn die anderen Freunde auch sehen können. So wurde Stube und Küche voll Zuhörer. Nach 7 Uhr fuhr er wieder ab“<sup>24)</sup>. Es erfolgte also die Ankündigung des Besuches schriftlich an eine Kontaktperson im Ort. Die frühe Morgenstunde für die Versammlung sollte den Teilnehmern ermöglichen, nachher noch ihrem gewohnten Tagewerk nachzugehen.

Aus dem Winterlinger Bericht lässt sich auch entnehmen, dass der Redner wohl mit Wägelchen oder Kutsche abgeholt wurde und am anderen Morgen nicht zu Fuß weiterzog, sondern gefahren wurde. Wenige Monate vorher ist in einem Bericht des Pfarramtes im Dezember zu lesen, Werner habe sich letzten Mittwochabend in einem Privathause eine „Stunde“ gehalten und seine Anhänger besucht. „Er reiste folgenden Tages über Truchtelfingen nach Hause“<sup>25)</sup>. Er wanderte also wieder nicht, sondern reiste mit Fuhrwerk. Vielleicht war in Truchtelfingen bei Freunden eine Umsteigestation. Vom Mittwochabend auf Donnerstag

muss der Prediger in Winterlingen übernachtet haben, ebenso auch beim vorher genannten Besuchstermin.

Bei Besuchen in Balingen, Heselwangen und vielleicht auch weiteren Nachbarorten konnte Gustav Werner im Balingener neuen Amtsgerichtsgebäude Quartier nehmen. Seine Schwester Marie war mit dem Oberamtsrichter Fritz Stein verheiratet, der dort 1850 bis 1859 wirkte und eine Dienstwohnung innehatte. Seine Frau erzählte später ihren Kindern, dass ihr Bruder Gustav allemal zu Besuch gekommen sei, wenn er im Balingener Bezirk tätig war<sup>26)</sup>. Der Dekan berichtet als Balingener Stadtpfarrer 1859: „Der Reiseprediger Werner hält keine Vorträge mehr in der Gemeinde.“ Der Visitationer fügt als Randnotiz hinzu: „und hat in Zukunft nicht einmal mehr die äußere Veranlassung zu verwandtschaftlichen Besuchen, da sein Schwager, der Oberamtsrichter Stein, als Oberjustizrat nach Tübingen befördert worden ist“<sup>27)</sup>. Schwager Stein wurde auch in den Landtag gewählt und stand Gustav Werner mit Rat und Tat zur Seite.

Vermutlich hat sonst die jeweilige Familie, in deren Haus der Prediger Werner seine letzte Versammlung des Tages hielt, ihn danach über Nacht beherbergt. So legte es sich nahe, bis zur späteren Nachtzeit noch weitere Freunde um sich zu scharen. In den Pfarramtsakten wird das dann als Unzulässigkeit vermerkt, da ja Zusammenkünfte zur Nachtzeit verboten waren, wenn nicht – wie bei den Lichtstuben – eine ausdrückliche Genehmigung des Kirchenkonventes vorlag. Aus Engstlatt findet sich eine Notiz, dass Vikar Werner Erbauungsstunden schon zweimal zur Nachtzeit stattgefunden hätten<sup>28)</sup>.

### Das Liebeswerk in Zillhausen und Streichen

Dekan Fraas in Balingen stand dem Bruderhausgründer aus Reutlingen kritisch gegenüber und versuchte, sein Wirken einzuschränken. Er schrieb 1850 im Blick auf die Stadtgemeinde Balingen: „Die Stunden, die Gustav Werner hält, sind zahlreich besucht von Neugierigen, Gleichgültigen und Kalten. Dass er viel Gutes wirkt, davon verlautet nichts“<sup>29)</sup>.

Was aber der Dekan aus Balingen vermisste, ist in der Pfarrei Zillhausen geschehen, und im Filialort Streichen sogar mehr als vier Jahrzehnte lang: Es wurde durch Gustav Werner neben den Versammlungen im Schul- und Rathaus zur Linderung der Armut viel Gutes bewirkt. Die Strickaufträge für die Streichener Dorfbewohner sind bereits erwähnt worden.

Die Not betraf besonders die Kinder hart. Sie bekamen schon anstelle des Frühstücksbrotes, das man nicht geben konnte, Branntwein zu trinken. Manche liefen aus dem Elternhaus weg, gingen Betteln, weil sie der Hunger dazu trieb. Eine Mutter sollte dem Kirchenkonvent, der auch örtliche Schul- und Sozialbehörde war, am 16. Dezember 1853 erklären, warum ihr Sohn schon 27 Tage lang nicht zur Schule komme. Sie sagte, er sei weggelaufen und sie wisse nicht wohin. Sie könne ihren vier Kindern kaum einmal am Tag etwas zu essen geben<sup>30)</sup>. Wie vielerorts im Lande war eine so genannte „Industrieschule“ eingerichtet worden, wo zusätzlich zum normalen Schulunterricht an zwei Nachmittagen wöchentlich die Kinder freiwillig in Handarbeit Hemden, Schürzen und Strümpfe anfertigten, deren Verkauf ein wenig Geld bringen konnte.

In einer Rechenschaft über die Verwendung seiner Spendengelder zählt Gustav Werner 1853 unter anderem auf:

- Nach Streichen Kleidungsstücke für 6 florin 8 kreuzer;
- Saatfrüchte für Zillhausen und Streichen für 5 fl;
- einem armen Mann in Streichen, zu Bezahlung eines Zinses 10 fl., wodurch eine Familie vor dem Gant (= Zwangsversteigerung) und eine arme Gemeinde vor Ernährung weiterer Armen bewahrt wurde.
- Nach Zillhausen für Brot 5 fl. 24 kr.“
- (Genau diesen Betrag hatte Werner von dem Winterlinger Bürger M. F. erhalten<sup>31)</sup>.

Im Hungerjahr 1847, als im ganzen Land die schlechte Witterung zu einer Missernte führte, ist im Kirchenkonventsprotokoll von Zillhausen vermerkt: „Gustav Werner von Reutlingen übergab dem hiesigen Schultheiß 12 fl. bar mit der Bestimmung, Brot damit backen und dasselbe unter die Bedürftigsten austeilen zu lassen“<sup>32)</sup>. Zwei Jahre später heißt es: „Heute versammelt

sich der Kirchenkonvent, um die von Herrn Reiseprediger Werner von Reutlingen zur Austeilung an Arme hierher geschickten Kleidungsstücke, sowie 12 Paar Schuhe, welche erst noch hier verfertigt werden sollen, an die Bedürftigsten und Würdigsten zu verteilen<sup>33</sup>.“ Als Kleidungsstücke werden Hemdchen an 7 Männer und 5 Frauen ausgegeben, sowie an eine Witwe zwei Schürzen, ein Häubchen und Strümpfe.

Pfarrverweser Aichele vermutet 1853, dass solche Liebesgaben der Grund sind für die anhaltend enge Beziehung zwischen dem Reutlinger Bruderhausleiter und den beiden Gemeinden. Gustav Werner halte alle vier Wochen mit Erlaubnis des Geistlichen abwechselnd in Zillhausen und Streichen auf dem Rathaus einen Vortrag, „zu welchem sich zwar viele hinzudrängen, aber nicht aus lauterer Absichten<sup>34</sup>“. Es muss aber andererseits auch so etwas wie das „Scherlein der armen Witwe“ gegeben haben, denn laut Pfarrbericht von 1863 wurde in Zillhausen für die Wernersche Anstalt in Reutlingen gesammelt<sup>35</sup>.

In Zillhausen und Streichen ist auch vermerkt, dass Personen sich in eine Anstalt von Gustav Werner aufnehmen ließen. Im Jahr 1851 wird berichtet, dass Werner „schon einige Kinder in seine Anstalt in Reutlingen aufgenommen hat<sup>36</sup>“. Er konnte sicher die himmel-schreiende Not nicht mit ansehen, ohne die Allerärmsten in sein Kinderhaus mitzunehmen. Häufig brachte er von seinen Reisen neue Insassen für seine Anstalten mit.

Im genannten Pfarrbericht von 1863 steht: „In Streichen ist eine Witwe zu ihm gezogen nach Reutlingen.“ Es lässt sich leider nicht ermitteln, ob diese Frau als Hilfebedürftige oder als Mitglied der so genannten Hausgenossenschaft zur unbezahlten Mitarbeit ins Bruderhaus eintrat. Aus der persönlichen Erinnerung einer hochbetagten Streichenerin war mündlich zu erfahren, der Bruder des Großvaters Didra, 1867 geboren, sei nach der Schulentlassung von seinem Vater, einem Kleinbauern und Lumpensammler, ins Bruderhaus Reutlingen gegeben worden. Im Heim dort sei es streng

zugegangen, aber er habe den Mechanikerberuf erlernen dürfen, eine Reutlingerin geheiratet und sich schließlich im Vorort Sondelfingen ein Haus bauen können<sup>37</sup>.

Wie das Familienregister für Streichen festhält, ist ein anderes Glied dieser Sippe Didra, ein Schuhmacher, der hier 1855 ebenfalls als Sohn eines Lumpensammlers geboren wurde und dessen Frau, eine Streichenerin, 7 Kinder gebar, etwa 50-jährig im Bruderhaus Reutlingen gestorben. Vielleicht war er aus gesundheitlicher Not nach Reutlingen gegeben worden. Seine Ehefrau starb mehr als 30 Jahre später in Streichen<sup>38</sup>. Ebenfalls im Familienregister finden sich die Angaben, sieben Jahre nach dem letzten Besuch von Gustav Werner in Streichen, also 1893, sei die Witwe Jakobine Karoline Haag „in die Wernersche Anstalt nach Fluorn verzogen“. Sie stand im 56. Lebensjahr, starb aber schon nach drei Jahren in der Bruderhaus-Anstalt Fluorn, die bei Oberndorf im Schwarzwald heute noch besteht<sup>39</sup>.

Fortsetzung folgt

## DAS AKTUELLE BUCH

# Geschichte der Langobarden

Dies ist die Geschichte eines kleinen germanischen Volkes, das in der Zeit seiner Wanderung nach Italien allerhöchstens 150 000 bis 200 000 Menschen umfasste. In den Wirren der Völkerwanderungszeit zog es fort von seinen angestammten Siedlungsgebieten an der unteren Elbe, um nach besseren Lebensbedingungen zu suchen. Das taten damals viele germanische Stämme, aber wer erinnert sich noch an die Chauken oder Markomannen, die Hermunduren oder Gepiden? Sie alle sind untergegangen oder aufgesogen worden in größere Stammesverbände. Auch den Langobarden blieb dieses Schicksal nicht erspart. Und doch waren sie, neben den Goten, das einzige Wandervolk, das nachhaltige Spuren in der Geschichte hinterlassen hat.

Als die Langobarden im 5. Jahrhundert das nördliche Elbegebiet verließen, hatten sie einen langen Weg vor sich. Über Böhmen, Niederösterreich und Ungarn – die ehemals römische Provinz Pannonien – erreichten sie schließlich Norditalien. Dort gelang es ihnen in kurzer Zeit für drei Jahrhunderte in Pavia und weiter südlich in Spoleto und Benevent kleine Herrschaftszentren zu errichten, bis sie im 8. Jahrhundert unter Karl dem Großen ins Fränkische Reich integriert wurden.

Wer waren diese Langbärte wirklich? Barbaren wurden sie genannt, rohe, kriegerische Horden, Analphabeten, die heilige Bäume anbeteten und heidnische Tieropfer brachten. Inzwischen ist das einhellige Urteil der Historiker ein anderes: Von der religiösen Toleranz der Langobarden ist da die Rede, vom Aufschwung der Wirtschaft und des Handels, von kulturellen Leistungen, zahlreichen Kirchen- und Klostergründungen und nicht zuletzt vom Aufschwung der Künste, der den Grundstein legte für die karolingische Renaissance und die Romantik.

Ausgehend von den Aufzeichnungen des langobardischen Historikers Paulus Diaconus entwirft die Autorin ein lebendiges Bild der Strukturen langobardischer Gesellschaftsformen. Die Rolle der Frau wird dabei ebenso berücksichtigt wie die Vielfalt von Religionen und Aberglauben.

### INFO

Karin Priester, „Geschichte der Langobarden“, Gesellschaft – Kultur – Alltagsleben. 206 Seiten mit 51 teils farbigen Abbildungen, Skizzen und Karten. Gebunden. Theiss Verlag, Stuttgart.

# Religion in der Jungsteinzeit

In der Jungsteinzeit – dem Neolithikum, jenem fünf- bis sechstausend Jahre währenden Prozess zwischen 9000 und 3000 v. Chr. – wurde der Mensch in Europa sesshaft. Dieser entscheidende Schritt in seiner Geschichte veränderte sein geistig-religiöses Selbstverständnis von Grund auf. Die so genannte „neolithische Revolution“ spiegelt sich in einer Fülle von Zeugnissen religiösen Lebens wider, die in der Megalithkultur ihren Höhepunkt findet.

Zahlreiche Opferkultstätten, eine äußerst differenzierte Symbolsprache und eine reiche Bestattungskultur geben Aufschluss über das religiöse Leben der Menschen jener Zeit. Dabei lassen sich erstaunliche Parallelen von Indonesien über Nordeuropa bis nach

Amerika feststellen. Ina Mahlstedt hat in jahrelanger Arbeit Felsbilder und Kultstätten der Jungsteinzeit in aller Welt erforscht und verglichen. So gelingt es der Autorin, anhand vieler konkreter Beispiele in Text und Bild die religiöse Symbolik der neolithischen Menschen zu entschlüsseln. Vor dem Hintergrund jener vergangenen Lebenswelt zeigt sie auf, welches geistig-religiöse Selbstverständnis hier sichtbar wird.

### INFO

Ina Mahlstedt, „Die religiöse Welt der Jungsteinzeit“. 160 Seiten mit 28 s/w-Abbildungen. Gebunden. Theiss Verlag, Stuttgart.

# Die Kelten – Neue Blicke auf eine alte Kultur

Keltenforschung ist weit mehr als „nur“ archäologische Forschung. Erstmals stellen in diesem Band Fachleute aus verschiedenen Bereichen der Keltologie in allgemein verständlicher Sprache dar, was die Wissenschaft heute von den Kelten weiß, aber auch, was wir (noch) nicht von ihnen wissen können. Was kann die Keltologie zu unseren Kenntnissen über die Kultur der Kelten beitragen – sowohl für die Zeit des Altertums als auch für Mittelalter und Neuzeit? Was kann in unserer heutigen Kultur noch keltisch genannt werden, was auf keinen Fall? Die Autoren geben in diesem Leitfaden der Keltenforschung hochinteressante Antworten. Aus

unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchten sie die rätselhafte Kultur der Kelten – ihre Geschichte, ihre Religion, ihr Rechtswesen, ihre Sprachen und Literaturen bis hin zur Rolle des Keltischen in der Gegenwart. Ein Anhang bietet Übersichten zu keltischen Ortsnamen in Deutschland und den Niederlanden sowie zu alten und neuen deutschen Wörtern keltischer Herkunft.

### INFO

Zimmer, Stefan (Hrsg.) Die Kelten Mythos und Wirklichkeit Mit Beiträgen von N. Baum, D. Edel, G. Hemprich, B. Kremer, B. Maier und M. Richter. 228 Seiten.

## Krippenfahrt mit zwei Zielen

**BALINGEN** ■ Eine Krippenfahrt unternimmt die Heimatkundliche Vereinigung am Dienstag, 4. Januar, nach Gutenzell und nach Ulm. Im ehemaligen Zisterzienserkloster Gutenzell hat sich eine der schönsten Barockkrippen Süddeutschlands erhalten mit prächtig gekleideten Figuren, im 18. Jahrhundert von den Nonnen des Klosters gefertigt. Im Ulmer Münster ist bis zum Erscheinungsfest eine große Weihnachtskrippe mit vielen Figuren aus Lindenholz vom bedeutenden Ulmer Bildhauer Martin Scheible zu sehen. Verbunden mit der Krippenschau ist eine Führung im Ulmer Münster mit dem Themenschwerpunkt der Weihnachtsgeschichte. Abfahrt mit dem Bus ist um 7.30 Uhr bei der Stadthalle Balingen und um acht Uhr am Omnibusbahnhof Ebingen. Anmeldung bei Erich Mahler, Hechingen, Telefon (0 74 71) 1 55 40 oder bei Ingeborg Pemsel, Oberdigsheim, Telefon (0 74 36) 2 10.

Die Autoren dieser Ausgabe:

**Adolf Klek**  
Wolfenbühlstraße 6, 72336 Balingen

**Manfred Seeger**  
Panoramastr.8, 72348 Rosenfeld

Herausgegeben von der  
Heimatkundlichen Vereinigung  
Balingen

Vorsitzender:  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:  
Ruth Hübner, Leutenheldstr. 22,  
76327 Pfinztal-Söllingen  
Telefon (0 72 40) 9 43 07 00  
Fax: (0 72 40) 9 43 07 66  
Mobil: (01 72) 3 92 99 31  
E-Mail: ruth@huebner-web.de

Redaktion:  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53